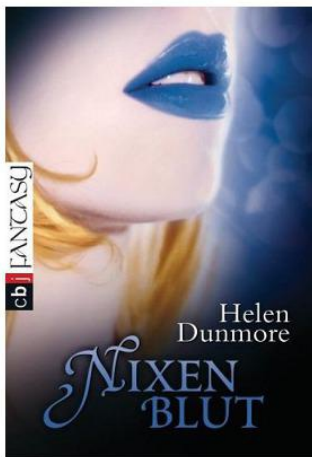


Nixenblut

Helen Dunmore



Helen Dunmore Nixenblut





DIE AUTORIN

Helen Dunmore ist in Yorkshire geboren und lehrte in Finnland Englisch, bevor sie mit dem Schreiben anfang. Sie verfasst belletristische Romane, Kinder-und Jugendbücher und Gedichtbände, die vielfach ausgezeichnet und in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt wurden.

Weitere lieferbare Titel von Helen Dunmore:

Nixenmagier (Band 2)

Nixenfluch (Band 3)

Erstes Kapitel



Man findet die Meerfrau von Zennor in der Zennor Church, wenn man weiß, wo man nachschauen muss. Sie ist aus altem, hartem, dunklem Holz geschnitzt. Da es in der Kirche dunkel ist, muss man sich bücken, um sie genau zu erkennen. Man kann mit seinem Finger an ihrem Fischeschwanz entlangstreichen.

Jemand hat sie vor langer Zeit mit dem Messer aufgeschlitzt. Mit einem scharfen, wütenden Messer. Ich habe die Stelle sehr vorsichtig berührt, um der Meerfrau nicht ein weiteres Mal wehzutun.

»Warum haben sie das gemacht, Dad? Warum haben sie ihr wehgetan?«

»Ich weiß es nicht, Sapphy. Menschen tun

manchmal schreckliche Dinge, wenn sie böse sind.«

Und dann erzählte mir Dad die Geschichte von der Meerfrau. Ich war noch klein, aber ich kann mich an jedes Wort erinnern.

»Die Meerfrau von Zennor verliebte sich in einen Menschen«, begann Dad. »Da sie aber ein Wesen des Meeres war, konnte sie nicht mit ihm an Land leben. Das hätte sie getötet. Doch sie konnte ihn nicht vergessen und ohne ihn leben konnte sie auch nicht. Nicht einmal schlafen konnte sie mehr, weil sie immerzu an ihn denken musste. Sie wollte nichts, als mit ihm zusammen sein.«

»Wäre sie an Land wirklich gestorben?«, fragte ich.

»Ja. Meerwesen können ohne Wasser nicht existieren. Wie auch immer, der Mann konnte sie auch nicht vergessen. Der Anblick der Meerfrau hatte sich tief in sein Bewusstsein eingegraben. Tag und Nacht sah er sie vor sich. Und der Meerfrau erging es genauso. Bei Flut schwamm sie in die Bucht und ließ

sich dann den Fluss hinauftreiben, bis sie der Kirche so nah war, dass sie ihn im Chor singen hören konnte.«

»Ich dachte, es sind die Meerfrauen, die singen«, sagte ich.

»In dieser Geschichte ist es der Mann, der gesungen hat. Schließlich ließ sich die Meerfrau ein letztes Mal von der Strömung bis zur Kirche treiben, und der Mann konnte es nicht ertragen, sie wieder verschwinden zu sehen. Also ist er mit ihr fortgeschwommen und wurde nie wieder gesehen. So wurde auch er zu einem Meerwesen.«

»Wie war sein Name, Dad?«

»Mathew Trewhella«, antwortete er, indem er mich ansah.

»Aber Dad, das ist doch dein Name! Wie kommt es, dass er denselben Namen hat wie du?«

»Reiner Zufall, Sapphy. Das alles ist vor hunderten von Jahren geschehen. Du weißt doch, dass es in dieser Gegend immer wieder dieselben Namen gibt.«

»Und wie hieß die Meerfrau?«

»Sie hieß Morveren. Die Leute sagten, sie sei die Tochter des Meerkönigs, aber ich glaube nicht, dass das wahr ist.«

»Warum nicht?«

»Weil das Meer keine Könige hat.«

Dad schien sich seiner Sache so sicher zu sein, dass ich ihn nicht fragte, woher er das wusste. Als kleines Kind denkt man, dass die Eltern alles wissen. Also wunderte ich mich auch nicht, dass Dad so viel über das Meer wusste.

Ich streichelte die hölzerne Meerfrau erneut und stellte mir vor, wie sie ausgesehen haben mochte, als sie sich mit ihrem wunderschönen, glänzenden Fischeschwanz in der Strömung treiben ließ. Dann schoss mir ein anderer Gedanke durch den Kopf.

»Aber Dad, was ist mit den Leuten, die der Mann zurückgelassen hat? Was ist mit seiner Familie?«

»Er hat sie nie wiedergesehen«, sagte Dad.

»Nicht einmal seine Eltern?«

»Nein, nicht einmal sie. Er gehörte jetzt dem Meer an.«

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie es wäre, Mum und Dad niemals wiederzusehen. Schon bei dem Gedanken fing mein Herz panisch zu rasen an. Ich konnte ohne sie nicht leben, das wusste ich ganz genau.

Ich blickte zu Dad hoch. Er schien mit seinen Gedanken weit fort zu sein und machte ein besorgtes Gesicht. Das gefiel mir nicht. Ich wollte ihn wieder zu mir zurückholen.

»Fang mich doch!«, rief ich und rannte das Seitenschiff entlang bis zur Kirchentür. Obwohl die Tür schwer war und ein massives Schloss hatte, gelang es mir, sie aufzuziehen.

»Du kriegst mich nicht!«, rief ich über die Schulter, als ich aus dem Portal stürzte und die steinernen Stufen hinunterlief, bis ich den sonnigen Weg erreichte. Ich hörte die Kirchentür ins Schloss fallen, dann sah ich Dad die Stufen hinabspringen.

»Pass auf, Sapphy, jetzt hole ich dich!«
Das ist schon lange her. Dad hat die

Meerfrau nie wieder erwähnt und ich auch nicht. Aber die Geschichte steckte tief in mir drin, wie ein unterirdischer Felsen, der den Rumpf eines Schiffes bei schlechtem Wetter plötzlich aufreißen kann. Ich wünschte, ich hätte die Meerfrau von Zennor nie gesehen. Sie war wunderschön, doch sie machte mir Angst.



Heute ist Mittsommernacht und bei Anbruch der Dunkelheit wird auf Carrack Down ein großes Feuer entzündet. Jedes Jahr am Mittsommerabend gehen wir dorthinauf. Ich liebe es, wenn die Blumenkränze ins Feuer geworfen werden und kurz auflodern, sodass es für Sekunden so aussieht, als wären die Blumen aus Flammen gemacht. Das Feuer leuchtet und alle trinken und tanzen, lachen und reden. Die Mittsommernacht ist so kurz, dass es bereits zu dämmern anfängt, bevor das Fest vorbei ist.

Dad ist jetzt oben auf dem Hügel und hilft bei der Vorbereitung des Feuers. Sie schichten

Stechginster und Reisig so hoch auf, dass der Stapel mich und Conor überragt. Conor ist mein Bruder und zwei Jahre älter als ich.

»Komm mit, Saph! Lass uns nachschauen, wie groß der Haufen schon ist.«

Ich laufe hinter Conor her, wie üblich. Conor ist weit vor mir, und ich versuche, ihn einzuholen.

»Con, warte doch!«



Wir beobachten, wie die Sonne untergeht und immer mehr Leute zusammenströmen. Dann ist es Zeit, das Mittsommerfeuer zu entzünden. Der erste Stern funkelt am Himmel. Geoff Treyarnon stößt seine brennende Fackel in das trockene Herz des Reisigstapels. Das Feuer flammt auf, und alle nehmen sich an den Händen und beginnen, um das Feuer herumzutanzten, immer schneller und schneller. Die Flammen schießen in die Höhe, bis über die Köpfe der Leute hinweg, sodass wir zurückspringen müssen.

Conor und ich reihen uns in den Ring ein. Mum und Dad tanzen auch und halten sich an den Händen. Ich bin so froh, wenn ich sehe, wie sie tanzen und sich zulächeln. Wenn es doch immer so wäre. Kein Streit, keine lauten Stimmen ...

Immer höher schlagen die Flammen, alle rufen und lachen. Conor trinkt eine Flasche Bier, aber mir schmeckt Bier nicht. In eine Woldecke gewickelt, setze ich mich ans Feuer und schaue zu, bis die Flammen zu orangeroten und goldenen Farben verschwimmen. Meine Augen brennen und ich schließe sie für einen Moment. Das Feuer schmilzt zu einer samtigen Schwärze, in der die Sterne funkeln. Ich würde sie gerne zählen, aber sie tanzen zu schnell vor meinen Augen ...

Ich muss geschlafen haben, denn plötzlich steht Dad vor mir und will mich mitnehmen. Wie aus dem Nichts war er aus der Dunkelheit gekommen.

»Alles klar, Sapphy? Halt dich gut fest, ich

trag dich nach Hause.«

Eigentlich bin ich zu groß, um getragen zu werden, aber heute ist Mittsommernacht, und Dad sagt, in dieser einen Nacht können alle Regeln gebrochen werden. Er nimmt mich auf den Arm, während ich immer noch in die Decke gewickelt bin, aus der meine Füße herausgucken. Ich schaue über seine Schulter hinweg. Von dem Feuer ist nur ein Haufen glühender Asche übrig geblieben. Die Leute sitzen immer noch im Kreis und trinken, getanzt wird jedoch nicht mehr.

Der Weg zu unserem Haus ist holperig und steil, doch Dad wird mich schon nicht fallen lassen. Er ist sehr stark. Er fährt bei jedem Wetter mit dem Boot hinaus und kann mehr als drei Meilen weit schwimmen. Man hat ihm sogar eine Lebensrettermedaille verliehen.

Mum und Conor gehen voraus. Sie unterhalten sich, aber ich kann nicht hören, was sie sagen. Ich schlinge meine Arme um Dads Nacken und schmiege mich an ihn – nicht nur weil der Weg so holperig ist,

sondern weil ich ihn lieb habe. In seinen Armen fühle ich mich sicher.

Dad fängt zu singen an. Er singt *O Peggy Gordon*. Seine Stimme schallt laut und sanft durch die Sommernacht.

*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten ...*

Ich liebe es, wenn Dad singt. Er hat eine großartige Stimme, und die Leute sagen, er sollte im Kirchenchor singen, aber darüber lacht er bloß.

»Ich singe lieber an der frischen Luft«, sagt er. Wenn er im Garten arbeitet, bleiben die Leute an unserem Zaun stehen, um ihm zuzuhören. Dad singt auch gern im Pub.

Mum, Dad, Conor und ich. Wir alle kommen in dieser Sommernacht sicher nach Hause.

Unsere Familie besteht aus zwei Hälften. Auf der einen Seite Conor und Mum, die besonnen und vernünftig sind und immer das tun, was sie sagen. Auf der anderen Seite ich und mein Dad. Wir sind so leicht entflammbar

wie das Mittsommerfeuer, verlieren schon mal die Beherrschung und sagen Dinge, die wir nicht sagen sollten. Manchmal wissen wir gar nicht, was wir tun, bis wir es getan haben. Ab und zu greife ich auch zu einer Notlüge, was Conor niemals tun würde. Er sagt einem die Wahrheit mitten ins Gesicht. Man muss sich nur daran gewöhnen.

Aber es spielt keine Rolle, dass unsere Familie aus zwei Hälften besteht, solange wir zusammenhalten.

Als wir das steilste Stück des Weges erreichen, muss Dad mich absetzen. In westlicher Richtung ist immer noch ein schwaches Licht zu erkennen, wie der Abglanz des Sonnenuntergangs oder der erste Schimmer des aufgehenden Mondes. Das dunkle Meer verliert sich in der Ferne. Ich bin froh, dass Dad hier stehen geblieben ist, weil ich es liebe, das Meer zu betrachten.

Dad hat aufgehört zu singen. Er steht unbeweglich da und blickt schweigend über das Wasser. Er scheint nach irgendetwas

Ausschau zu halten, vielleicht nach einem Boot. Aber heute sind keine Boote mehr unterwegs, nicht in der Mittsommernacht.

Obwohl Dad direkt neben mir steht, scheint er mich völlig vergessen zu haben. Er ist weit, weit weg.

»Dad«, sage ich schließlich. Ich bin unruhig.
»Dad?« Doch er antwortet nicht. Ich bin müde und fröstele, meine Beine haben eine Gänsehaut. Wären wir doch nur alle vier schon zu Hause und könnten die Tür hinter uns schließen. Ich will ins Bett und schlafen.

»Lass uns zu Mum und Conor aufschließen, Dad, die sind schon weit voraus. *Da-ad!!*«

Doch Dad hebt seine Hand. »Pst!«, sagt er.
»Hör mal!«

Ich lausche. Ich höre den Schrei einer Eule. Ich höre das dumpfe Rauschen der See, als würde sie atmen. In einer stillen Nacht fällt es besonders auf, aber das Geräusch ist immer da. Würde die Welt verstummen und auch das Meer stillstehen, ja, dann wäre absolute Stille. Als mir dieser Gedanke kommt,

verstärkt sich mein mulmiges Gefühl. Mir gefällt das nicht. Ich habe Angst.

»Hörst du?«, fragt Dad erneut. Die Art, wie er das sagt, treibt mir einen Schauer über den Rücken.

»Was denn?«, frage ich scharf. »Was meinst du?«

»Hörst du es nicht?«

»Was?«

Doch Dad antwortet immer noch nicht. Er starrt weiter über das Wasser, bis er sich plötzlich schüttelt, als müsse er zu sich kommen.

»Lass uns gehen, Sapphy.«

Es ist zu dunkel, um Dads Gesicht genau erkennen zu können, aber seine Stimme ist wieder normal. Er schwingt mich auf seinen Arm. »Zeit, dass du nach Hause kommst.«

Als wir unser Haus erreichen, hat Mum Conor bereits ins Bett geschickt.

»Leg dich auch hin, Sapphy«, sagt Dad. Er streckt sich und gähnt, doch seine Augen glänzen und sind weit geöffnet. Ich bemerke,

dass er die Tür nur angelehnt hat, als wolle er wieder hinausgehen. Die Haustür führt bei uns direkt ins Wohnzimmer, hinter dem sich die Küche befindet. Mum ist in der Küche und klappert mit den Tellern.

»Ich geh noch mal an den Strand!«, ruft Dad ihr zu. »Ich kann jetzt sowieso nicht schlafen.«

Mum erscheint im Türrahmen und blinzelt müde.

»Was? Um diese Zeit?«

»Es ist eine wunderbare Nacht«, sagt er. »Der längste Tag und die kürzeste Nacht. Denk dran, Jennie, so eine Nacht wird es ein ganzes Jahr lang nicht wieder geben.«

»In einer dieser Nächte wirst du dir noch mal das Genick brechen, wenn du in den Felsen herumkletterst«, sagt Mum.

Aber wir wissen alle, dass es nicht so weit kommen wird. Dad kennt den Weg zu gut.



So gelangt man zu unserer Bucht: Der Weg führt direkt an unserem Haus vorbei. Folgt man ihm bis zu seinem Ende, stößt man auf

einen Pfad, der von Adlerfarn, Brombeersträuchern und Fingerhut so überwuchert ist, dass man ihn von allein nicht finden würde. Erst wenn man die Zweige zur Seite drückt, erkennt man ihn. Als ich klein war, habe ich mir vorgestellt, er wäre magisch. Man geht den Pfad hinunter und gelangt plötzlich zu einem grasbewachsenen Felsvorsprung über der Bucht. Doch wer denkt, er wäre schon fast am Ziel, der irrt sich gewaltig. Man muss nämlich über den Rand des Felsvorsprungs klettern und weiter unten ein Wirrwarr von großen Steinen überwinden.

Die Steine sind mit glitschigen Algen überzogen. Manchmal muss man ein Bein gewaltig strecken, um sicheren Halt zu finden, mitunter auch springen. Natürlich stürzt man auch ab und zu. Conor und ich sind so oft auf die Steine gefallen, dass unsere Beine voller Narben sind.

Immer weiter geht es hinab, und am Ende muss man sich noch durch zwei gewaltige Felsblöcke hindurchquetschen, die den

Zugang zur Bucht versperren. Im Schatten der Blöcke ist es klamm, es riecht nach Fisch und Seetang. Conor und ich finden dort langbeinige Spinnenkrabben, Stücke von Tauen, Fischskelette und Treibholz.

Hat man die Felsblöcke hinter sich gelassen, muss man noch über weitere Steine klettern. Doch von hier aus kann man bereits den Strand sehen.

Unseren Strand, der aus feinem weißen Sand besteht. Den besten Strand auf der ganzen Welt.

Ein letzter Sprung, dann bist du da. Aber der Strand existiert nur bei Ebbe. Bei Flut ist er nicht mehr zu sehen. Dann füllt sich die gesamte Bucht mit Meerwasser.

Doch wenn der Strand zugänglich ist, kann man schwimmen, über Steine klettern und von ihnen aus ins Wasser springen, sonnenbaden, ein Picknick machen, Treibholz zu einem Lagerfeuer aufschichten und darauf kochen, die kleinen Wassertümpel erforschen, die sich überall zwischen den

Steinen bilden, die Möwen betrachten, die schreiend über ihren Nestern kreisen... Im Sommer gehen Conor und ich fast jeden Tag dorthin, wenn die Gezeiten es zulassen.

Manchmal erkunden wir auch die Höhlen, die im Rücken der Bucht liegen. Sie sind finster und glitschig und erzeugen ein Echo, wenn man ruft: *Hallo ... lo ... lo ... Hörst du mich ... du mich ... du mich.*

Die klamme Luft ist vom Geräusch tropfenden Wassers erfüllt. Unmöglich zu sagen, wo es herkommt. Man kann sich durch enge Durchgänge schlängeln, doch sollte man sich nicht zu weit vorwagen, sonst bleibt man stecken und wird von der Flut ertränkt. Was für eine Vorstellung: zwischen den glitschigen Steinen eingeklemmt zu sein, während das kalte Wasser sich zuerst um deine Zehen, dann um deine Beine schließt – und du weißt die ganze Zeit, was passieren wird, wie sehr du auch dagegen ankämpfst.

»Seid auf der Hut in diesen Höhlen«, sagt Dad immer. »Und vergesst die Zeit nicht. Die

Flut kommt sehr rasch, und ehe man sich's versieht, ist einem der Rückweg abgeschnitten. «

Man muss also die Gezeiten beobachten. Wenn das Wasser einen schwarzen Stein erreicht, den wir »Zeitstein« nennen, dann ist es Zeit, zurück durch den Sand zu laufen, über die Steine zu klettern, sich durch die Felsblöcke hindurchzuquetschen und so schnell wie möglich die Klippe zu erklimmen. Glaube ja nicht, du könntest dich schwimmend in Sicherheit bringen. Wer versucht, um die Landspitze herumzuschwimmen, der wird unweigerlich von der Strömung erfasst und fortgetragen.

Dads Boot liegt auf der anderen Seite im tiefen Wasser. Damit das Boot nicht bei schlechtem Wetter von der Brandung gegen die Klippen geschleudert werden kann, besitzt er eine Winde, um die *Peggy Gordon* über die Gezeitenlinie nach oben zu hieven. Dad ist ständig mit der *Peggy Gordon* auf See, fischt, überprüft die Krabbenkörbe und

macht Fotos. Die Fotos bearbeitet er anschließend am Computer und beschriftet sie, bevor er sie rahmt und an die Touristen verkauft.

Es gibt also keinen Grund, sich Sorgen zu machen, wenn er sagt, dass er zur Bucht hinuntergeht. Dad würde niemals in den Klippen verunglücken. Außerdem wird es bald hell. Früher habe ich mir Sorgen gemacht, wenn er mit dem Boot unterwegs war und das Wetter umschlug, doch er ist immer wohlbehalten nach Hause gekommen. Er kennt jeden Winkel der gesamten Küste.

Ich kenne jede Wasserlache und jede Kreatur, die darin lebt, sagt er, und es hört sich überzeugend an, weil es wahr ist.

Doch heute ist Mum besorgt.

»Geh nicht, Mathew!«, sagt sie. »Es ist viel zu spät. Lass uns zu Bett gehen.«

»Warum kommst du nicht mit?«, entgegnet er. Man spürt, dass er es ernst meint. »Warum kannst du diese Kinder nicht einmal allein lassen und mit mir kommen?«

Er sagt »diese Kinder«, als spräche er über Fremde, nicht über mich und Conor. Als wäre ich gar nicht im Zimmer. Ich hasse das. Mir wird kalt vor Angst.

»Ich kann doch Sapphire nicht mitten in der Nacht allein lassen«, sagt Mum.

»Was soll denn schon passieren? Es macht dir doch nichts aus, Sapphy, wenn Mum und ich noch einen Spaziergang zur Bucht machen, oder? Conor ist oben in seinem Zimmer.«

»Nein«, sage ich mit einer Stimme, die eigentlich »doch« meint. Mum müsste doch verstehen, dass ich »doch« meine ...

»Dafür ist sie noch zu jung«, erklärt Mum. »Mach dir keine Sorgen, Sapphy, ich lasse dich nicht allein.«

Dad schießt die Zornesröte ins Gesicht. »Werden wir denn nie wieder ein eigenes Leben haben?«, fragt er gereizt. »Sie sind doch keine Babys mehr. Komm mit ans Meer, Jennie.«

Doch Mum schüttelt den Kopf. Ich fühle mich

schuldig und habe Angst. Ich hasse es, wenn Dad sauer ist, und diesmal ist es meine Schuld.

»Dann gehe ich eben allein«, sagt er. Sein Gesicht ist hart. Er dreht sich um. »Warte nicht auf mich, Jennie.«

»Mathew!«, ruft Mum, aber die Tür schwingt weit auf und schon ist er in der Nacht verschwunden. Die Tür fällt krachend ins Schloss.

»Geh ins Bett, Sapphy«, sagt Mum mit müder, leiser Stimme.

Ich gehe ins Bett. In unserem Haus gibt es zwei Schlafzimmer. In einem schlafen Mum und Dad, im anderen ich. Conor hat es am besten getroffen. Eine Leiter führt von meinem Schlafzimmer direkt zum Dachboden hinauf, wo er schläft. An einem Ende hat Dad ein Fenster in die Wand eingesetzt. Wenn Conor allein sein will, dann zieht er einfach die Leiter zu sich hoch. Dann kann ihn niemand mehr erreichen.



Ich ziehe mich aus, denke schläfrig an das Mittsommernachtsfeuer und an den Streit zwischen Mum und Dad, bis ich alle Gedanken beiseite schiebe, ins Bett schlüpfe und mich in die Decke kuschele. Der Schlaf rollt heran wie die Dünung des Meeres.

Noch ahne ich nichts.

Ich ahne nicht, dass dies die letzte Nacht ist, in der Conor und ich, Mum und Dad vereint sind. Ich ahne nicht, dass die beiden Hälften unserer Familie auseinander fallen, während ich schlafe.

Aber ich träume von der Meerfrau von Zennor. Ich träume, dass ich mit meinem Finger an der langen Kerbe entlangstreiche, die ein Messer in ihrem Körper hinterlassen hat. Ich versuche, sie wegzureiben, damit die Meerfrau wieder heil und unversehrt wird. Ich träume davon, dass sie ihre hölzernen Augen öffnet und mich anlächelt.

Zweites Kapitel



Spät am nächsten Morgen erwache ich durch den Geruch von Essen. Dad ist in der Küche und brät Pilze in einer gusseisernen Pfanne. Er pfeift leise durch die Zähne. Mum knallt Messer in die Schublade.

»Er ist erst um acht Uhr morgens nach Hause gekommen«, flüstert Conor mir zu.

Die Stimmung in der Küche ist gereizt. Conor und ich ziehen uns mit einer Schale Haferflocken ins Wohnzimmer zurück. Während wir essen, beginnen sie wieder zu streiten. Ihre Stimmen schwellen an: »Bist du verrückt, Mathew, nachts mit dem Boot rauszufahren, nachdem du getrunken hast?«

»Ich bin nicht mit dem Boot rausgefahren.«

»Lüg mich nicht an. Ich rieche das Meer an

dir. Schau nur, wie durchnässt deine Sachen sind. Es reicht dir wohl nicht, dein Leben zu riskieren, indem du im Dunkeln in den Klippen herumkletterst, nein, du musst auch noch das Boot nehmen. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Hast du völlig den Verstand verloren?«

Dad kontert mit derselben Schärfe: »Ich weiß genau, was ich tue. Willst du etwa für den Rest deines Lebens an Land bleiben, Jennie? Wenn du bloß einfach mitkommen würdest ...«

Seine Stimme bricht ab. Er ist genauso böse auf Mum wie sie auf ihn. Aber warum? Dad weiß, dass Mum das Meer nicht ausstehen kann. Sie setzt sich nie in ein Boot und ausnahmsweise bin ich froh darüber. Ich fange an zu zittern, wenn ich mir vorstelle, dass beide im Dunkeln hinausfahren könnten – so weit, dass sie mich nicht hören würden, so laut ich auch rufe.

»Du weißt genau, warum ich nicht mitkomme«, sagt Mum. »Ich habe allen

Grund, mich vom Meer fern zu halten.« Ihre Stimme klingt bedeutungsschwer. Wir sind so vertraut mit Mums Abneigung gegen das Meer, dass wir nie nach dem Grund fragen, doch plötzlich möchte ich mehr wissen.

»Warum fährt Mum eigentlich nie mit der *Peggy Gordon* ?«, flüstere ich Conor zu. Immer, absolut immer ist Dad es gewesen, der Conor und mich mit aufs Meer genommen hat, während Mum zu Hause blieb. Conor zuckt die Schultern, doch plötzlich sehe ich in seinem Gesicht, dass er mir etwas verheimlicht.

»Na, sag schon, Conor! Bloß weil ich die Jüngste bin, will mir nie jemand was erzählen.«

»Genau haben sie's mir auch nicht gesagt.«

»Aber du weißt etwas.«

»Ich habe mal gehört, wie sie sich unterhalten haben«, räumt Conor widerwillig ein. »Mum hatte gesagt, dass sie am Sonntag einen Hasenrücken zubereiten wollte.«

»Hase? Igitt! Das würde ich nicht essen.«

»Das hat Dad auch gesagt. Er sagte, Hase essen bringt Unglück. Aber Mum war das egal. Sie meinte, sie wäre nicht abergläubisch. Darauf hat Dad gesagt, sie wäre die abergläubischste Person, die er jemals kennen gelernt hat. Und Mum sagte: *»Nur in einem Punkt, Mathew Und ich habe einen guten Grund, das Meer zu fürchten.«*«

»Was meinte sie damit? Einen guten Grund?«

»Ich habe Dad später danach gefragt. Ich sagte, sie hätten so laut gesprochen, dass ich ihr Gespräch unfreiwillig mit angehört habe. Erst wollte er mir nichts sagen, aber dann hat er es mir doch erzählt. Er sagte, Mum wäre mal bei einer Wahrsagerin gewesen und danach hätte sie sich nie wieder aufs Wasser hinausgewagt. Das ist schon Jahre her, aber sie hat es wirklich nie wieder getan. Nicht ein einziges Mal.«

»Was hat die Wahrsagerin gesagt?«

»Dad wollte es mir nicht erzählen. Es muss aber was Schlimmes gewesen sein.«

»Vielleicht hat sie prophezeit, dass Mum eines Tages ertrinken wird.«

»Ach, was, Saph! So was würde eine Wahrsagerin nie prophezeien. *Sie werden eines Tages ertrinken. Das macht zehn Pfund, bitte.*«

»Aber sie muss Mum irgendwas Schreckliches erzählt haben. Sonst würde sich Mum doch nicht für den Rest ihres Lebens weigern, ein Boot zu besteigen.«

»Bitte, Saph, hör auf damit, sonst wäre mir lieber, ich hätte es dir nie erzählt. Sie dürfen nicht merken, dass du es weißt. Dad sagte, ich soll es dir nicht erzählen, damit du keine Angst kriegst.«

Die Stimmen von Dad und Mum werden wieder lauter. Warum müssen sie nur immer so viel streiten? Ich streite mich fast nie mit Conor.

»Ich geh jetzt rein und mache uns einen Toast, dann hören sie auf«, sagt Conor.

»Ich komm mit.«

Mum und Dad stehen am Herd. Sie

verstummen, als sie uns sehen, aber die Luft ist aufgeladen von all den hässlichen Dingen, die sie gesagt haben. Wenn der Streit von Erwachsenen einen Geruch hätte, denke ich manchmal, dann würde er nach verbranntem Essen riechen. Dads Pilze sind schwarz und verschrumpelt. Als er bemerkt, dass ich sie anstarre, nimmt er die Pfanne in die Hand, kratzt die verbrannten Pilze zusammen und befördert sie in den Mülleimer.

Was für ein Jammer. Ich liebe Pilze.



An diesem Abend radeln Conor und ich zu Conors Freund Jack. Wir bleiben länger bei ihm als geplant, weil Jacks Labradorweibchen drei Junge bekommen hat. Bisher konnten wir mit ihnen nicht spielen, weil sie noch zu klein waren, doch jetzt sind sie sieben Wochen alt. Jack lässt uns jeder einen Welpen auf den Arm nehmen. Ich bekomme eine kleine, pummelige Hündin. Sie zappelt, schnuppert an meinen Fingern und schleckt sie ab, während aus ihrer Kehle

hohe, piepsende Laute kommen. Sie ist so niedlich. Conor und ich wollten schon immer einen Hund haben, doch bis jetzt ist unser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen.

»Du bist das süßeste Hundebaby auf der ganzen Welt«, flüstere ich ihr zu, während ich sie dicht an mein Gesicht halte. Sie hat ein lustig abgeknicktes linkes Ohr und sanfte, neugierige braune Augen. Wenn ich mir einen Welpen aussuchen dürfte, dann würde ich sie wählen. Sie rümpft die Nase und stößt ein kleines Welpenniesen aus, bevor sie ihre Schnauze unter meinem Kinn vergräbt. Ich glaube, sie hat sich schon für mich entschieden.

Poppy, die Hundemutter, kennt Conor und mich. Deshalb hat sie auch nichts dagegen, dass wir mit ihren Kindern spielen.

Dennoch bleibt sie in unserer Nähe, sieht uns zufrieden, stolz und wachsam zu. Jedes Mal wenn eines der Kleinen sich davonstehlen will, trägt Poppy es sofort zurück ins Körbchen. Ich liebe die Art, wie Poppy ihr

Maul ganz weich macht, um die Welpen im Genick packen zu können.

Wir vergessen die Zeit. Als wir wieder daran denken, ist es schon spät, und wir müssen uns beeilen.

»Schnell, Saph! Mum flippt aus, wenn wir noch später kommen!«

Conor rast davon. Mein Fahrrad ist zu klein für mich, und selbst wenn ich strampele wie eine Verrückte, fahre ich nicht besonders schnell. Wenn Conor ein neues Fahrrad kriegt, dann bekomme ich eins. Vielleicht wird es Weihnachten so weit sein.

»Warte!«, rufe ich ihm nach, aber Conor ist schon auf und davon. An der letzten Kurve wartet er auf mich.

»Du bist so langsam!«, motzt er, als wir den letzten Abhang nebeneinander herfahren.

»Ich bin genauso schnell wie du. Nur mein Fahrrad ist langsam«, sage ich. »Wenn ich *dein* Fahrrad hätte ...« Conor hat mir schon versprochen, sein Fahrrad für mich anzumalen, wenn er ein neues bekommt, und

die Lichter kann ich auch behalten. Die Farbe darf ich mir aussuchen.

Wir erreichen das Tor, dort, wo der abschüssige Weg an unserem Haus vorbeiführt. Unser Haus ist nicht das einzige in dieser Gegend, aber unsere Nachbarn wohnen ein gutes Stück entfernt. Abends sieht man die Lichter der anderen Häuser vor dem dunklen Hang. Unser Haus liegt dem Meer am nächsten.

»Schau mal, da ist Mum. Was macht sie da?«, fragt Conor plötzlich.

Sie ist auf einen Zaunpfosten geklettert, der sich gegenüber von unserem Haus befindet. Ihre Silhouette zeichnet sich vor der Dämmerung ab. Sie steht vorgebeugt da, als würde sie nach etwas Ausschau halten.

»Irgendwas stimmt da nicht«, sagt Conor, lässt sein Fahrrad am Wegesrand fallen und beginnt zu laufen. Als ich auch meines hinlege, verhaken sich die Lenker. Ich kriege sie nicht auseinander und lehne beide Fahrräder gegen die Mauer. Eigentlich will ich

auch zu Mum rennen, aber irgendwas hält mich davon ab. Ich zögere. Ich habe das beklemmende Gefühl, dass Conor Recht hat. Irgendwas stimmt da nicht. Irgendwas ist passiert.

So begann eine lange Nacht. Die längste Nacht meines Lebens, obwohl die Nächte im Sommer eigentlich kurz sind.

Niemand von uns geht ins Bett. Zunächst sitzen wir alle am Küchentisch und warten. Immer wieder nicke ich ein. Dann sinkt mein Kopf auf die Brust, und ich zucke zusammen, kurz bevor ich vom Stuhl kippe. Mum nimmt davon keine Notiz und sie schickt mich auch nicht ins Bett. Sie starrt unentwegt die Tür an, als würde Dad jeden Moment hereinkommen.

»Dad fährt doch oft noch spät mit dem Boot raus«, wiederholt Conor störrisch, während die Stunden vergehen. Zehn Uhr, elf Uhr ...

»Aber nicht so spät«, sagt Mum. Ihre Lippen bewegen sich kaum. Ich weiß, dass sie Recht hat, und Conor weiß es auch. Irgendwas ist

passiert. Wenn er fischen geht, dann meistens mit Badge oder Pete zusammen. Manchmal ist er auch allein unterwegs, aber er würde nie, wirklich nie so einfach verschwinden, ohne uns zu sagen, wo er hinwill. Oft helfen wir ihm, das Boot zu beladen, und sehen ihm zu, wie er bei Flut hinausfährt.

Aber diesmal hat Dad nichts gesagt. Er hat den ganzen Nachmittag im Garten gearbeitet. Mum hat ihn singen gehört.

Sie hat sich für eine halbe Stunde hingelegt, weil ihr der Schlaf der letzten Nacht fehlte. Als sie aufwachte, stand die Sonne schon tief. Sie hat nach Dad gerufen, doch es kam keine Antwort. Sie ging ein Stück den Weg hinunter und rief erneut, doch wieder blieb alles ruhig. Unsere Nachbarin, Mary Thomas, kam aus ihrem Haus.

»Ist was nicht in Ordnung, Jennie?«, fragte sie. »Ich habe gehört, wie du nach Mathew gerufen hast.«

»Doch, doch, alles in Ordnung«, antwortete

Mum. »Ich weiß nur gerade nicht, wo er ist. Vielleicht repariert er irgendwas am Boot. Ich geh mal zur Anlegestelle und schau nach.«

Eine merkwürdige Vorstellung, dass Mum den ganzen Weg allein bis zur Bucht gegangen ist, so nah ans Meer! Es muss ihr Angst gemacht haben, aber sie tat es. Als sie über einen Stein klettern wollte, ist sie ausgerutscht und hat sich die Hand an einer Muschelschale aufgeschnitten. Ihre Jeans ist voller Blutflecken. So schnell, wie sie nur wagte, ist sie weitergehastet, bis sie sehen konnte, dass an der Anlegestelle kein Boot festgemacht war. Es herrschte Flut, doch der Gezeitenwechsel stand unmittelbar bevor. Mum hat immer wieder seinen Namen gerufen, obwohl ihr doch klar sein musste, dass Dad nicht da war. Sie konnte einfach nicht aufhören zu rufen.

»Ich hatte das Gefühl, dass Mathew in der Nähe war. Er wollte zu mir kommen, aber er konnte es nicht.«

All das hat uns Mum nicht erzählt, als wir um

den Küchentisch saßen. Erst viel später in dieser Nacht, nachdem sie uns ins Bett geschickt hat, sitzen wir auf den Treppenstufen und lauschen ihrem Gespräch mit Mary Thomas. Ihr erzählt sie alles, was sie uns nicht erzählt hat – von ihrem ewigen Rufen nach Dad, weil sie dachte, er sei ganz in der Nähe, und dass er nicht zu ihr kommen konnte, obwohl er es wollte.

Als der Morgen dämmt, ist Dad immer noch nicht zurück. Mary Thomas sitzt bei Mum in der Küche. Conor und ich hocken immer noch auf den Stufen, warten und lauschen. Irgendwann muss ich eingeschlafen sein, denn als ich aufwache, hat Conor seinen Arm um mich gelegt. Ich bin völlig steif, mein Kopf schmerzt und das Gefühl einer schrecklichen Angst ist stärker als je zuvor.

Mum hat gesagt, dass Dad am Morgen zurück sein würde. Aber jetzt ist es Morgen und er ist nicht da. Ein Murmeln dringt durch die geschlossene Küchentür, und wir müssen uns sehr anstrengen, um Mums Worte zu

verstehen.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Mary!«, sagt sie. Wir können die Panik in ihrer Stimme hören. Ich warte darauf, dass Mary ihr sagt, sie solle sich beruhigen, weil Dad doch schon tausendmal mit dem Boot rausgefahren ist, ohne dass je etwas passiert wäre. Aber das tut Mary nicht. Während das Morgenlicht langsam in unser Haus dringt, sagt sie: »Ich denke, wir sollten jetzt die Küstenwache verständigen, Jennie.«

»Komm, Saph«, sagt Conor. Als er aufsteht, sieht sein Gesicht plötzlich viel älter aus als zuvor. Wir betreten die Küche, und Mum starrt uns so entgeistert an, als wüsste sie nicht, wer wir sind. Sie sieht furchtbar aus.

Mary wendet sich an Conor: »Ich habe gerade zu deiner Mutter gesagt, dass wir die Küstenwache verständigen sollten. Es passt nicht zu deinem Vater, einfach zu verschwinden und deine Mutter im Unklaren zurückzulassen. Es ist jetzt hell genug, um mit der Suche zu beginnen. Selbst wenn er auf

See beim Fischen ist, schadet es nicht, wenn die Küstenwache bei ihm vorbeischaute. Ich hol dir jetzt das Telefon, Jennie.«

Mit Mums Anruf fängt alles an. Und wenn es erst mal anfängt, kannst du es nicht mehr aufhalten. Ich klammere mich immer noch an die Hoffnung, dass Polizei und Küstenwache sich beschweren werden, wir hätten sie wegen einer so nichtigen Angelegenheit belästigt. *Immer mit der Ruhe, eurem Dad geht es gut. Wartet noch ein bisschen, dann wird er bestimmt auftauchen.* Aber das sagen sie nicht.

Der Jeep der Küstenwache holpert den Weg hinunter. Leute sprechen in Funkgeräte und Handys. Polizeibeamte drängen in unsere Küche und füllen sie mit ihren Uniformen.

Nachbarn klopfen an die Tür. Mary geht hinaus, um mit ihnen zu reden – leise, damit wir nicht hören, wie sie immer wieder dieselbe Geschichte erzählt. Teebecher stehen auf dem Küchentisch. Einige sind voll,

andere halb leer. Die Leute bringen Sandwiches und Kuchen und Kekse vorbei, bis wir mehr haben, als wir je essen könnten. Ich kriege keinen Bissen hinunter. Ich probiere einen Keks, aber er bleibt mir im Hals stecken. Mum hält mir ein Glas Wasser an den Mund, während ich huste und pruste. Die Angst und der Schlafmangel stehen ihr ins Gesicht geschrieben.

Das alte Leben von mir und Dad und Mum und Conor ist abgelaufen wie eine Uhr, die plötzlich stehen bleibt. Ein neues Leben hat begonnen, und ich höre es flüstern: Dein Dad ist *weg*, dein Dad ist *weg*, dein Dad ist *weg*.

Draußen herrscht strahlender Sonnenschein, es wird warm werden. Conor steht unten bei Mum, aber ich gehe hinauf in mein Schlafzimmer, ziehe die Bettdecke eng um mich zusammen, schließe die Augen und versuche, Dad in Gedanken zu uns zurückzubringen. Ich kümmere mich nicht um die Geräusche, die aus der Küche kommen, sondern versuche, mich zu konzentrieren.

Wenn du jemand so sehr liebst, dann muss er dich doch hören, wenn du ihn rufst.

»Dad«, sage ich. »Dad, *bitte*, komm nach Hause. Kannst du mich hören? Ich bin's, Sapphy. Ich lasse nicht zu, dass Mum böse auf dich ist, wenn du gleich nach Hause kommst.«

Niemand. Nichts. Alles, was ich höre, ist das Rauschen des Blutes in meinem Kopf, weil die Decke um meine Ohren geschlungen ist.

»*Bitte*, Dad ...«

Ich setze mich fröstelnd auf und lausche angestrengt auf die beiden Dinge, die ich lieber als alles andere auf der Welt hören möchte – auf Dads schlagendes Herz, wie ich es hörte, als er mich in der Mittsommernacht nach Hause trug, und auf seine Stimme, die sich in die Sommerluft erhebt, wenn er *O Peggy Gordon* singt:

O Peggy Gordon, du bist mein Liebling, komm und setz dich auf meinen Schoß...

»Ich heiße nicht Peggy«, habe ich immer gesagt, als ich noch klein war. »Setz dich

trotzdem auf meinen Schoß«, entgegnete Dad. Dann fasste er unter meine Ellenbogen und hob mich mit großem Schwung auf seinen Schoß. Ich lachte, und er lachte auch und schwang mich sogleich noch höher in die Luft, immer höher und höher, bis Mum sagte, er solle aufhören, ehe mir total schwindelig sei. Aber sie war ihm nicht böse, sondern lachte ebenfalls.

Wenn man die Zeit doch nur zurückstellen könnte. Oder wenn sie plötzlich in die entgegengesetzte Richtung lief, wie das Seewasser bei Ebbe. Zurück zu dem Moment, als das Mittsommerfeuer noch nicht entzündet und alles noch in bester Ordnung war. Dann könnten wir alle noch mal von vorne anfangen ...



Die Küstenwache sucht die gesamte Küste ab, doch ohne Erfolg. Sie suchen den ganzen Tag und den nächsten und übernächsten Tag auch. Der Seenotrettungsdienst schickt einen Hubschrauber, der im Tiefflug über Buchten

und Klippen hinwegknattert.

Nach zwei Tagen erklärt mir Conor, dass sie die Suche nun langsam zurückfahren. Er erklärt mir, was das bedeutet. Es bedeutet, dass Dad entweder im Wasser oder in den Klippen ist und dass sie nicht mehr damit rechnen, ihn noch lebend zu finden. Zu viel Zeit ist inzwischen vergangen. Der Hubschrauber fliegt nicht mehr und anstelle von Polizeibeamten, Männern der Küstenwache und freiwilligen Helfern befinden sich nur noch Nachbarn in unserer Küche. Dann kehren auch die Nachbarn zu ihrem eigenen Leben zurück, abgesehen von Mary.

Ein paar Tage später meint Mary, wir sollten doch beide wieder zur Schule gehen. Es tue uns nicht gut, ständig zu Hause zu sein und zu warten, immer nur zu warten.

Fünf Wochen darauf macht ein Kletterer mehrere Meilen die Küste abwärts eine Entdeckung. Er findet den Schiffsrumpf der *Peggy Gordon*, kopfüber zwischen den Felsen verkeilt. Er liest ihren Namen. Die

Küstenwache fährt dorthin und ein Team von Tauchern sucht die See in dieser Gegend ab. Von Dad keine Spur. Schließlich bergen sie das Boot aus den Klippen, um es gründlich untersuchen zu können und herauszufinden, was das Unglück verursacht hat. Aber das Boot liefert keinen Anhaltspunkt.

Mum sagt zu uns: »Wir müssen es akzeptieren. Euer Dad hatte einen Unfall.«

»Nein!«, schreit Conor und knallt seine Fäuste auf die Tischplatte. »Nein, nein, nein! Dad würde die *Peggy Gordon* nie auf diese Art und Weise verlieren. Nicht in einer ruhigen Nacht!« Er stürmt aus dem Haus, schnappt sich sein Fahrrad und verschwindet. Ich vermute, dass er zu Jack fährt. Wie auch immer, jedenfalls kommt er spät nach Hause, und als er in mein Zimmer schleicht, um die Leiter zum Dachboden hochzuklettern, schlafe ich schon halb.

»Conor?«

»Pst.«

»Alles okay. Mum schläft schon. Sie hat den

ganzen Abend ...«

»Geweint?«

»Nein, vor sich hingestarrt. Ich hasse das.«

»Ich weiß.«

»Wo ist Dad?«

Ich bin immer noch im Halbschlaf, sonst hätte ich diese Frage nie gestellt. Woher soll Conor das wissen, wenn es sonst niemand weiß? Die Frage ist mir einfach so rausgerutscht. Doch Conor ist mir nicht böse. Er geht auf Zehenspitzen zu mir und kniet sich neben mein Bett.

»Ich weiß nicht, was passiert ist, Saph. Aber er ist nicht ertrunken. Da bin ich ganz sicher. Wenn er ertrunken wäre, dann wüssten wir es. Wir würden es fühlen. Wir würden einen Unterschied bemerken, wenn er tot wäre.«

»Ja«, sage ich. Die Erleichterung durchflutet mich. »Du hast Recht. Ich habe auch nicht das Gefühl, dass er tot ist.«

Conor nickt. »Wir werden ihn finden, Saph. Egal, wie lange es dauert. Aber du darfst Mum nichts davon erzählen. Schwöre!«

»Ich schwöre«, entgegne ich und spucke auf meine rechte Handfläche. Conor spuckt auf seine und wir schlagen unsere Handflächen aneinander. Danach schlafe ich ein.

In der Kirche wird ein Gedenkgottesdienst für Dad abgehalten. Mum erklärt uns, dass es kein richtiges Begräbnis geben kann, weil Dads Körper nicht gefunden wurde. *Er wurde nicht gefunden, weil es nichts zu finden gibt. Dad ist nicht tot*, denke ich und weiß, dass Conor dasselbe denkt.

Alle erscheinen in dunkler Kleidung und mit traurigen Gesichtern.

»Oh, meine arme Jennie«, sagen sie und legen Mum den Arm um die Schultern. Manche Frauen küssen mich, obwohl ich darauf wirklich keinen Wert lege. Conor macht ein finsternes Gesicht und verschränkt die Arme, damit bloß keiner auf die Idee kommt, auch ihn zu küssen. Er ist wütend, weil alle wie Schafe zum Gedenkgottesdienst trotten und glauben, Dad sei gestorben,

obwohl sein Körper nie gefunden wurde. Die meisten glauben, er sei sehr tapfer, Mum zuliebe.

»Jetzt bist du der Mann im Haus, Conor«, sagt Alice Trewhidden mit ihrer knarrenden, alten Stimme. »Eure Mutter kann sich glücklich schätzen, einen Sohn zu haben, der sich um sie kümmert.« Alice mag nur Jungs, keine Mädchen. In ihren Augen existieren Mädchen gar nicht.

»Conor muss sich um sein eigenes Leben kümmern, Alice«, entgegnet Granny Carne mit Schärfe. Ich habe Granny Carne gar nicht kommen sehen, doch plötzlich steht sie da: groß, stark und gebieterisch. Die Leute weichen respektvoll zurück. Jeder zollt Granny Carne Respekt, als wäre sie eine Königin. »Conor muss seine eigenen Entscheidungen treffen«, fährt Granny Carne fort. »Niemand von uns kann ihm dies abnehmen.«

Die mürrische, scharfzüngige Alice Trewhidden erwidert nichts. Sie murmelt etwas vor sich hin und bewegt sich wie ein

Krebs zur Seite, um einen guten Platz zu finden. Sie hat nicht direkt Angst vor Granny Carne, doch sie will sich nicht mit ihr anlegen. Niemand will das.

Ich wundere mich, dass Granny Carne überhaupt zu dem Gedenkgottesdienst gekommen ist. In der Kirche habe ich sie nie zuvor gesehen. Auch alle anderen wirken überrascht. Köpfe werden gedreht, und ein raunendes Echo hallt durch den kühlen Raum, als sie hereinkommt.

Schaut mal, wer da ist!

Wer?

Granny Carne. Kann mich gar nicht erinnern, wann wir sie das letzte Mal in der Kirche gesehen haben.

Ich habe sie in meinem Leben noch nicht hier gesehen und ich lebe schon ziemlich lange, grummelt Alice Trewhidden.

Granny Carne geht nicht weit in die Kirche hinein. Sie bleibt nahe am Eingang stehen, sieht sich um und lauscht. Vielleicht hört sie all das Brummen und Murmeln, aber sie lässt

sich nichts anmerken. Wie üblich trägt sie ihre schäbigen, erdfarbenen Kleider, doch ihr klatschmohnroter Schal leuchtet durch das gesamte Kirchenschiff.

Granny Carne ist eine groß gewachsene und Furcht einflößende Erscheinung. Die Leute bahnen sich immer noch ihren Weg durch die voll besetzte Kirche, nachdem sie ihr am Eingang einen flüchtigen Blick zugeworfen haben. Manche nicken ihr respektvoll zu, so wie sie auch dem Pfarrer zunicken. Der Gedanke, Granny Carne und der Pfarrer könnten etwas gemein haben, lässt meine Lippen zucken.

Granny Carne bemerkt, wie ich sie anblicke. Der Anflug eines Lächelns huscht über ihr Gesicht und ich fühle einen Hauch von Hoffnung und Mut in der bedrückenden Finsternis der Kirche.

Wer ist Granny Carne? Warum ist sie anders als alle anderen?

Das habe ich Dad gefragt, als ich sieben Jahre alt war.

Wir saßen am Strand, das Meer war spiegelglatt und Dad ließ mit einer kurzen Bewegung seines Handgelenks Steine über das Wasser hüpfen. Nur Dad und ich, niemand sonst. Die Steine sprangen über das samtweiche Wasser – einmal, zweimal, viermal, sechsmal ...

»Wer ist Granny Carne, Dad? Warum wird sie so genannt, obwohl sie von niemandem die Großmutter ist?«

»Manche sagen, sie sei eine Hexe«, antwortete Dad.

»Ich weiß«, entgegnete ich. »Ich habe es auf dem Spielplatz gehört. Aber es gibt doch gar keine richtigen Hexen.«

»Wer weiß?«, sagte er. »Fest steht, dass eine ganz bestimmte Kraft von ihr ausgeht. Du kannst es auch Zauberkraft nennen oder Magie.«

»Kann sie denn wirklich zaubern?«

»Du meinst, ob sie ein großes Zauberbuch besitzt?«

»Vielleicht kann sie die Zaubersprüche ja

auswendig.«

»Ja, vielleicht. Sie verfügt über irdische Zauberkraft. Darum ist sie stark, trotz ihres Alters.«

»Wie alt ist sie denn?«

Dad zuckte die Schultern. »Sie war schon immer so alt, wie sie jetzt ist. Wenn du sie fragst, wird sie antworten: so alt wie meine Zunge und ein bisschen älter als meine Zähne. Vielleicht ist sie schon immer alt gewesen.«

»Hast du Angst vor ihr, Dad?«

»Nein, ich habe keine Angst vor ihr. Es gibt zwei Arten von Magie, Sapphy, und ich würde sagen, dass ihre Art von Magie eher segensreich ist.«

»Was bedeutet das?«

»Dass sie eher Gutes als Schlechtes bewirkt. Meistens jedenfalls.«

»Nicht immer?«

»Magie ist unzähmbar. Du kannst sie nicht bändigen oder dazu bringen, deinem Willen zu gehorchen. Sogar die beste Magie kann

gefährlich sein.«

Ich erinnere mich, wie überrascht ich war, dass Dad über Magie sprach, als wäre es das Natürlichste auf der Welt. Ich wusste, dass die meisten Erwachsenen an so etwas nicht glauben.

»Erweise Granny Carne stets Respekt, Saphy«, sagte Dad. »Wenn du das tust und sie nicht verärgerst, wirst du immer auf sie zählen können. Sie ist mir stets eine gute Freundin gewesen. Flüstere nie hinter ihrem Rücken, wie manche Leute das tun. Die glauben, sie weiß es nicht, aber sie weiß es.«

»Segensreich«. Was für ein merkwürdiges Wort. Später habe ich im Wörterbuch nachgeschlagen und herausgefunden, dass es ungefähr dasselbe wie »nutzbringend« bedeutet. Ich dachte über gute Magie nach und fragte mich, wie es um Granny Carnes Magie wirklich bestellt war.

Jetzt ist sie also zu Dads Gedenkgottesdienst erschienen, und zwar

nicht in Schwarz, so wie alle anderen, sondern in Erdfarben und flammendem Rot. Ihr Gesicht ist tiefbraun von Sonne und Wind und ihre Augen haben das bernsteinfarbene Gelb einer Eule.

Gibt es so etwas wie Eulenmagie? Vielleicht ist Granny Carne wirklich eine Eule, die sich in einen Menschen verwandelt hat. Die anfangs hoch über der Kirche kreiste, um dann zu uns hinabzustoßen.

Eulen sind stark, machtvoll und weise, doch können sie dich mit ihren Krallen verletzen. *Eher segensreich*, hat Dad gesagt. Ihre leuchtenden Eulenaugen durchdringen mich, als sähen sie alles, was ich verbergen möchte.

Die schwarz gekleideten Menschen sind aus der ganzen Umgebung gekommen. Mum, Conor und ich sitzen in der ersten Reihe. Nur der Pfarrer sieht unsere Gesichter.

Der Chor singt, doch niemand hat so eine schöne Stimme wie Dad. Ich weiß noch, wie er sagte, er sänge lieber an der frischen Luft

als im Kirchenchor. Dad würde es hier nicht aushalten. Er würde Granny Carne zuzwinkern und aus der Tür laufen. Fast muss ich lachen bei dem Gedanken, wie Dad von seinem eigenen Gedenkgottesdienst flüchtet, aber ich reiße mich zusammen.

Jetzt singen sie ein Lied für all die verschollenen Fischer und Seeleute, weil sie glauben, dass Dad ertrunken ist.

Mum singt nicht mit. Sie starrt unbeweglich vor sich hin, als der Gesang anschwillt. Ihre Lippen sind so hart aufeinander gepresst, dass alle Farbe aus ihnen gewichen ist. Wüsste man nicht, dass Mum traurig ist, könnte man denken, sie sei außer sich vor Wut. So sieht sie oft aus, seit Dad verschwunden ist. Es ist eine langsame, düstere, monotone Weise. Dad würde sie hassen. Er mag Musik, in denen das Leben zu spüren ist.

Ich schließe meine Augen und achte nicht auf das Kirchenlied. Dafür konzentriere ich mich auf eine andere Musik. Ja, jetzt glaube ich

fast, Dads Stimme zu hören:
*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten ...*

Vielleicht ist es dort, wo Dad sich jetzt aufhält: in den tiefsten Fluten. Er ist in Indigo, wo immer Indigo auch sein mag. Dort werden wir ihn finden. Wenn es mir gelingt, einen Ton seiner Stimme festzuhalten, dann kann ich ihm folgen. Er wird der Faden sein, der mich zu ihm führt.

Das Lied ist verklungen. Die Leute husteln und zwängen sich raschelnd wieder in die engen Reihen. Die fette Bridget Jelbert quillt über das Ende ihrer Bank hinweg auf den Gang hinaus. Ich wende mich Conor zu und flüstere: »Wir werden ihn finden, nicht wahr?«
»Klar«, flüstert er zurück. »Mach dir keine Sorgen, Saph. Sollen sie weitermachen mit ihrem Gedenkgottesdienst, wenn es ihnen Spaß macht. Es bedeutet nicht, dass Dad tot ist. Ich weiß, dass wir ihn finden werden.«

In Indigo werden wir ihn finden, sage ich mir.

In Indigo, wie lange auch immer das dauern wird. Wir werden ihn finden, wie hart das auch sein mag.

Nein, ich werde nicht weinen. Ich lehne den Kopf zurück, damit die Tränen in meinen Augen bleiben. Ich spüre sie in der Kehle, während sie in meinen Mund laufen. Sie schmecken salzig. Ich schlucke sie hinunter. Dad lebt. Er würde nicht wollen, dass ich weine.

Drittes Kapitel



Hunderte von Jahren scheinen seit dem Gedenkgottesdienst vergangen zu sein. Doch tatsächlich sind es ein Jahr, ein Monat und ein Tag. Dreihundertsechundsundneunzig Tage.

Manchmal, wenn ich erwache, denke ich für einen kurzen Moment, dass alles so ist wie immer. Ich meine, Dad unten oder im Badezimmer zu hören. Alles ist normal. Doch dann kommt die Wahrheit über mich wie eine dunkle Wolke.

Tagsüber zwingen ich mich, nicht daran zu denken, doch es funktioniert nicht immer, selbst wenn ich Dinge tue, die ich gern habe, wie schwimmen oder Schokoladenkuchen essen oder irgendwas am Schulcomputer

entwerfen. Der Gedanke an Dad lässt mich nicht los; er ist wie ein schmerzhafter Bluterguss. Conor geht es genauso. In Mums Gegenwart reden wir nicht über Dad, weil sie das nur aufregt. Aber es geht ihr schon viel besser. Sie isst wieder richtige Mahlzeiten, steht nicht mehr mitten in der Nacht auf, um eine Tasse Tee nach der anderen zu trinken und stundenlang durch das Haus zu tigern.

Wir erzählen ihr nie, dass wir glauben, Dad eines Tages wiederzufinden. Sie würde uns doch nicht glauben.

Eine Zeit lang bin ich jedes Mal zum Telefon gerannt, wenn es geklingelt hat.

Ja? Hallo? Wer ist da?

Jedes Mal wenn es nicht Dads Stimme war, hatte ich das Gefühl, als seien plötzlich alle Lichter erloschen. Wenn der Briefträger kam, versuchte ich, als Erster bei der Tür zu sein, und riss ihm mit pochendem Herzen die Briefe aus der Hand. Doch auf den Umschlägen war nie Dads Handschrift zu sehen. Selbst wenn jemand an die Tür klopfte,

wurde meine Hoffnung sofort lebendig. Aber warum sollte Dad an seine eigene Haustür klopfen?

Inzwischen tue ich diese Dinge nicht mehr. Das Klingeln des Telefons ist wieder ein ganz normales Klingeln, der Briefträger bringt wahrscheinlich nur irgendwelche Rechnungen und für das Klopfen an der Tür sind sicher die Nachbarn verantwortlich.

Weißt du, wie das Meer im Laufe vieler, vieler Jahre die Steine immer weiter abschleift, bis schließlich nur noch Sand übrig ist? Niemand sieht es, weil es so langsam geschieht. Und schließlich ist der Sand so fein, dass er dir durch die Finger rieselt. Dad zu verlieren, ist so, als würde man langsam aufgezehrt von einer Kraft, die so gewaltig ist, dass man ihr nichts entgegensetzen hat. Wir sind wie Steine, die langsam abgeschliffen werden.

Wer Mum, Conor und mich oberflächlich betrachtet, der denkt vermutlich, wir hätten uns nicht verändert, abgesehen von der

Tatsache, dass wir alle ein Jahr älter geworden sind. Aber wir sind nicht mehr dieselben, die wir waren. Etwas Unsichtbares hat sich verändert, etwas in unseren Gedanken und Gefühlen. Ich will diese Veränderung nicht, aber ich kann sie nicht aufhalten.

»Wo ist Conor? Hast du ihn gesehen?« Mum hastet durch die Räume. Sie muss gleich zur Arbeit. Zurzeit wirkt sie ständig gehetzt, aber das heißt zumindest, dass sie aufgehört hat, nur herumzusitzen und in die Luft zu starren.

Mum arbeitet in einem Restaurant in St Pirans und ist diese Woche für die Abendschicht eingeteilt. Sie geht um vier und kommt erst nach Mitternacht zurück.

Vor dem Spiegel im Wohnzimmer bleibt sie stehen, um Lippenstift aufzulegen und ihre Haare hochzustecken. Früher trug sie nicht jeden Tag Lippenstift.

»Sapphire, hörst du mich?« Mum schnippt mit den Fingern. Ich zucke zusammen. Sie

schnippt ziemlich viel in letzter Zeit. Sie meint es nicht so; es ist nur, weil sie müde ist. Sie arbeitet in einem der neuen, teuren Restaurants unten am Hafen. Die Trinkgelder sind gut, aber die Arbeitszeit in der Sommersaison ist lang. Von einer Tischgesellschaft bekam Mum letzte Woche eine Zwanzigpfundnote. Zwanzig Pfund! Wie viel Geld muss man haben, um nicht nur das Essen zu bezahlen, sondern darüber hinaus noch zwanzig Pfund Trinkgeld zu geben? Aber natürlich gibt es auch geizige Leute, die hundert Pfund für ein Essen ausgeben, jedoch meinen, ein Pfund Trinkgeld sei genug.

»Sapphire! Hörst du endlich mal auf zu träumen?«

»Tut mir Leid, Mum!«

»Zum dritten Mal, wo ist Conor?«

»Der ist zu Jack gegangen.« Ich habe keine Ahnung, wo Conor ist, doch ich möchte, dass Mum unbeschwert zur Arbeit geht.

»Ich habe ihm gesagt, er soll um drei wieder da sein«, sagt Mum. »Ich lasse dich nur

ungern allein, Sapphy. Ich weiß zwar, dass du schon zurechtkommst, aber mir ist wohler, wenn Conor zu Hause ist. Herrje, diese Schulferien nehmen einfach kein Ende.«

»Aber die haben doch gerade erst angefangen, Mum!«

»Für die Lehrer ist das kein Problem. *Die* brauchen die ganzen Ferien über nicht zu arbeiten und können mit ihren Kindern zusammen sein. *Die* müssen nicht weiter ihrem Job nachgehen und schlaflose Nächte verbringen, weil sie nicht wissen, was nur aus ihren Kindern werden soll.«

»Ach, Mum, wir sind doch keine Babys mehr. Wir sind sehr vernünftig und Conor wird bestimmt gleich wieder da sein. Wenn ich ... wenn ich allerdings einen Hund hätte, wäre ich nie wieder allein zu Hause.«

»Jetzt fang doch nicht wieder damit an, Sapphire! Ach, verdammt, jetzt ist mein Lippenstift verschmiert.«

»Ich finde, ohne Lippenstift siehst du sowieso besser aus.«

»Die Gäste finden das aber nicht«, murmelt sie, während sie den verschmierten Lippenstift abwischt und neuen aufträgt. »Schau dir nur die Ringe unter meinen Augen an, Sapphy, ich muss unbedingt ein bisschen Make-up auflegen. Wenn Conor um fünf noch nicht zurück ist, dann ruf mich auf dem Handy an.«

Es ist so ungerecht. Jack hat drei Hunde und wir keinen einzigen. Seine Mutter hat gesagt, wir könnten Sadie bekommen, meinen Lieblingswelpen mit dem abgeknickten Ohr, doch Mum erlaubt es uns nicht. Wir haben ihr immer wieder gesagt, dass wir uns ganz alleine um Sadie kümmern würden, mit ihr spazieren gehen und alles andere, doch Mum fragt, was ist, wenn sie zur Arbeit geht und wir in die Schule müssen.

Sadie ist so niedlich. Sie ist jetzt über ein Jahr alt, doch Jacks Familie hat sie bisher an niemand anderen verkauft. Ihr Fell hat eine hellbeige, goldene Farbe, und ihre großen, sanften braunen Augen sehen dich an, als

wüssten sie alles über dich. Und sie versteht dich, wenn du mit ihr sprichst. Ich gehe mit ihr spazieren, wann immer ich kann. Das ist ein bisschen so, als hätte ich selbst einen Hund. Sie geht sofort neben mir, wenn ich sage: »Bei Fuß, Sadie!« Leute, die in ihren Autos vorbeifahren, denken sicher, dass sie mir gehört.

Sadie ist sehr liebebedürftig, aber keine Klette. Sie hat wirklich einen perfekten Charakter und ist immer ganz aufgeregt, wenn sie mich sieht. Hunde lassen es dich spüren, wenn sie dich lieb haben. Sollten Jacks Eltern sie je an einen anderen Menschen verkaufen, glaube ich nicht, dass sie glücklich werden würde. Ich würde ihr genauso fehlen wie sie mir.

»Hör zu, Sapphire!«, sagt Mum. »Im Tiefkühlfach ist eine Peperonipizza. Außerdem haben wir noch Frühlingszwiebeln und Marys Kopfsalat.«

Ich nicke. Ich hasse Frühlingszwiebeln und verstehe gar nicht, warum sich überhaupt

jemand damit abgibt, sie anzubauen.

»Du kommst doch klar, oder?«, fragt Mum und runzelt besorgt die Stirn. Sie lässt mich wirklich nur höchst ungern allein und macht sich bestimmt große Sorgen, während sie bei der Arbeit ist. Sie muss arbeiten, weil wir das Geld brauchen. Dad hatte keine Lebensversicherung abgeschlossen.

Ich will nicht, dass sie sich Sorgen macht.

»Wir kommen schon zurecht, Mum.«

Mum gibt mir einen flüchtigen Kuss, ehe sie aus der Tür eilt. Ich höre, wie sie den Motor anlässt. Dann hupt sie, damit ich das Tor am Ende der Einfahrt öffne. Ich laufe hinaus, löse die orangefarbene Schnur, mit der es am Pfosten befestigt ist, und lasse das Tor weit aufschwingen. Mum beschleunigt den Wagen und winkt mir mit breitem Lächeln zu, doch sie kann mir nichts vormachen.

Zurück ins Haus. Drinnen ist es so warm, dass ich die Tür offen lasse. Ich frage mich, wo Conor bleibt.

Wahrscheinlich ist er bei Jack, sitzt vor

dessen Computer oder spielt mit den Hunden.

Normalerweise erzählt er mir, wo er hingeht, und *verschwindet* nicht einfach.

Nein. Ich will über dieses Wort nicht nachdenken. Wenn ich uns jetzt schon was zu essen mache, können wir danach fernsehen, solange wir wollen. Ich nehme die Pizza aus dem Gefrierfach und lege sie auf ein Backblech. Ich wasche Marys Kopfsalat, schleudere ihn trocken und schneide vorsichtig die Wurzeln von Conors Frühlingszwiebeln ab. Wir haben dieses Jahr kein eigenes Gemüse gezogen. Dad hat sich immer ganz allein um die Gartenarbeit gekümmert und alles Mögliche angebaut: Zwiebeln und Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und Karotten und das ganze Salatzeug. Ich habe ihm oft dabei geholfen. Doch jetzt ist unser Garten verwildert und von Unkraut überwuchert, und ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, um ihn auf Vordermann zu bringen. Dad wäre entsetzt über seinen

Zustand.

Aber dann fällt mir etwas ein. Vom dichten Gestrüpp verborgen, befinden sich drei Stachelbeersträucher in unserem Garten. Ich frage mich, ob die ersten Stachelbeeren schon reif sind.

Das sind sie. Sie sind prall und saftig, und wenn ich sie gegen das Licht halte, sehe ich die schwarzen Kerne unter der gelben Schale. Ich laufe in die Küche und hole ein Sieb. Dann beginne ich mit dem Pflücken. Wir werden Stachelbeeren mit Zucker und Schlagsahne essen. Wir haben noch einen halben Karton haltbare Sahne im Kühlschrank, den Mum gestern von der Arbeit mitgebracht hat.

Ich pflücke und pflücke. Dornige Zweige zerkratzen mir die Beine, die Stacheln stechen in meine Hände, aber das macht mir nichts aus. Das Sieb ist jetzt fast ganz voll. Mum wird sich freuen, wenn morgen noch genug da sind. Auch Conor wird begeistert sein.

Conor. Wo ist er? Auf einmal packt mich wieder die Unruhe. Ich schaue auf die Uhr. Es ist fünf vor halb sechs. Mum wollte, dass ich sie anrufe, wenn er um fünf nicht zurück ist, aber das kann ich nicht tun. Sie würde sich solche Sorgen machen und nur einen Unfall riskieren, wenn sie sich Hals über Kopf ins Auto setzte und nach Hause raste. Außerdem wäre der Lohn eines ganzen Abends futsch.

Ich schaue mich um. Alles ist ruhig. In einiger Entfernung sehe ich, wie Alice Trewhidden die Geranien vor ihrer Haustür gießt. Doch selbst auf diese Distanz macht sie einen mürrischen Eindruck. Sie muss den Dingen mit ihrem Gesicht sehr nahe kommen, um etwas zu erkennen. Keine gute Idee, sie nach Conor zu fragen.

Ich könnte Mary fragen.

Ach, nein, lieber nicht. Conor ist nicht *verschwunden*. Er hat sich nur verspätet, das ist alles. Wenn ich Mary frage, wird aus Conors Abwesenheit plötzlich eine ganz ernste Angelegenheit – wie in der Nacht, als

Dad ...

Nein. *Ich will nicht daran denken.* Nie im Leben will ich mir diese schreckliche Nacht in Erinnerung rufen.

Ich könnte bei Jack anrufen. Vielleicht ein bisschen später. Aber was ist, wenn seine Mutter sagt: »*Nein, Conor ist heute nicht hier gewesen. Ist alles in Ordnung, Sapphire ?*« ?

Ich gehe wieder ins Haus und stelle das Sieb mit den Stachelbeeren auf den Küchentisch. Putzen werde ich sie später.

Das Haus scheint stiller als je zuvor. Ich finde keine Ruhe. Zuerst schalte ich den Fernseher an und dann gleich wieder aus, damit ich Conors Fahrrad höre, wenn er kommt. Plötzlich kommt mir der Gedanke, dass er vielleicht oben in seinem Schlafzimmer ist und schläft.

»Conor!«, rufe ich. »Conor?«

Womöglich hört er mich nicht, weil er die Bettdecke über dem Kopf hat. Ich laufe in mein Zimmer und klettere die Leiter zu Conors Raum hinauf, nun beinahe gewiss,

dass er zusammengerollt unter seiner Decke liegt.

Doch sein Bett ist leer. Die Decke liegt auf dem Boden. Ich frage mich, ob er auf dem Kopfkissen vielleicht eine Nachricht für mich hinterlassen hat, so wie die Leute in Büchern das machen, aber natürlich hat er das nicht. Schließlich suche ich den ganzen Dachboden ab, um irgendeinen Anhaltspunkt zu finden. Ich bücke mich sogar und starre durch das kleine Fenster, das Dad eingebaut hat, nachdem er den Dachboden für Conor hergerichtet hatte. Er ließ mich damals auf dem Boden sitzen und ihm die Werkzeuge anreichen.

Nein, Sapphire, du darfst über so was nicht nachdenken. Das macht dich nur...

Dad ist nicht tot, das weißt du genau. Er ist... Hör auf der Stelle mit diesem kindischen Geplärre auf.



Conors Fenster. Es geht direkt zum Meer hinaus. Im letzten Nachmittagslicht schimmert

es blau, lila und aquamarin. Das Meer ist ruhig, doch unter der Wasseroberfläche wogt die Dünung. Am Horizont sieht man ein Fischerboot.

Auf Conors Dachboden ist es viel zu heiß und stickig. Wenn ich doch nur unten in der Bucht wäre. Dann könnte ich ins Wasser hineinlaufen und spüren, wie seine herrliche Kühle an meinem Körper emporsteigt. Ich würde so weit laufen, bis meine Füße sich vom Grund lösen, bis in die Mitte der Bucht schwimmen, mich auf dem Rücken treiben lassen und zum klaren Himmel hinaufblicken ... Oder ich würde hinabtauchen, in die tiefsten Fluten, meine Augen öffnen und die Rippen betrachten, die der Gezeitenstrom auf dem Meeresgrund und den kleinen Muscheln zurücklässt. Ich könnte sehen, wie der rote und orangefarbene Seetang, der an den Steinen klebt, hin und her wogt, während die Flut kommt. Könnte beobachten, wie die Krabben davonflitzen, wenn sie meinen Schatten über sich spüren, oder kleinen

Fischschwärmen zusehen, wie sie hierhin und dorthin jagen. Ich würde meine Hände zu einer kleinen Höhle formen, die sie durchschwimmen könnten ...

Ich verliere mich in diesem Traum, obwohl ich hellwach bin. Das Meer fühlt sich stärker und wirklicher an als Conors Dachboden. Die weißen Wände scheinen davonfließen zu wollen. Das Wasser, das mich umschließt, flüstert mir etwas zu. Seine Stimme hebt und senkt sich wie das ewige Auf und Ab der Gezeiten. Ich will dieser Stimme folgen. Ich will auf das Meer hinaus und dem Land den Rücken kehren. Das Meer trägt mich mit sich fort, wie eine starke Strömung, die meine Beine erfasst und die Füße vom Boden löst.

Wäre ich doch nur in der Bucht. Ich muss dorthin. Auf der Stelle.

Viertes Kapitel



Noch nie bin ich so schnell die Felsen hinabgeklettert, und das, obwohl sie nass und glitschig sind. Gerade wurden sie noch vom Wasser umspült, jetzt jage ich über sie hinweg. Das Meer ist eben noch hier gewesen, doch nun haben sich die Gezeiten umgekehrt. Das Wasser weicht zurück und zieht mich mit sich fort.

Mit einem Sprung erreiche ich den Strand, trete mir die Sandalen von den Füßen und stürme ins Wasser, das zuerst meine Zehen, dann meine Fußgelenke und im nächsten Moment die Knie umschließt.

Die See blendet mich. Als ich meine Hand hebe, um meinen Augen Schatten zu geben,

sehe ich ihn. Es ist Conor. Er sitzt in weiter Entfernung auf den Felsen an der Mündung der Bucht. Ich erkenne ihn sofort, obwohl er mir den Rücken zukehrt. Seine Haare sind vom Wasser geglättet. Er war schwimmen! Aber wir schwimmen hier niemals allein, weil wir genau wissen, wie gefährlich das ist. Warum ist Conor ohne mich hierher gekommen?

Kalt. Mir ist kalt. Ich schaue an mir hinab. Das Wasser reicht mir schon bis zur Hüfte. Meine Hände gleiten durch das Wasser. Wie merkwürdig. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich so weit hineingegangen bin. Shorts und T-Shirt habe ich anbehalten. Die Ebbe zerrt immer stärker an mir, als wollte sie, dass ich mitkomme. Sie ist wie ein Magnet. Hätte ich meine Füße nicht in den Sand gebohrt, würde sie mich forttragen.

Aber was macht Conor da drüben, an der Mündung der Bucht, wo das Wasser tief ist? Er muss dorthin geschwommen sein.

Er hat mich noch nicht gesehen. Er sitzt

immer noch abgewandt. Ich öffne meinen Mund, um ihn zu rufen. Da dreht Conor plötzlich seinen Kopf, als würde er ...

Als würde er mit jemandem reden.

Ich kämpfe gegen die Strömung an. Ich lasse nicht zu, dass sie mich weiter hinauszieht. Ich werde Conor nicht rufen. Als ich mich umdrehe, um in seichteres Wasser zu kommen, saugt das Meer gierig an meinen Beinen. Offenbar will es mich nicht gehen lassen, aber es hat keine Wahl. Seine Macht ist gebrochen.

Im knietiefen Wasser wate ich der linken Seite der Bucht entgegen. Von dort aus kann ich Conor besser beobachten. Ich will seine Aufmerksamkeit nicht erregen. Ich will nur einen guten Blick auf den Felsen haben.

Jetzt sehe ich ihn deutlich vor mir. Conor ist nicht allein. An der Felsenkante zeichnet sich ein weiterer Kopf ab. Ein scharf umrissener, dunkler Kopf. Als er sich dreht, sehe ich sein Profil und die langen nassen Haare. Es ist ein Mädchen. Ihre langen Haare fallen ihr auf den

Rücken, genau wie bei mir. Jetzt wird mir klar, dass ich ihren Körper für einen Teil des Felsens gehalten habe. Sie muss einen Taucheranzug tragen. Sie und Conor sitzen dicht beieinander und unterhalten sich wie alte Freunde, die sich so viel zu erzählen haben, dass sie von ihrer Umwelt keine Notiz mehr nehmen.

Sie haben mich nicht gesehen. Conor hat kein einziges Mal aufgeschaut. Worüber reden sie bloß die ganze Zeit? Sie sind viel zu weit weg, als dass ich ihre Stimmen hören könnte.

Ich habe das Mädchen noch nie gesehen, da bin ich ganz sicher. Dabei kenne ich doch jeden Menschen in dieser Gegend. Wie kann das sein?

Vielleicht ist sie eine Touristin. Es kommen nur selten Touristen in diese Bucht, weil sie so schwer zu erreichen ist. Vielleicht hat das Mädchen Conor nach dem Weg gefragt, sie kamen miteinander ins Gespräch und gingen schwimmen ... ohne mich.

Nein, ich will nicht, dass sie mich sehen. Conor würde denken, ich hätte ihm nachspioniert. Er wollte mich nicht dabeihaben, sonst hätte er mir erzählt, dass er zur Bucht geht. Wir schwimmen immer gemeinsam – nicht nur weil es hier gefährlich sein kann, sondern weil wir gerne zusammen sind.

Ich wate an den Strand. Das Wasser saugt an meinen Fersen, aber nur noch sehr schwach, als wüsste es, dass es keine Chance mehr hat. Meine nassen Kleider kleben mir am Körper. Vielleicht sollte ich ins Haus gehen und mich umziehen ? Nein, ich will Conor hier nicht allein lassen. Das ist zu gefährlich.

Ich stapfe fröstelnd an der Gezeitenlinie entlang, obwohl die Luft immer noch warm ist. Ich hebe Muscheln und kleine weiße Treibholzstücke auf und lasse sie wieder fallen. Alle fünf Minuten werfe ich einen kurzen Blick zu der Mündung der Bucht. *Sie* sind immer noch da, Conor und das fremde

Mädchen, das nicht aus dieser Gegend stammt. Sie sitzen immer noch dicht beieinander und nehmen keine Notiz von mir, konzentrieren sich ganz aufeinander.

Doch als ich das nächste Mal gucke, ist das Mädchen verschwunden und Conor allein. Er steht unmittelbar an der Kante des Felsens und starrt in die Tiefe. Doch wo ist das Mädchen geblieben? Dann beugt er seinen Oberkörper, als wolle er im nächsten Moment ins Wasser springen. Ich werde von einer rasenden Panik ergriffen, und noch ehe ich mich besinne, habe ich seinen Namen gerufen.

»Conor! CONOR!«

Er hebt den Kopf und schaut sich um. Ich renne an der Wasserkante entlang, winke und rufe.

»Ich bin's, Conor!«

Er fährt herum und sieht mich. Eine ganze Weile starren wir uns über das Wasser hinweg an, doch sind wir zu weit voneinander entfernt, um unsere Mienen erkennen zu

können. Dann, ganz langsam, hebt er seine Hand und winkt mir zu.

»Komm nach Hause, Conor. Das Essen ist fertig.«

Er winkt erneut, bevor er sich behutsam auf den Weg über die nassen, glitschigen Steine macht. Eigentlich könnte er auch einfach ins Wasser springen und zu mir hinüberschwimmen, aber das tut er nicht. Er klettert über die Felsen, die sich an der Bucht entlangziehen, und springt nur dort ins Wasser, wo es seicht ist. Durchs knietiefe Wasser watet er mir entgegen. Er runzelt die Stirn, sieht jedoch nicht verärgert aus, sondern eher so, als würde er über einer kniffligen Matheaufgabe brüten.

»Was machst du hier, Saph?«

»Ich habe dich gesucht.«

»Aber es ist doch noch gar nicht Essenszeit, oder?«

Ich werfe einen Blick auf mein Handgelenk und bemerke etwas Schreckliches. Ich muss mit meiner Uhr im Wasser gewesen sein. Mit

meiner wunderschönen Uhr, die Dad mir in Truro gekauft hatte. Jetzt erinnere ich mich, wie ich meine Arme durchs Wasser gezogen habe. Ich habe überhaupt nicht an meine Uhr gedacht! Ich kann es nicht glauben. Die Zeiger deuten auf fünf nach sieben, doch der Sekundenzeiger bewegt sich nicht mehr. Ich schüttelte energisch mein Handgelenk. Nichts passiert. Meine Uhr ist stehen geblieben.

»Oh, Saph, bist du etwa mit der Uhr im Wasser gewesen?«, fragt Conor, während er meine nassen Shorts und mein nasses T-Shirt mustert.

»Jetzt ist sie kaputt.«

»Vielleicht geht sie wieder, wenn sie trocknet. Ich werde mal das Gehäuse öffnen«, sagt Conor. Aber wir wissen beide, dass die Uhr nicht zu retten ist.

»Sie ist kaputt, Conor!« Dicke, verzweifelte Tränen treten mir in die Augen. Dad half mir damals, die Uhr auszusuchen, aber die entscheidende Wahl habe ich ganz allein getroffen. Der Verkäufer hatte meine drei

Favoriten auf den Ladentisch gelegt. Eine Uhr mit blauem Zifferblatt und goldenen Zeigern, eine silberne mit gleichfarbigem Armband und diese Uhr. Meine Uhr. Dad wartete schweigend ab, während ich die Uhren ein ums andere Mal anprobierte. Ich hielt mein Handgelenk von mir fort, um zu prüfen, wie die Uhren an mir aussahen. Dann war die Entscheidung gefallen. Diese war meine. Ich liebte sie. Aber es war die teuerste von den drei Uhren. Ich nahm sie ab und legte sie zurück auf den Ladentisch.

»Die blaue gefällt mir am besten«, sagte ich. Ich schaute auf die Preisschilder und wusste, dass es die billigste war. Doch was tat Dad? Er nahm die Uhr, die mir am besten gefallen hatte, in die Hand und sagte: »Schau nicht auf die Preise, Sapphy. Du hast doch nur einmal im Jahr Geburtstag. Diese gefällt dir doch am besten, oder?«

»Woher weißt du das, Dad?«

»Du kannst mir nichts vormachen. Ich kenne dich zu gut, Sapphy.«

Er kannte mich zu gut, weil wir einander so ähnlich sind. Ich und Dad, Mum und Conor. Nicht dass ich Dad mehr geliebt hätte als Mum, aber ...

»Weine nicht, Saph.« Conor legt mir den Arm um die Schultern. »Du hast es ja nicht mit Absicht getan. Aber hör zu: Du darfst niemals alleine hierher zum Schwimmen kommen. Das haben wir Mum versprochen.«

Du darfst niemals ... Meine Empörung lässt die Tränen sofort verschwinden. »Und was ist mit dir? Schau nur, wie nass deine Haare sind. Du warst mit diesem Mädchen zusammen im Wasser, stimmt's?«

»Welches Mädchen?«

Ich starre ihn an. »Welches Mädchen? Na, das Mädchen auf dem Felsen, mit dem du geredet hast. Die so lange Haare hat wie ich.«

Conor sieht mich mit diesem typischen Älterer-Bruder-Blick an, den ich hasse.

»Wie konntest du ihre Haare erkennen, wenn wir da drüben auf dem Felsen waren?«

»Ich konnte es eben. Ich habe sie ganz genau gesehen.«

»Dein Problem ist, Saph, dass du eine Sache siehst und dir eine andere vorstellst.«

»Das stimmt nicht. Ich bilde mir nichts ein. Das habe ich vielleicht getan, als ich noch kleiner war.«

»Wenn du meinst.«

»Das sagst du jetzt nur, damit ich dir keine weiteren Fragen stelle.«

»Okay, okay. Ich bin schwimmen gegangen, nachdem ich den Schuppen ausgemistet habe. Vielleicht hätte ich dir Bescheid sagen sollen, aber ich wollte doch wirklich nur ein einziges Mal ...«

Mir wird innerlich kalt aus Angst davor, was er mir sagen will. Was wollte Conor ohne mich tun?

»Ich weiß nicht«, fährt Conor fort, als spräche er zu sich selbst, »ich brauchte einfach ein bisschen Raum für mich selbst, glaube ich.«

»Aha.«

»Und nach dem Schwimmen habe ich mich

zum Trocknen auf die Steine gesetzt, das ist alles.«

»Aber Conor. Den Schuppen hast du doch schon *heute Morgen* ausgemistet. Und jetzt ist es weit nach sieben Uhr abends. Vielleicht schon nach acht. Mum ist schon vor Stunden zur Arbeit gefahren. Du willst mir doch nicht weismachen, dass du sieben Stunden beim Schwimmen warst.«

»Was?« Conor packt mein Handgelenk und starrt auf das Zifferblatt meiner Uhr.

»Sie ist stehen geblieben, als ich ins Wasser gegangen bin«, sage ich.

»Es kann noch nicht so spät sein. Sie muss schon vorher kaputt gewesen sein.« Er schüttelt mein Handgelenk, als wolle er die Zeiger der Uhr dazu bringen, rückwärts zu laufen.

»Lass das, Conor! Es ist Abend, siehst du das nicht? Schau nur, wie tief die Sonne schon steht.«

Conor blickt sich um. Er starrt zur Mündung der Bucht, hinter der die goldene

Abendsonne schon dem Horizont entgegenstrebt. Ihm wird klar, dass ich die Wahrheit sage.

»Vielleicht bin ich eingeschlafen«, sagt er langsam. Er sieht verwirrt aus, verloren, ganz anders, als mein Bruder Conor normalerweise aussieht.

»Du hast mit einem Mädchen geredet. Ich habe sie gesehen. Sie muss über die Felsen verschwunden sein«, sage ich, doch diesmal sage ich es sehr leise – nicht weil ich einen Streit gewinnen will, sondern um ihm die Wahrheit klar zu machen. Und diesmal schweigt Conor. »Wer ist sie?«, frage ich, obwohl ich nicht erwarte, dass er es mir verrät. Das tut er auch nicht. Sein Gesicht ist blass, ausgezehrt. So ausgezehrt wie nach einem langen Tag auf See. Er will jetzt nicht reden. Seite an Seite gehen wir durch den Sand, den Steinen entgegen, zwingen uns durch die Felsblöcke und treten den Heimweg an. Ich fühle mich zittrig am ganzen Körper. Ich weiß genau, dass da ein Mädchen war.

Zuerst saß sie neben Conor auf den Steinen und dann war sie plötzlich weg.



In dieser Nacht liege ich wach. Conor ist oben auf dem Dachboden. Er kann nicht die Leiter hinunterklettern, ohne dass ich es merke. Ich habe Angst einzuschlafen, weil er dann möglicherweise an mir vorbeischleicht und das Haus verlässt. Aber warum sollte er das tun? Mir fällt kein Grund ein, doch gegen meine Angst kann ich nichts machen.

Auch Dad hatte keinen Grund, uns zu verlassen.

Ich weiß, dass Conor noch nicht schläft, weil ich vor einer Minute gehört habe, wie er vorsichtig in Richtung Fenster gegangen ist. Erst das Geräusch nackter Füße, dann Stille. Jetzt steht er am Fenster und blickt aufs Meer hinaus. Ich weiß es genau. Meine Augen brennen vor Müdigkeit, aber ich darf noch nicht einschlafen. Ich muss damit warten, bis Mum nach Hause gekommen ist.

Wir haben Mum beide versprochen, dass wir

niemals allein in der Bucht baden. Es ist so still und einsam dort, dass jede Hilfe zu spät käme, wenn etwas passieren würde. Wir haben unser Versprechen immer gehalten – bis heute. Und es war nicht nur Conor, der es gebrochen hat. Hätte ich ihn nicht auf dem Felsen gesehen, wäre ich noch tiefer ins Wasser hineingegangen. Es hat mich angezogen wie ein Magnet.

Wie weit hätte es mich gezogen? Vielleicht gibt es auch so etwas wie die Magie des Meeres. Dad hatte ja einmal von der Erdmagie Granny Carnes erzählt. Was hat es mit der Meermagie auf sich? Das Meer ist wild und stark, und wenn du nur einen einzigen Fehler machst, musst du dafür bezahlen. Manche bezahlen mit ihrem Leben.

Dad sagte immer, das Meer hasst dich nicht und es liebt dich nicht. Es liegt an dir, seine Gesetze zu verstehen und dafür zu sorgen, dass dir nichts passiert.

Doch an meine Sicherheit habe ich keinen Gedanken verschwendet, als ich heute in der

Bucht war. Ich wollte mich einfach aufs Meer hinaustreiben lassen. Die Anziehungskraft war so stark, dass ich nicht mal an Mum und Conor dachte. Ging es Conor genauso? Hat er alles um sich herum vergessen, sodass ihm die Stunden später wie Minuten vorkamen? Er *hat* mit dem Mädchen geredet. Ich habe mir das nicht eingebildet. Sie trug einen Taucheranzug und ihre nassen, wirren Haare hingen ihr über die Schultern und verdeckten ihren Körper. Sie redeten und lachten. Es schien auch nicht so, als sähen sie sich zum ersten Mal.

Meine Uhr! Mum dreht durch, wenn sie rauskriegt, dass meine Uhr nicht mehr geht. Sie sagt, die Uhr sei viel zu gut für den Alltag; ich solle sie weglegen und nur zu bestimmten Anlässen tragen.

»Dad hat aber gesagt, ich kann sie jeden Tag tragen«, entgegnete ich. Schließlich gab Mum nach.

»Aber du musst gut auf sie aufpassen, Sapphy. Du bist manchmal so nachlässig.«

Das hört sich wie mein Schulzeugnis an:
*Gute Arbeit wird durch Nachlässigkeit
zunichte gemacht. Sapphire muss lernen,
sich zu konzentrieren, anstatt sich
Tagträumen hinzugeben.*

Mum sagte: »Es wäre ein Wunder, wenn sich die Uhr in sechs Monaten noch an deinem Handgelenk befindet, Sapphy.«

»Du kannst dich darauf verlassen.«

»Na, schön, ich hoffe, dass ich mich irre.«

Sie hat sich geirrt. Nach mehr als einem Jahr befindet sich die Uhr immer noch an meinem Handgelenk. Vielleicht bemerkt Mum ja gar nicht, dass sie kaputt ist.

Conor auf seinem Dachboden schläft nicht, sondern starrt unbeweglich aus dem Fenster. Hoffentlich höre ich gleich, wie sich seine nackten Füße wieder in Bewegung setzen. Er soll zurück ins Bett gehen. Doch er bleibt am Fenster stehen. Ich ziehe meinen Vorhang zur Seite und sehe, wie der aufgehende Mond selbst den alltäglichsten Dingen ein unheimliches Aussehen verleiht. Die

Dornbüsche ähneln gekrümmten Gestalten. Die weißen Handtücher an der Wäscheleine, die ich vergessen habe abzuhängen, gleichen Gespenstern. Der Mond scheint so hell, dass man ohne weiteres den Pfad finden könnte, der zur Bucht hinunterführt. Manchmal bildet der Mond selbst einen Pfad auf dem Meer, der so echt aussieht, als könne man auf ihm bis zum Horizont laufen.

Ich höre ein Knarren. Das ist Conor, der das Fenster weit aufstößt. Vielleicht sollte ich zu ihm nach oben gehen, aber vermutlich wäre er nur sauer auf mich und würde mich für eine Klette halten. Dabei will ich bloß wissen, wo er ist, und mich um ihn kümmern, so wie Dad gesagt hat, dass wir uns umeinander kümmern sollen.

»Solange ihr beieinander bleibt, kann euch nichts passieren.«

Ich höre ganz deutlich Dads Stimme, als wäre er hier im Zimmer. Wenn ich meine Augen schließe, habe ich fast das Gefühl, er wäre bei mir ...

Nein. Wenn ich nicht aufpasse, schlafe ich ein, und dann kann Conor die Leiter hinunterklettern, an mir vorbeischleichen und ohne mein Wissen das Haus verlassen. Ich setze mich auf und knipse meine kleine Nachttischlampe an. Sobald ich Mums Auto unten am Tor höre, schalte ich sie wieder aus. Sie kann das nicht sehen, ehe sie das Tor geöffnet hat und ganz bis zum Haus gefahren ist.

Auf meinem Nachttisch liegt ein silbergrünes Notizbuch, das ich auch als Tagebuch benutzt habe. Ich habe die Tagebuchseiten herausgerissen, weil sie von Dingen handelten, die vor langer Zeit geschehen sind, als unser Leben noch anders war. Jetzt fertige ich Listen an.

Ich nehme meinen schwarz-silbernen Lieblingsstift zur Hand.



Liste der Dinge, die mit Dad passiert sein könnten:

1. Ein großes Fangschiff könnte der Küste zu

nahe gekommen sein. Dads Boot hat sich in seinem Netz verfangen und ist in die Tiefe gezogen worden. Sie haben das Boot schließlich aus dem Netz befreit und es über Bord geworfen, damit es keine Beweise gibt. Denn es ist gesetzlich verboten, hier zu fischen.

Das vermutet der Dad von Josh Tregony, wie Josh mir erzählt hat.

2. Es hat ein außergewöhnlich starkes Gewitter gegeben. Dadurch ist das Boot untergegangen.

Das was eine der Erklärungen, die in der Zeitung *The Cornishman* gestanden haben, aber jeder erinnert sich ganz genau daran, dass es eine ruhige Nacht war.

3. Dad ist überhaupt nicht mit seinem Boot rausgefahren. Er ist nur bis zur Mündung der Bucht gerudert, dann hat er das Boot den Gezeiten überlassen, ist an Land geschwommen und verschwunden. Er hat seine Gründe, warum die Leute denken sollen, er sei ertrunken.

Diese Theorie hat jemand in einem Pub aufgestellt. Jessie Nanjivey aus meiner Klasse hat es mir erzählt. Sie sagte auch, dass Badge Thomas dem Typ, der das gesagt hat, die Fresse polieren will, wenn er noch einmal seinen Mund aufmacht. Jessie sagte, der Mann sei aus Towednack gewesen. Niemand, der Dad kannte, glaubt diesen Quatsch. Er würde die *Peggy Gordon* nie den Gezeiten überlassen. Er liebt sie zu sehr.

4. War Ihr Mann in Schwierigkeiten? Hatte er Schulden? Probleme bei der Arbeit? Schien er in letzter Zeit deprimiert oder anders als sonst zu sein? Hatte er getrunken?

Das sind einige der Fragen, die Mum von der Polizei gestellt wurden. Conor und ich wissen schon, worauf sie hinauswollten, aber das ist alles völliger Blödsinn. Dad war glücklich. Wir alle waren glücklich.

5. »Du Erinnerst dich doch, was mit diesem anderen Mathew passiert ist? Vielleicht hat sich die Geschichte einfach wiederholt.«

»Das glaubst du doch nicht im Ernst?« »Aber die Leute sagen nun mal ...«

Das waren die Worte, die Mrs Pascoe und ihre Kusine Bertha auf der Post gewechselt haben. Als sie mich sahen, hörten sie sofort auf zu reden und schluckten runter, was sie noch hätten sagen wollen. Ich blieb bei dem Ständer mit den Geburtstagskarten stehen und tat so, als wollte ich mir eine aussuchen, aber die Frau bezahlte nur ihre Sachen und ging hinaus. Natürlich wäre es auch denkbar, dass sie über etwas anderes geredet haben, aber das glaube ich nicht. Ich konnte ihren Gesichtern ansehen, dass sie über uns sprachen. Außerdem gibt es keinen anderen Mathew in dieser Gegend als Dad. Was meinten sie nur damit?

Ich gehe die Liste noch mal durch und streiche die Punkte drei und vier. Bleiben also eins, zwei und fünf. Josh Tregonys Dad hat ihm mal erzählt, dass ein Fischkutter vor der schottischen Küste ein kleines Boot in die

Tiefe gezogen hat. Das Boot hatte sich im Netz verfangen und wurde mitgeschleift. Der Fischer ertrank. Vielleicht ist es wirklich so gewesen. An die Theorie mit dem Gewitter glaube ich nicht. Ich erinnere mich zu gut an diese Nacht. Das Meer war total glatt. Also hat sich auch Nummer zwei erledigt.

Bleiben nur eins und fünf. Punkt fünf verstehe ich überhaupt nicht. Daher muss er wohl auf der Liste bleiben, bis ich Näheres herausgefunden habe.



Plötzlich höre ich drei Geräusche gleichzeitig. Das Knirschen von Autoreifen auf dem steinigen Weg vor dem Tor. Das Knarren des Dachbodenfensters, das geschlossen wird. Die Schritte von Conor, der zu seinem Bett zurückläuft.

Ich knalle mein Tagebuch zu, knipse das Licht aus und krieche unter die Decke.

Fünftes Kapitel



Als ich am nächsten Morgen erwache, wabert zäher Nebel vor meinem Fenster. Nicht einmal die Gartenmauer kann ich sehen. Ich stoße mein Fenster auf und lehne mich hinaus. Ein dumpfer, klagender Laut ist zu hören, wie das Muhen einer Kuh, die ihr Kalb aus den Augen verloren hat. Es ist das Nebelhorn, das die Schiffe warnt.

So viele Schiffe sind in dieser Gegend schon auf Grund gelaufen und an den Felsen zerschellt. Dad hat mir alle ihre Namen gesagt: die *Perth Princess*, die *Andola*, die *Morveren*, die *Lady Guinevere*. Viele erlitten Schiffbruch, als sie aus Kriegen zurückkehrten, die über zweihundert Jahre

zurückliegen. Man findet immer noch Treibholz von Schiffen, die gegen Napoleon kämpften und niemals heimkehrten. Dad hat mir einmal ein Stück Treibholz mit einem Loch gezeigt, in dem sich früher der Messingnagel eines Schiffs befunden hat.

Ich hielt es hoch und legte meinen Finger über das Loch. Ich versuchte, mir vorzustellen, was für ein Gefühl es gewesen sein muss, als das Schiff sank. Der heulende Wind und die tobende See. Sicher schrien die Männer Befehle über das Deck, um das Schiff zu retten. Doch der Wind und die Strömung waren stärker als die Kraft der Männer und so wurde das Schiff gegen die Felsen gedrückt.

Die scharfen Felsen rissen die Schiffswand auf, und das Wasser flutete hinein, während die Männer sich verzweifelt zu retten versuchten. Doch blieb ihnen nur der Sprung in das tosende schwarze Meer.

Jungen in Conors Alter haben auf solchen Schiffen gearbeitet. Vielleicht sind sie die Masten hinaufgeklettert, so hoch sie nur

konnten, und klammerten sich an die Spieren, während das Schiff sich zur Seite legte, wie ein stürzendes Pferd, das sich schließlich das Genick bricht.

Sie hatten keine Chance. Das Meer wird mit jedem Schiff fertig. Die Felsen sind zu weit vorgelagert, als dass man die Schiffbrüchigen mit Tauen hätte an Land ziehen können. Und bei stürmischer See ist es unmöglich, ein Rettungsboot zu Wasser zu lassen.

Das Nebelhorn tutet erneut. *Gefahr*, sagt es. *Haltet euch fern. Gefahr.* Ich hoffe, die Schiffe beherzigen die Warnung.

Mum ist aufgestanden. Ich höre sie in der Küche rumoren. Von Conor höre ich nichts.

Mein Herz pocht vor Angst. Barfuß und auf Zehenspitzen schleiche ich zur Leiter und krabbele leise wie ein Eichhörnchen so weit hinauf, dass ich Conors Bett sehen kann.

Er ist da. Ich sehe, wie sein Hinterkopf unter der Decke hervorschaut. Er schläft tief und fest.

Ich klettere die Leiter wieder hinunter, gehe

ins Badezimmer und ziehe Jeans und Sweatshirt an. Wenn ich mich beeile, kann ich mit Mum reden, bevor Conor aufwacht. Vielleicht kann ich ihr doch davon erzählen, was gestern passiert ist, kann sie fragen, was wir dagegen tun können.

Doch sobald ich Mum sehe, weiß ich, dass es völlig ausgeschlossen ist, ihr irgendetwas über Conor und das Meer und das Mädchen und meine Angst zu sagen. Am helllichten Tag hat das keinen Sinn. Sie würde nicht verstehen, warum ich mir Sorgen mache.

»Das war bestimmt eine Schulfreundin«, würde sie sagen. »Conor kann nicht immer mit dir zusammen sein, Saph. Er wird älter.«

Mum hat viel zu tun. Sie kocht Kaffee, bügelt ein Kleid für die Arbeit und schält Kartoffeln – alles zur selben Zeit. Sie hat das Radio eingeschaltet und summt ein Lied namens *Happy Days* mit, das in diesem Sommer alle halbe Stunde gespielt wird.

*Happy days babe,
I got them for you,*

*the morning sunshine,
the sweet dark too,
yeah the sweet dark too ...*

Das ist die Sorte von Liedern, die Leute in Mums Alter mögen. Ihr Gesicht ist sanft und träumerisch, während sie zuhört. Der Dampf brodelt, als sie das Bügeleisen anhebt. Dann lächelt sie mir zu.

»Hallo, Mum. Wow, ist der Erdbeerkuchen für uns?«

Mum bringt manchmal übrig gebliebene Lebensmittel aus dem Restaurant mit nach Hause. Doch dies ist etwas Besonderes. Ein großer Kuchen voll von leuchtenden, reifen Erdbeeren, mit Gelee überzogen.

Nur ein Viertel fehlt.

»Du kannst ruhig ein Stück zum Frühstück essen, wenn du magst, Sapphy.«

»Zum Frühstück?« Ich starre Mum ungläubig an. Irgendwas an ihr ist total verändert heute Morgen, aber ich kriege nicht heraus, was es ist. Schnell, bevor sie es sich anders überlegt, teile ich den Erdbeerkuchen in drei Stücke.

»Mmh, lecker«, nuschele ich beim Kauen.

»Sprich nicht mit vollem Mund!«, sagt Mum, die jetzt wieder so klingt wie immer. Aber sie sieht anders aus als sonst. Was ist passiert?

Dann sehe ich, was passiert ist. Die vielen Furchen um ihren Mund sind verschwunden. Sie trägt ihre Lieblingsjeans und ein rosafarbenes Oberteil. Sie sieht *glücklich* aus. Ich schlucke den Rest des Kuchens herunter und frage: »Hast du gestern viel Trinkgeld bekommen?«

»Hm.« Sie schüttelt ihr Kleid und hängt es auf einen Bügel. »Ganz normal.«

Das ist es also nicht.

Mein Herz macht einen Sprung. Jetzt weiß ich, was los ist. »Hast du Neuigkeiten von Dad?«

Mums Gesichtsausdruck verändert sich. »Sapphire, wenn es etwas Neues gäbe, dann hätte ich dir sofort davon erzählt. Das würde ich dir doch nicht verschweigen. Aber es gibt nichts Neues. Außerdem...«

»Was, Mum?«

Sie scheint mit sich zu kämpfen. »Selbst wenn es Neuigkeiten gäbe, selbst wenn sie ... irgendwas ... gefunden hätten, dann wären es keine guten Nachrichten. Das weißt du doch, oder? Deshalb hatten wir diesen Gedenkgottesdienst.«

»Du meinst also, ich soll Dad einfach vergessen?«

»Nein, das würde ich nie im Leben von dir verlangen. Aber du bist kein Baby mehr, Sapphy. Du kannst dich nicht ständig in einer Traumwelt bewegen. Das ist nicht gut für dich.«

Sie fängt wieder an zu bügeln. Das Thema Dad ist beendet. Ich wünschte, ich hätte nichts gesagt. Die Furchen um Mums Mund sind wieder da. Leise mache ich mir eine Tasse Tee und beginne mit dem Abwasch des gestrigen Tages. Nach einer Weile sagt Mum: »Rat mal, wer gestern bei uns im Restaurant war.«

»Keine Ahnung«, sage ich uninteressiert, aber das kann Mum nicht aufhalten.

»Eine Gruppe von Tauchern. Sie tauchen nach Schiffswracks in dieser Gegend. Vielleicht schauen sie am Wochenende mal bei uns vorbei.«

»Aha?«

»Du glaubst ja gar nicht, wie viele Wracks es gibt, die nie untersucht wurden.«

»Ich weiß, Dad hat uns davon erzählt. Es gibt...«

»Dein Vater hat nie getaucht«, sagt Mum. »Also dieser Roger – das ist einer der Taucher –, der ist schon in allen Teilen der Welt gewesen. Er hat mir davon erzählt. Sie haben Sonargeräte und so was. Er hat schon Wracks in der Karibik und vor der spanischen Küste und an tausend anderen Orten aufgespürt. Schon als Junge hat ihn dieses Thema interessiert. Im Fernsehen hat er gesehen, wie sie die *Mary Rose* gehoben haben, ein Schiff aus der Tudorzeit. Da hat er sich entschieden, Taucher zu werden.« Das Bügeleisen zischt, als Mum eins von Conors Hemden in Angriff nimmt. »Er war eben sehr

ehrzeigig«, fährt sie fort. »Er wusste, was er mit seinem Leben anfangen wollte, anstatt in den Tag hineinzuleben.«

»Dad hat nicht in den Tag hineingelebt!«

Mum dreht sich mit dem Bügeleisen in der Hand zu mir um.

»Das habe ich auch nie behauptet. Ich habe von *Roger* gesprochen. Ich wünschte wirklich, du wärst weniger empfindlich, Sapphy. Wie auch immer, Roger hat mir erzählt, wie sie an dieser Küste hier vorgehen wollen.«

»Du hast ihm doch nicht von unserer Bucht erzählt, oder?«

»Mein Gott, Sapphire. Das ist doch nicht unsere Privatbucht. Von hier aus gibt es einen öffentlichen Fußweg dorthin. «

»Ich weiß, aber außer uns und ein paar anderen Leuten aus dieser Gegend benutzt den keiner. Normalerweise sind Conor und ich die Einzigen, die sich in der Bucht aufhalten. «

»Das ist ja das Problem«, murmelt Mum und zieht das zischende Bügeleisen an den

Nähten entlang, »dass hier keiner hinkommt. Also meinetwegen sind sie in der Bucht genauso willkommen wie bei uns zu Hause. Es tut doch gut, mal ein paar andere Gesichter zu sehen. Du könntest wirklich ein bisschen offener sein, Sapphy. Du bist wie eine ... eine Seeanemone. Wenn dir irgendjemand zu nahe kommt, dann machst du zu.«

»So überleben die Seeanemonen«, entgegne ich.

»Ja, aber du verschließt dich auch vor mir und ich bin deine Mutter. Das ist einfach eine schlechte Angewohnheit von dir geworden. Wir sind hier verwöhnt – wir brauchen niemanden zu sehen, wenn wir das nicht wollen. Würden wir in der Stadt wohnen, dann müsstest du mit den verschiedensten Leuten zurechtkommen. Vielleicht würde dir das gut tun. Du kannst nicht immer nur in deiner eigenen kleinen Welt bleiben.«

»Wir ziehen nicht um, Mum!«, rufe ich aus. Conor und ich hegen eine heimliche Angst,

dass Mum mit uns nach St Pirans ziehen will, wo sie arbeitet, damit sie uns besser im Auge behalten kann. Sie sagt ständig, wie sehr wir das Surfen dort genießen würden, dass es viele tolle Geschäfte und eine ausgezeichnete Schule gäbe.

»Wer hat denn was von Umziehen gesagt?«, fragt sie überrascht. Vielleicht ist sie auch nicht wirklich überrascht. Vielleicht sind das nur vorbereitende Maßnahmen, damit wir uns langsam an den Gedanken gewöhnen.

Aber wir können nicht umziehen. Was ist, wenn Dad zurückkommt, und wir sind nicht da?

»Roger kommt am Sonntag zum Essen, das ist alles«, fährt Mum fort. »Ich hab Sonntag meinen freien Tag. Du wirst ihn mögen, Sapphy, er ist wirklich sehr nett.«

»Nur er?«

»Ja, diesmal nur er«, sagt Mum, die sich über das Bügelbrett beugt und das Bügeleisen mit größter Sorgfalt über den Stoff zieht.

»Hoffentlich hast du Roger auch erzählt, wie sehr du das Meer liebst«, murmele ich so leise, dass sie mich nicht verstehen kann. »Vielleicht willst du sogar mit ihm in seinem Boot fahren?«

Der Erdbeerkuchen ist längst nicht so gut, wie ich dachte, als ich den ersten Bissen nahm. Die Erdbeeren sind matschig, der Teig ist feucht. Einfach widerlich. Deswegen durfte ihn Mum auch mit nach Hause nehmen. Ich kippe den Rest meines Stücks in den Mülleimer und bedecke es mit Kartoffelschalen.

»Mein Gott, Sapphy!«, sagt Mum, als sie aufschaut und sieht, dass mein Teller schon leer ist. »Ich hoffe, am Sonntag schlingst du dein Essen nicht so schnell herunter.«

»Keine Sorge, Mum. Ich werde alles tun, um auf *Roger* einen guten Eindruck zu machen.«

»Roger?«, fragt eine schläfrige Stimme. »Wer ist Roger?«

In seine Bettdecke gewickelt, erscheint Conor in der Tür.

»Conor, bitte zieh deine Bettdecke nicht über den Boden«, sagt Mum. »Wie oft habe ich dir das schon gesagt? Der Küchenboden ist doch ständig dreckig, weil ihr hier den ganzen Tag mit euren Schuhen rein-und rauslatscht. Sapphy, wann warst du gestern im Bett?«

»Äh, so um zehn, glaub ich. Stimmt's, Conor?«

»Ja, so ungefähr.«

Conor öffnet den Kühlschrank, nimmt einen Karton mit Orangensaft und setzt ihn an den Mund. Doch er berührt ihn nicht mit den Lippen. Conor hat die Methode perfektioniert, den Strahl direkt in seinen Mund laufen zu lassen, ohne sich zu verschlucken oder zu kleckern.

»Nimm dir ein Glas«, sagt Mum, so wie immer.

»Spart den Abwasch«, entgegnet Conor, auch wie immer. »Wer ist Roger?«, fragt er erneut, während er den Karton zurück in den Kühlschrank stellt.

»Ein Freund«, antwortet sie.

»Ein Taucher«, füge ich rasch hinzu. »Er gehört zu einer Gruppe von Tauchern, die nach Schiffwracks suchen. Sie wollen vor unserer Bucht tauchen, weil sie glauben, dass dort ein Wrack liegt. Sie kommen am Sonntag, nicht wahr, Mum?«

Conor steht regungslos da. Ein Flackern huscht durch seine Augen, aber ich weiß nicht, was in seinem Kopf vor sich geht.

»Oh, okay«, sagt er schließlich, als gäbe es nichts mehr zu sagen. Als würde es ihm nichts ausmachen, wenn zwanzig Rogers in unsere Bucht und am Sonntag in unser Haus kämen. Ich starre ihn verständnislos an, aber er schaut nur unbeteiligt zurück.

»Conor, würdest du jetzt endlich die Decke vom Boden aufheben?«, sagt Mum. »Ich hatte diese Woche keine Zeit, ihn zu wischen, und heute habe ich Frühdienst. Wie spät ist es, Sapphy?«

»Hm.« Ich schaue auf mein Handgelenk. Die Uhr zeigt immer noch fünf nach sieben an. Aber der Radiowecker blinkt. 8:52.

»Gleich fünf vor neun.«

»Oh nein, ich muss gleich los. Conor, wir brauchen heute Eier und Kartoffeln. Zwölf Eier, und sieh bitte im Karton nach, ob sie noch heil sind. Wenn Badge dir helfen kann, dann bring einen ganzen Sack Kartoffeln mit. Ich bezahle ihn heute Abend. Und wenn du schon bei ihm bist, dann frag doch gleich, ob er uns für Samstag zwei extra Tüten Milch zurückstellen kann. Sapphy, zieh eure Betten ab, tu die Bezüge in die Maschine, stell Programm vier ein, und vergiss nicht, sie nachher an die Wäscheleine zu hängen. Wenn Conor den Boden gefegt hat, kannst du ihn danach wischen. Der Mopp ist draußen, hinter der Gartentür. Und falls der TÜV anruft, Conor, dann sag ihnen, dass ich morgen früh um acht den Wagen vorbeibringe, vor der Arbeit.

Okay, genug Brot für Sandwiches ist da. Esst den Rest des Hühnchens auf, und wenn ihr wollt, könnt ihr euch Chips und jeder ein KitKat nehmen. Ich bin heute Abend um sechs

wieder zu Hause. Und putz dir gründlich die Zähne, Sapphy. Du gehst bald zum Zahnarzt.«

»Zu Befehl, Ma'am!«, sagt Conor und salutiert. Mum lächelt gequält. »Schon gut, schon gut. Aber irgendjemand muss doch an alles denken.«

»Okay, Mum.«

»Okay, Mum«, plappere ich nach.

Mum hetzt vom Bügelbrett zum Kühlschrank und weiter zur Haustür. Doch plötzlich bleibt sie stehen und sieht uns eindringlich an.

»Kommt mal her, ihr beiden«, sagt sie. Conor schlurft ihr in seiner Bettdecke entgegen. Ich folge ihm.

Sie streckt ihre Arme nach mir aus. Ich komme mir unbeholfen vor, als würde ich nicht mehr richtig in ihre Arme passen. Doch Mum streicht mit ihrem Handrücken über meine Wange und sagt: »Mama hat dich lieb«, so wie sie es tat, als ich noch klein war. Und plötzlich schmelze ich dahin und bin völlig entspannt.

»Ihr seid wunderbare Kinder«, sagt sie so

leise, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich sie richtig verstanden habe. »Haltet zusammen, passt gut auf euch auf.«

»Das werden wir«, verspreche ich. Ich werde Conor heute nicht aus den Augen lassen. »Willst du wirklich fahren, Mum? Der Nebel ist so dick.«

»Auf der Straße wird es schon besser sein«, sagt Mum. »Mein liebes Mädchen. Jetzt muss ich aber los, sonst komme ich noch zu spät.«

Ich begleite sie nach draußen, um das Tor zu öffnen und hinter ihr wieder zu schließen. Der Nebel ist gar nicht so schlimm, wenn man erst mal in ihm steckt. Ich sehe sogar die Mauer und den Dornbusch, dessen Zweige darüber ragen.

Mum hat die Nebelschlussleuchte eingeschaltet, greift um das Steuer und rollt vorsichtig los. Sie hasst es, bei schlechtem Wetter zu fahren. Der Nebel treibt vom Meer herein. Er ist dick, still und salzig. Seine Feuchtigkeit hat sich in Gestalt kleiner silbriger Tropfen auf dem Torpfosten

niedergeschlagen. Mums Reifen knirschen über die Steine. Sie hupt einmal kurz, dann biegt sie auf den Weg ab. Ich schließe das Tor und beobachte, wie die rote Nebelschlussleuchte im Dunst verschwindet. Dann binde ich die Schnur wieder um den Pfosten. Heute werden nicht viele Spaziergänger vorbeikommen, nicht bei diesem Wetter. Der Küstenweg ist gefährlich bei schlechter Sicht. Ein falscher Tritt, und man stürzt über die Felskante. Wir werden heute nicht zur Bucht hinuntergehen.

Und ausnahmsweise macht mir das auch nichts aus. Im Haus fühle ich mich sicherer.

Sicherer? Warum denke ich das? Der wabernde Nebel zieht seine feuchten Finger über mein Gesicht. Ich will wieder ins Haus und vielleicht ein Feuer im Kamin anzünden, falls noch genug Brennholz im Schuppen ist. Der Nebel ist kalt. Ich eile ins Haus und sehe Conors Bettdecke auf dem Fußboden.

»Conor! Ich hab keine Lust, mich um deine dreckige Bettdecke zu kümmern. Die kannst

du selber in die Waschmaschine stopfen.«

Doch er antwortet nicht. Im Haus ist alles still. Vielleicht ist er schon zum Bauernhof unterwegs, um Eier und Kartoffeln zu holen. Doch dann hätte er an mir vorbeigehen müssen und das hätte ich trotz des Nebels bemerkt.

»Conor?« Aber diesmal rufe ich nicht. Ich frage die leere, vertraute Küche, wo er ist. Der Radiowecker blinkt. Der Kühlschrank brummt. Sie müssen ihn gesehen haben, aber sie wollen es mir nicht sagen.

Das ist auch nicht nötig. Ein kalter Schauer kriecht mir über den Rücken, so kalt wie der Nebel. Ich weiß, wo Conor ist. Er geht den Weg hinunter, bis er den Pfad erreicht, der von Adlerfarn und Fingerhut überwuchert ist. Dann bis zum grasbewachsenen Felsvorsprung über der Bucht, der im Nebel glänzt. Vom Meer ist nichts zu sehen. Über die großen Steine und zwischen den Felsblöcken hindurch. Alles ist glitschig und gefährlich ...

Das Meer hat die Anziehungskraft eines Magneten. Es zieht Conor zu sich, so wie es mich angezogen hat.

Wie spät mag es sein? Das Wasser zieht sich zurück. Ich erinnere mich, wie das Meer an meinen Füßen sog, mich in die Tiefe zerren wollte ...

Warte, Conor! Warte auf mich! Ich komme!

Sechstes Kapitel



Geh nie alleine zu der Bucht. Hast du das verstanden, Sapphire? Wenn überhaupt, dann gehst du nur zusammen mit Conor. «

»Aber, Mum ... «

»Versprich mir, dass du niemals – niemals! – alleine gehst. Es ist zu deiner eigenen Sicherheit. «

»Ich kann genauso gut schwimmen wie er. «

»Ich weiß. Aber du bist so verträumt. Und wenn die Flut kommt, während du dich gerade in Gedanken verlierst, dann kann ich dir nicht helfen. Versprich es mir. «

»Conor soll es auch versprechen. «

»Das hat er schon. «

»Okay, Mum, ich verspreche es.«

Dieses Gespräch ist schon mehrere Jahre her, doch die Worte hämmern in meinem Kopf, während ich mir langsam meinen Weg durch den Nebel bahne. Unheimliche Gestalten umgeben mich, doch wenn ich ihnen ganz nahe komme, sind es nur Büsche. Der wallende, feuchte Nebel hat sich hinter mir geschlossen. Von den Häusern ist nichts mehr zu sehen.

Ich rutsche aus und stürze, rappele mich auf und reibe mein aufgeschürftes Knie. Kiesel knirschen unter meinen Füßen. Nasser Adlerfarn peitscht meine Beine. Ich höre den klagenden Laut des Nebelhorns und das Echo des Meeres:

Gefahr. Gefahr. Haltet euch fern.

Aber ich muss weitergehen. Dieser Pfad wird mich zu Conor führen. Ich muss ihm nur folgen. Mein Herz schlägt so heftig, als wäre es in meinem Mund. Ganz ruhig, Sapphire. Es gibt keinen Grund, Angst zu haben. Es ist

doch nur Nebel.

Vorsichtig betrete ich den grasbewachsenen Felsvorsprung. Ich habe fast die Klippe erreicht, kann aber ihre Kante nicht sehen. Das Gras ist nass, ich habe Angst auszurutschen. Ich knie mich hin und krieche auf allen vieren langsam vorwärts.

Haaaa, sagt das Meer, haaaa. Ich krabbele weiter, indem sich meine Finger an den rauen Grasbüscheln festkrallen. Ich will nicht über die Kante stürzen, was auch immer passiert.

Hier ist sie. Ich lege mich flach auf den Bauch, beuge mich vor und starre in die Tiefe. Unter mir treibt immer dickerer Nebel in die Bucht. Dennoch kann ich die Umrisse der Felsblöcke ausmachen, die wie dunkle Köpfe aus dem Dunst ragen. So in etwa erkenne ich den Weg, den ich über die feucht glänzenden Steine nehmen muss, aber ich darf nicht ausrutschen.

Ich versuche, mich zu erinnern, wie hoch das Wasser um diese Zeit steht. Vermutlich ist Ebbe, kurz vor dem Gezeitenwechsel. Im

Moment bin ich in Sicherheit. Ich lasse mich behutsam über die Kante gleiten und suche mit den Füßen nach Halt.

Du bist schon tausendmal hier gewesen. Es kann nichts passieren. Doch mein Herz pocht und meine Achseln sind schweißnass. Klettern im Nebel ist wie Schreiben mit dicken Handschuhen. Schönschrift ist da nicht möglich. Mein linker Fuß spürt einen Widerstand, ich setze ihn ab. Vorsichtig verlagere ich mein Gewicht. Nein! Ich verliere den Halt und beginne zu rutschen. Meine Finger klammern sich an einem Pflanzenbüschel fest. Am liebsten würden sie sich für alle Zeit dort festhalten, aber das ist unmöglich.

Sei nicht blöd, Sapphire! Du wirst nicht fallen. Aber du kannst auch nicht an diesem Felsen hängen bleiben. Niemand wird kommen, um dir zu helfen. Außerdem musst du Conor finden.

Ich atme tief durch. Meine Füße wissen von allein, wohin sie gehen müssen, solange ich

nicht in Panik gerate. Sie wissen, welcher Schritt der nächste ist, weil sie jahrelange Erfahrung haben.

Ich hole noch einmal tief Luft. Immer mit der Ruhe. Ich lasse das Pflanzenbüschel los. Mein rechter Fuß findet den nächsten Absatz, so wie ein Schlüssel den Weg ins Schloss findet. Die glitschigen Felsen hinunter, zwischen den Felsblöcken hindurch, über die Steine. Das Tropfen von Wasser hallt unheimlich durch den Nebel. Ich höre das ferne Brechen der Wellen, aber ich kann sie nicht sehen. Ich bewege mich so leise, wie ich kann. Ich will nicht, dass mich jemand kommen hört.

Endlich, endlich spüre ich festen, feinen Sand unter meinen Füßen. Ich bin wohlbehalten an unserem Strand angekommen. Meine Beine zittern, aber ich habe es geschafft! Ich habe es allein geschafft, im Nebel, ohne Conor.

Herzlichen Glückwunsch, Kleine!, verhöhnt mich eine innere Stimme. *Aber freu dich nicht zu früh. Oder hast du Conor etwa schon gefunden?*

Das wird nicht mehr lange dauern, antworte ich mir entschieden. Und vielleicht bessert sich ja schon die Sicht. Ich kann ungefähr die Linie ausmachen, wo die zahlreichen Steine und der Sand zusammentreffen. Der Felsen, den ich hinabgeklettert bin, ist im wallenden Nebel verschwunden, aber mir kann nichts passieren. Wenn ich nach Hause gehen will, brauche ich mich nur vom Geräusch der Brandung zu entfernen, dann stoße ich automatisch auf die Steine, die sich unter dem Felsvorsprung befinden.

Ich gehe vorsichtig weiter, setze einen Fuß nach dem anderen auf den harten Sand, der zum Wasser hin flach abfällt. Feuchte Nebelschwaden streichen über meine Wangen.

»Conor! Conor! Komm raus, wenn du hier bist, bitte!«

Ich mag dieses Versteckspiel nicht, wenn ich der Suchende bin und jederzeit jemand aus seinem Versteck springen kann. Ich hasse es, wenn mich jemand anspringt. Aber ich bin mir

immer noch sicher, dass es richtig war, hier in die Bucht zu kommen. Conor muss ganz in der Nähe sein.

Doch habe ich Angst, erneut zu rufen. Ich blicke zurück zum Strand, aber sogar die Steine sind inzwischen vom undurchdringlichen Nebel verschluckt worden. Das Geräusch des Meeres scheint von allen Seiten zu kommen. *Haaa ... Haaa ... Haaaaa ...*

Meine Hände krampfen sich so hart zusammen, dass sich die Nägel in die Handflächen bohren. Dir kann nichts passieren, Sapphire. Sei nicht so ein idiotisches kleines Baby. Solange der Strand sich nach unten neigt, wird er mich zum Meer führen. Ich kenne die Form der Bucht ebenso gut wie die Form meiner eigenen Hand. Bis zur Mündung der Bucht fällt der Meeresboden sanft ab, dann stürzt er plötzlich jäh in die Tiefe. Wenn man hinausschwimmt, sieht man an dieser Stelle, wie das Wasser plötzlich dunkel wird. Conor hat mehrfach versucht, bis

zum Grund zu tauchen, hat es aber nie geschafft.

Ich strecke die Arme nach vorne und taste mich langsam durch den Nebel.

Plötzlich höre ich eine Stimme. Sie kommt aus weiter Ferne und schallt über das Wasser:

*Ach, wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten,
wo weder Liebe noch Leid
mich bedrücken ...*

Das ist Dad! Ich fühle ein Prickeln am ganzen Körper, als träfe mich ein Blitz.

»Dad!«, rufe ich. »Wo bist du? Ich bin's, Sapphire. Bitte komm zurück, Dad!«

Der Gesang bricht ab. Stille. Das Lied hallt durch meinen Kopf. Ich kenne es so gut und auch die Stimme, die es singt ...

Aber tue ich das wirklich? Sehr leise setzt der Gesang wieder ein. Und jetzt bin ich nicht mehr so sicher. Der Gesang ist wunderschön. Die Stimme ist so klar und sanft, dass ich

nicht einmal sagen könnte, ob sie einem Mann, einer Frau oder einem Kind gehört. Sie ist so rein, dass ich wünschte, der Nebel würde mich zu ihr tragen.

*Sag mir den Grund,
warum du mich verschmähst ...*

Ich habe Dad mal gefragt, was das Wort »verschmähen« bedeutet. Er sagte mir, es bedeute, jemanden beiseite zu schieben, keine Notiz von ihm zu nehmen. In dem Lied will der Sänger wissen, warum er von der Person, die er liebt, ignoriert wird.

Verschmäht. Ich brauche nicht mehr zu fragen, was das Wort bedeutet.

*Warum hast du uns verlassen, Dad?
Wolltest du uns nicht mehr? Waren wir dir
nicht mehr gut genug? Wo bist du, Dad?
Antworte, wenn du mich hörst, bitte!*

Aber ich sage diese Worte nicht laut. Ich stehe unbeweglich da, wie ein Stein im Nebel, und versuche, dem Echo des Gesangs zu lauschen. Es ist Dads Lied, doch je länger ich ihm zuhöre, desto weniger glaube ich,

dass es seine Stimme ist.

Dann passiert noch etwas anderes: Der Nebel beginnt, sich zu lichten. Es wird zunehmend heller und plötzlich reißt er auseinander und lässt einen weißen Sonnenstreifen hervorblitzen. Als ich mich umdrehe, sehe ich die Umrisse der Felsen. Dort sind die Höhlen, da drüben die Felsblöcke. Ich wende mich dem Meer zu. Dort unten am Wasser, am Rande der Bucht, thront ein Junge auf einem der hohen Felsen. Er sitzt mit dem Rücken zu mir und blickt auf das Meer. Ich sehe nur seinen Kopf und seine Schultern. Aber diese dunklen, nassen Haare kommen mir irgendwie ... natürlich, das ist doch ...

»Conor!«

Der Junge dreht sich um. Jetzt sehe ich, dass es nicht Conor ist, sondern ein Fremder. Ich werde von Angst gepackt. Er hebt seine Hand und winkt, als würde er mich kennen. Aber ich kenne ihn nicht. Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen. Erneut hebt er die Hand und

diesmal winkt er mich zu sich heran. Er will, dass ich zu ihm komme.

Ich muss zu ihm. Meine Füße hämmern über den harten, feuchten Sand, dem Felsen entgegen, dessen Fuß im Wasser steht. Der Junge lehnt sich über die Kante des Felsens und schaut nach unten.

»Kannst du zu mir raufklettern?«, fragt er.

»Natürlich.«

Aber das ist gar nicht so leicht. Der Felsen hat einen Überhang und ist von glitschigem Tang sowie scharfkantigen Muscheln und Napfschnecken besetzt. Als ein Babykrebs über meine Finger krabbelt, verliere ich fast den Halt.

Der Junge klettert auch nicht zu mir nach unten, um mir zu helfen, so wie Conor das tun würde. Vielleicht liegt das daran, dass er einen Taucheranzug trägt. Aus meinem Blickwinkel ist das zwar nicht genau zu erkennen, aber es sieht so aus, als habe er einen Taucheranzug bis zur Taille hinuntergezogen.

Ich greife um einen Felsvorsprung nahe der Spitze und ziehe mich nach oben. Dann sehe ich ihn zum ersten Mal ganz.

Ich weiche erschrocken zurück und wäre fast hinuntergefallen, wenn der Junge nicht schnell meine Hand gepackt und mich festgehalten hätte.

»Vorsichtig«, sagt er.

Er trägt ein Kostüm. Es muss ein Kostüm sein. Er kann doch nicht... oder doch?

»Du kannst doch nicht...«, sage ich unwillkürlich. »Das ist doch nicht möglich.« Ich starre seine Hand an, die mich immer noch festhält. Menschliche Finger, so wie meine. Auch Arme, Kopf, Nacken und Kinn wie die eines Menschen. Aber dann ...

»Schlafe ich etwa? Du musst ein Traum sein.«

Er drückt meine Finger zusammen.

»Fühlt sich das wirklich genug an? Ich kann dich auch kneifen, wenn du willst.«

»Nein, nein, schon gut. Aber du kannst doch nicht ein ...«

Ich bringe das Wort nicht heraus. Ein Wort, das es eigentlich nur im Märchen gibt, nicht in der realen Welt. Ich betrachtete die dunkle Rundung, von der ich dachte, sie gehöre zu einem Taucheranzug, und die glatte Stelle, an der die Haut – ganz normale Haut, so wie meine – in etwas anderes übergeht. Aber in was? Es erinnert mich an etwas. Nicht an einen schuppigen Fischeschwanz, wie man ihn in Kinderbüchern sieht. Es sieht eher aus wie der Unterleib eines anderen Tieres. Kraftvoll, glänzend und geschmeidig — geschaffen für ein Leben im Wasser, nicht an Land.

»Ein Seehund«, flüstere ich. Die beiden Teile, die ich erblicke, passen nicht zusammen. Ich sehe einen Jungen wie Conor, mit dunklen, nassen Haaren, braunen Augen und sonnengebräunter Haut. Und ich sehe den geschwungenen Unterleib einer Robbe.

Er schaut mich so an, als könne er Gedanken lesen. »Robben können nicht reden«, bemerkt er. Seine Zähne sind strahlend weiß und ebenmäßig. Seine Mutter nörgelt

bestimmt nicht, er solle mal wieder zum Zahnarzt gehen.

Warum denke ich eigentlich an den Zahnarzt, wenn ich eine...

»Du hast gedacht, ich bin Conor, nicht wahr? Mach dir keine Sorgen. Conor ist hier in der Nähe, zusammen mit meiner Schwester.«

»Deiner Schwester?« Gedanken und Bilder wirbeln durch meinen Kopf. Das Mädchen mit den langen, nassen Haaren. Das Mädchen im Taucheranzug. Seine Schwester.

»Ich kenne deinen Namen«, fährt er fort. Seine Augen funkeln zufrieden. »Ich weiß alles über dich, Sapphire. Conor hat mir von dir erzählt.«

»Was?«

»Willst du nicht meinen erfahren?«

»Deinen ... ?«

»Meinen Namen«, sagt er.

»Äh, ja ... natürlich.«

»Mein Name ist Faro«, sagt er mit Würde, als müsste ich schon von ihm gehört haben. Aber ich kann nicht klar denken.

»Wie kommt es, dass du Englisch sprichst?«, platzt es aus mir heraus. »Ich meine, du bist doch kein ...«

»Kein Engländer?«

»Nein, äh, kein... Mensch.«

»*Mensch*? Wie kommst du denn auf die Idee?«, fragt Faro, als hätte ich ihn beleidigt.

»Und woher willst du überhaupt wissen, dass wir Englisch reden? Vielleicht sprechen wir Mer.«

»Englisch ist die einzige Sprache, die ich kann«, sage ich. »Das weiß ich ganz genau.«

»Das *glaubst* du«, entgegnet Faro. »Aber wenn deine Mutter hier wäre, dann würde sie kein Wort von dem verstehen, was wir sagen.«

»Sie würde uns gar nicht zuhören. Sie wäre viel zu sehr damit beschäftigt, mich auszuschimpfen, weil ich alleine hierher gegangen bin.«

»Das stimmt«, sagt Faro, als würde er Mum gut kennen.

»Aber ich dachte ... ich meine, haben

Meerjungfrauen nicht Fischeschwänze? Mit Schuppen? Das habe ich schon öfter auf Bildern gesehen.«

Faro hebt die Augenbrauen. »*Meerjungfrauen?* Das ist doch wieder so ein typischer Menschenausdruck. Jungfrauen sind die Mädchen, die auf deine Schule gehen, stimmt's?«

»Schon, aber wir nennen sie nicht mehr Jungfrauen. Das war früher einmal, im viktorianischen Zeitalter oder bei den Tudors.«

»Und warum glaubst du, wir Meerwesen seien so altmodisch ?«, fragt Faro mit spöttischer Betonung des letzten Worts.

Natürlich seid ihr altmodisch, möchte ich sagen. Ihr sitzt mit euren goldenen Kämmen und Spiegeln auf den Felsen und singt tagaus, tagein und kämmt eure Haare und wartet auf vorbeifahrende Seeleute, die ihr ins Meer locken wollt. So verhält man sich doch nicht im 21. Jahrhundert, oder?

»Du irrst dich in zweifacher Hinsicht«, sagt

Faro mit zufriedenem Schnurren. »Zum einen bin ich männlich, nicht weiblich. Wie könnte ich also eine Meerjungfrau sein? Das ist rein anatomisch unmöglich. Zum anderen ist dieses Meerjungfrauengeschwätz mit Spiegeln und Kämmen und dem ganzen Zeug eine Erfindung der *Menschen*. Das hat mit unserem wahren Leben nichts zu tun.«

»Wie nennt ihr euch selbst?«, frage ich neugierig.

Faros Augen werden dunkel. Sein Lächeln ist verflogen. »Das kann ich dir nicht sagen«, antwortet er. »Über so etwas reden wir nicht mit Luftwesen. Aber du kannst uns *Mer* nennen. Dieses Wort benutzen wir, wenn wir an Land reden. Mer, Moar, Mor, Mare ... all diese Wörter sind in Ordnung«, fügt er hinzu und zuckt die Schultern, als würde ihn das Thema langweilen.

Die Sonne kommt immer stärker zum Vorschein und vertreibt den Nebel. Alles ist wieder klar. Und auch Faro ist so klar und deutlich zu erkennen wie die Form des

Felsens. Ich werfe einen verstohlenen Blick auf seinen Unterleib. Ich will ihn nicht so direkt anstarren. Je mehr der Nebel weicht, desto trockener wird sein Schwanz. Vielleicht sollte er ihn mal kurz ins Wasser tauchen. Sandflecken kleben an seiner Haut.

Faro bemerkt meinen Blick und hebt erneut die Brauen. Ich spüre, wie ich erröte.

»Meinst du etwa, dass wir *Mer* sprechen?«, frage ich rasch. Ich lausche dem Klang der Wörter, die aus meinem Mund kommen, und höre keinen Unterschied. Ihr Klang scheint mir so zu sein wie immer.

»Nicht so ganz«, antwortet er, »aber ein bisschen *Mer* hast du schon in dir. Das muss so sein, sonst wärest du gar nicht hier. Wenn wir reines *Mer* sprechen würden, dann könntest du auch verstehen, was *sie* sagt.« Faro deutet nach oben zu einer Möwe, die schreiend über uns hinwegfliegt.

»Was sagt sie?«

»Denk einfach an alle Flüche, die du kennst, aber in doppelter Stärke.«

Ich starre zur Möwe hinauf. Sie neigt elegant ihre Flügel und starrt mit ihren kalten gelben Augen zurück. Dann öffnet sie ihren Schnabel und stößt weitere Schreie aus.

»Die mögen nicht, wenn sie von Leuten beobachtet werden«, sagt Faro.

»Kannst du mit ihr reden?«

»Bei ihrer Laune wäre das Zeitverschwendung. Es gefällt ihr nicht, dass ich mit dir spreche.«

»Warum nicht?«

»Möwen sind eben so. Sie fühlen sich sicherer, wenn sie unter sich sind. Das Auftauchen von Menschen betrachten sie als schlechtes Zeichen.«

»Oh.«

Faro beobachtet, wie eine kleine Spinnenkrabbe ein Tangbüschel erklimmt.

»Verstehst du, was sie sagt?«, fragt er.

»Nein.«

»Du könntest es verstehen, wenn du nicht an Land wärst.«

»Aber wir können nur an Land leben.«

»Das ist reines Luftdenken«, entgegnet Faro.

»Hör der Möwe zu. Hör ihr aufmerksam zu.«

Ich strenge mich an, doch ich kann beim besten Willen nichts anderes hören als den vertrauten Schrei einer Silbermöwe, die in diesem Moment zum Sturzflug ansetzt, den Wasserspiegel streift und danach wieder aufsteigt.

»Du hast Conor gesucht«, sagt Faro nach einer Weile.

»Ja ... ja, das stimmt«, entgegne ich langsam und bemerke erst jetzt, dass ich Conor völlig vergessen hatte, nachdem ich Faro begegnet war. Wie ist das möglich?

»Wie gesagt, er ist mit meiner Schwester unterwegs. Es geht ihm gut.«

»Aber wo sind sie?«

Faro verlagert sein Gewicht. Außerhalb des Wassers sieht sein Unterleib immer noch stark und geschmeidig, aber auch etwas plump aus. Er stützt sich auf seine Arme und zieht sich ein Stück nach vorne, um über die Kante des Felsens blicken zu können.

»Sie sind im Wasser«, sagt er, »irgendwo hier unten.«

Ich schaue ebenfalls nach unten und kann den Sand nicht mehr erkennen. Die Flut ist schon zu sehr gestiegen und umspült unseren Felsen. Wie konnte das Wasser nur so schnell steigen, ohne dass ich es bemerkt habe?

»Wie ist das Wasser so schnell gestiegen?«, wiederhole ich laut.

»Ist doch nur die Flut«, erwidert Faro gleichmütig. »Die kommt immer so schnell.«

»Aber vor ein paar Minuten war doch noch Ebbe.«

»Wirklich?«

»Ich muss sofort zu den Steinen zurückschwimmen, ehe das Wasser zu tief ist.«

Ich muss vorsichtig sein, damit mich die Flut nicht gegen die Steine drückt und ich mir blaue Flecken oder Schlimmeres zuziehe.

»Wo willst du hin?«, fragt Faro, während ich von der Kante des Felsens ins Wasser blicke,

um zu prüfen, ob ich gefahrlos hineinspringen kann. Springen geht schließlich am schnellsten und das Wasser steigt mit großer Geschwindigkeit.

»Ich muss zurück, sonst schaffe ich es nicht mehr.«

»Aber dein Bruder ist immer noch hier«, sagt Faro beiläufig.

Ich zucke zusammen und drehe mich langsam zu ihm um. Wie habe ich Conor nur erneut vergessen können? Wie konnte ich nur daran denken, mich selbst in Sicherheit zu bringen, ohne auch an ihn zu denken?

»Wo ist er?«

»Ich bringe dich zu ihm«, sagt Faro. »Nimm meine Hand, Sapphire, dann bringe ich dich zu ihm.«

Faro balanciert jetzt auf der äußersten Kante des Felsens. Sein kräftiger Robbenunterleib hängt über dem Wasser, während er sich mit den Armen abstützt, als wolle er sich im nächsten Moment abstoßen und ins Wasser springen. Er schaut zur Mündung der Bucht

hinüber, wo das frische Wasser der Flut einströmt. Ich spüre mit jeder Faser meines Körpers, dass mich Faro nicht mit an den Strand nehmen will, wo sich der feste Sand befindet und ich den Weg nach Hause finde. Er will mich ins tiefe Wasser mitnehmen, das sich jenseits der Mündung befindet. Aber dort darf ich nicht hin – es ist zu gefährlich.

»Das geht nicht«, sage ich. »Ich muss zurück.«

»Ohne Conor?«, fragt Faro spitz. »Wenn ich wüsste, dass meine Schwester an Land ist, dann würde ich sie niemals zurücklassen. Ich würde nie ohne sie nach Hause gehen.«

»Meinst du, dass Conor in Gefahr ist?«

Faro sieht mich schweigend an. Er testet mich, ich weiß es genau. Wäre Conor tatsächlich in Gefahr, wie könnte er dann in aller Ruhe auf diesem Felsen sitzen und mit mir reden, ohne etwas zu unternehmen? So was tut doch kein Mensch.

Menschen tun so etwas nicht. Ich schaue auf Faros geschwungenen, kraftvollen

Robbenschwanz. Die Stelle, wo der menschliche Leib endet und der Merleib anfängt, ist kaum auszumachen. Die Teile scheinen ineinander zu fließen. Faro bemerkt meinen Blick.

»Ist sicher ein komisches Gefühl, so geteilt zu sein wie du«, sagt er mit einem Anflug von Mitleid in seiner Stimme.

»Geteilt?«

»Das *weißt* du doch«, sagt Faro beharrlich und sieht dabei so verlegen aus wie jemand, der gerade entdeckt, dass sein Gegenüber einen Ketschupklecks am Kinn hat. »Ich meine, so, wie ihr nun mal seid – *gespalten*.« Er zeigt auf meine Beine. »Ist das nicht ein merkwürdiges Gefühl, solche Dinger zu haben?«

»Aber *du* bist doch geteilt, nicht ich! Du bist halb Mensch, halb ...«

»Halb was?«, fragt Faro gereizt. »Da ist es schon wieder, dein Luftdenken. Ich bin überhaupt nicht halb. Ich bin ein vollständiger Mer.« Er sagt dies mit Stolz, als wäre er

adeliger Abstammung, und wirft einen zufriedenen Blick auf seinen Unterleib.

»Conor ist mit meiner Schwester unterwegs«, fügt Faro hinzu. »Kommst du jetzt oder nicht?«

Ich habe keine Wahl. Wie tief der Abgrund auch sein mag, der an der Mündung in die Tiefe führt; gleichgültig wie schnell die Flut in die Bucht strömt – Faro ist der Einzige, der mich zu Conor bringen kann. Und ohne Conor kann ich doch nicht nach Hause zurückkehren.

»Ich komme mit«, sage ich.

»Gut«, sagt Faro. »Aber du musst dein Luftdenken hier auf diesem Felsen zurücklassen. Wir schwimmen nicht so wie ihr, halb an der Luft.« Er imitiert eine Art Hundepaddeln, bei dem das Gesicht aus dem Wasser schaut.

»Unter Wasser kann ich nicht atmen.«

»Ans Atmen brauchst du gar nicht zu denken. Atmen tust du an Land. Wir Mer machen das anders. Halte dich an meinem Handgelenk fest, genau hier. Schließ deine Finger ganz

fest zusammen. Noch fester! Wenn ich tauche, dann tauchst du auch. Versuch nicht, die Luft anzuhalten. Verschwende keinen Gedanken ans Atmen. Lass sämtlichen Atem entweichen. Solange du bei mir bist, wirst du nicht ertrinken. «

Faros Handgelenk fühlt sich warm und stark an. Ich betrachte seinen kraftvollen, geschmeidigen Unterleib. Er zuckt, als könne er es nicht erwarten, ins Wasser zu kommen.

»Wenn ich tauche«, sagt Faro erneut, »dann tauchst du auch.«

Ich packe sein Handgelenk und schaue hinunter ins Wasser, das so schnell angestiegen ist, dass es weniger als einen Meter unter uns an den Felsen schlägt. Ich blicke zu Faro und sehe, dass er die Augen geschlossen hat. Auch seine Nasenlöcher sind verschlossen, so wie die einer Robbe, bevor sie taucht.

Mein Griff um sein Handgelenk verstärkt sich, ich schließe meine Augen, beuge mich vor, hole tief Luft und stoße mich vom Felsen ab.

Wir tauchen.

Siebtes Kapitel



Wir tauchen. Ich klammere mich an Faros Handgelenk, weil mir nichts anderes übrig bleibt, aber es fühlt sich nicht mehr nach einem menschlichen Handgelenk an, sondern kalt und glatt, wie der dicke Strang einer Alge. Ich drohe abzurutschen und bohre meine Finger in sein Fleisch. Ich habe solche Angst, dass ich keine Rücksicht darauf nehmen kann, ob ihm das wehtut.

Ich öffne die Augen. So schnell bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht geschwommen. Wir schießen in die Tiefe, während Blasen um uns herumwirbeln. Faros Unterleib treibt uns beide an. Ich habe Salz in der Nase und will niesen, doch unter Wasser

kann ich nicht niesen. Das Wasser drückt meinen brennenden Brustkorb zusammen. Um meine Rippen hat sich ein eisernes Band geschlossen.

Ich kann nicht atmen. Das Wasser lässt mich nicht atmen. Es erstickt mich. Das Eisenband um meinen Brustkorb ist jetzt glühend heiß. Meine Finger kribbeln, Lichtfunken blitzen durch meine Augen. Das Wasser rauscht an mir vorbei, und ich weiß nicht einmal mehr, in welche Richtung wir unterwegs sind. Als würde man beim Surfen von einer Welle davongetragen – doch gibt es diesmal keinen Weg zurück. Ich habe keine Chance, zu husten oder Luft zu holen oder das Salzwasser wieder auszuspucken. Der Druck des Wassers lässt das nicht zu.

Panische Angst überfällt mich und raubt mir die Sinne.

Conor! Conor!, schreit es in meinem Kopf, doch niemand kann mich hören, weil ich keine Luft zum Sprechen habe. Meine Augen sind voller Finsternis. Das Band um meine Rippen

ist zu einem Feuerreifen geworden. Es tut so weh, dass ich glaube, sterben zu müssen.

Gedanken flattern durch meinen Kopf wie panische Vögel. Ich werde sterben. Nicht irgendwann in der Zukunft, sondern jetzt. Hier. Ich sehe Mums Gesicht, der Tür zugewandt, auf mich wartend. Sie ruft mich: *Sapphy, Sapphy, wo bist du? Komm nach Hause!* Ich versuche, zu antworten, mich zu entschuldigen, dass ich mein Versprechen gebrochen habe, will sie um Hilfe bitten, doch mein Mund ist voller Salz und ich bringe kein Wort heraus.

»*Halt dich gut fest*«, sagt eine Stimme, dicht an meinem Ohr. »Lass nicht los. Solange du dich an mir festhältst, kann nichts passieren. Bei mir bist du in Sicherheit, Sapphire.«

Ich öffne meine Augen und sehe Faro neben mir. Wir sind tief hinabgetaucht. Ich halte mich immer noch an seinem Handgelenk fest, als wäre es das Einzige, das mich am Leben hält.

Ich kann meinen Atem nicht mehr halten. Ich

muss ihn entweichen lassen. Und während mein letzter Atem aus meinem Mund strömt, werden die Luftblasen von kleinen, hellen Bildern begleitet: Mum am Bügelbrett, der Gedenkgottesdienst für Dad, der singende Kirchenchor, das Mittsommernachtsfeuer, dessen Flammen in den Himmel schlagen ...

Aus Faros Mund kommen keine Luftblasen. Er dreht sich zu mir um, während seine Haare nach oben fließen. Seine Nasenlöcher sind verschlossen.

»Lass alles raus!«, sagt er eindringlich. »Bei mir bist du sicher.«

Er spricht! Faro spricht unter Wasser und ich kann ihn hören.

»Lass alles raus!«, wiederholt er. »Lass alle Luft raus, Sapphire, oder du wirst ertrinken.«

Seine Worte brausen in meinen Ohren. *Lass alle Luft raus ... Luft raus.* Wie soll ich ohne Luft atmen? Ich bin ein Mensch. Meine Ohren platzen, mein Brustkorb brennt lichterloh, die Flammen züngeln bereits in meiner Kehle und meinem Gehirn.

Ich muss Luft holen, ich muss! Doch wir sind so tief unter Wasser, dass ich es unmöglich bis an die Oberfläche schaffe.

»Lass die Luft raus!«, befiehlt Faro. »Jetzt!« Ich habe keine Wahl. Wasser trommelt in meinen Ohren. *Lass sie raus oder stirb. Lass sie raus oder stirb.*

Ich lasse sie raus. Mums Gesicht verblasst, als sie entweicht. Alle Bilder in meinem Kopf verblassen und verschwinden, während das Meer in mich eindringt. In meinen Mund, meine Nase, meine Ohren, sogar in meine Augen. Und plötzlich macht mir das nichts mehr aus. Das Meer ist in mir und ich bin im Meer. Das erdrückende Band um meinen Brustkorb löst sich. Das Brennen lässt nach. Das Dunkel weicht neuer Helligkeit. Ich atme. Ich bin unter Wasser, doch ich atme. Ich fühle mich kühl und leicht und frei. Warum hatte ich solche Panik? Ich atme tief unter Wasser. Alle Angst ist verflogen.

Das Meer flutet durch meine Haare, während wir immer tiefer hinabtauchen – wie

Schwalben, die am Sommerhimmel vorüberziehen. Meine Hand ist immer noch an Faros Handgelenk, aber ich klammere mich nicht mehr krampfhaft fest. Meine Füße bilden eine Einheit, als hätte ich Flossen, und mein freier Arm zieht kraftvoll durch das Wasser. Wie schnell wir schwimmen! Der Meeresgrund rauscht unter uns vorbei, als würden wir im Leerlauf bergab fahren.

»Ich atme!«, sage ich verwundert. »Faro, ich kann atmen!«

Faro lacht.

»Du bist zwar noch keine Mer, Sapphire. Aber ich lasse dich zu uns herein, dann bist du in Sicherheit. Ich pass auf dich auf. Wenn du willst, kannst du jetzt mein Handgelenk loslassen.«

»Nein... lieber noch nicht.«

»Mach dir keine Sorgen. Ich lasse dich zu uns herein. Solange ich bei dir bin, kann dir nichts passieren.«

Für einen Augenblick löse ich meine Hand von seinem Arm, um sofort wieder

zuzupacken. Ich bin noch nicht bereit, alleine zu schwimmen – in dieser sonderbaren Welt, die aus nichts als Wasser besteht.

Seite an Seite jagen wir voran. Die Sonnenstrahlen brechen durch die Wasseroberfläche und erzeugen Säulen aus Licht und Schatten. Unter uns schimmert weißer Sand. Der Strom der Gezeiten hat tiefe Wellen hineingegraben. Es sieht aus wie umgepflühtes Land.

»Schau mal, dort oben!«, sagt Faro. Ich hebe meinen Kopf und sehe eine zitternde Haut aus Licht.

»Das ist die Wasseroberfläche«, sagt Faro.
»Darüber ist die Luft.«

»Oh, es sieht so weit weg aus. Kann ich dorthin zurück, wenn ich will?«

»Aber natürlich«, antwortet Faro. Dennoch sehe ich einen neuen Zug in seinem Gesicht. Ist es Zweifel oder Angst?

»Was ist los, Faro? Ich kann doch zurück, oder?«

»Wenn du zurückwillst, kannst du das tun.

Aber es wird schmerzhaft sein – hier!« Faro hält sich die freie Hand an die Rippen, dorthin, wo ich das glühende Band gespürt habe, als wir ins Wasser tauchten. Ich spüre an seinem Handgelenk, dass ein Schauer durch seinen Körper geht.

»Genau dort hat es wehgetan, als wir zusammen getaucht sind. Aber da bin ich ins Wasser *hinein*, nicht aus ihm heraus. «

»So ist das für Menschen. Manche ertrinken dabei.«

»Manche?«

»Nun, die meisten. Fast alle. Wir warnen sie immer wieder, aber die hören nicht zu. Sie können die Luft nicht herauslassen, deshalb ertrinken sie. Bei uns Mer ist es umgekehrt. Ihr ertrinkt im Wasser. Wir können an der Luft ertrinken.«

»Aber du warst doch an der Luft, als wir uns trafen. Und dir ging es gut.«

Faro runzelt die Stirn. »Einige von uns können das. Es gibt Gründe ...« Er hält inne.

»Was für Gründe?«

»Ach, nichts. Aber es tut weh, wenn man die Haut durchdringt. Es ist gefährlich.«

»Welche Haut?«

»Schau nach oben!« Faro deutet auf die leuchtende, weit entfernte Oberfläche. »Das ist die Haut. Durch die muss man hindurch. Das schmerzt. Jeder Wechsel ist schmerzhaft.«

»Wenn ich zurückkehre, wird es also auch wehtun?«

»Nein, nicht bei dir. Du bist doch ein Mensch, oder? Aber jetzt bist du erst mal hier. Bei Faro in Sicherheit.« Faro löst lächelnd meine Finger von seinem Handgelenk. »Versuch's noch einmal. Du brauchst mich nicht mehr. Das bildest du dir nur ein mit deiner Menschenlogik.«

Wir bewegen uns nicht mehr. Im tiefen Wasser treibe ich vor mich hin. Meine Haare fließen über mein Gesicht. Das Meer wiegt mich wie ein Baby. Es macht mir keine Angst mehr. Ich schaukele in der Hängematte des Meeres. Faro hat Recht. Das Meer wird mich

beschützen. Langsam lösen sich meine Finger von seinem Handgelenk. Ich ziehe meine geöffneten Handflächen durch das Wasser.

Plötzlich schlägt Faros Unterleib aus, worauf er einen perfekten Salto macht. Wieder und wieder, schneller und schneller, bis nur noch ein wirbelnder Kreis zu sehen ist – bestehend aus dem Oberkörper eines Menschen und dem Unterleib einer Robbe.

»Jetzt du, Sapphire!«

»Ach, ich kann das nicht.«

Ich breite meine Arme aus und bewege mich, wie ich mich nie zuvor im Meer bewegt habe. Ich quäle mich nicht mühsam über die Wasseroberfläche, wie das Menschen eben tun, wenn sie brust-oder rückenschwimmen. Die Haut des Meeres hat sich geöffnet und mich hineingelassen. Ich lebe im Meer. Ich bin ein Teil des Meeres.

»Lass uns eine starke Strömung suchen«, schlägt Faro vor.

Mein ganzes Leben lang habe ich versucht,

Strömungen zu meiden. Ich weiß zum Beispiel, dass sich jenseits der Landzunge eine befindet. Deshalb schwimmen wir auch nie dorthin – weil es gefährlich ist. Wen die Strömung erfasst, der wird weit hinausgetragen, und selbst gute Schwimmer haben keine Chance, gegen sie anzukämpfen. Man wird aufs offene Meer hinausgezogen und ertrinkt beim Versuch, sich zu wehren.

»Dort drüben ist eine gute«, sagt Faro.

»Komm mit.«

»Aber ...«

»Hier geht's lang, Sapphire.«

Ich sehe die Strömung, bevor ich sie spüre. Vor uns ist das Wasser in Bewegung. Es sieht aus wie ein gewundenes, glattes Seil oder wie eine mächtige, sich ringelnde Seeschlange. Dort wirkt das Wasser dichter und bewegter als an anderen Stellen. Hat sie mich erst mal in ihrer Gewalt, gibt es kein Entkommen mehr. Dann wird sie sich um mich schließen und mich nicht wieder

freigeben.

»Schwimm niemals über diese Felsen hinaus, Sapphire. Dahinter ist eine starke Strömung.«

»Aber ich kann nichts sehen, Dad.«

»Dort ist die Strömung, glaub mir. Und jetzt versprich mir, dass du nie dorthin schwimmen wirst.«

»Okay, Dad. Ich verspreche es.«

»Los geht's!«, ruft Faro und drängt unruhig nach vorne, wie ein Surfer auf der Suche nach der perfekten Welle. Sein Körper dreht sich und verschwindet in der schlangenförmigen Strömung. Doch ich darf ihm nicht folgen. Ich habe es Dad versprochen. Ich kann nicht ...

Doch länger an Ort und Stelle bleiben sollte ich auch nicht. Was hat Faro gesagt? *Solange ich bei dir bin, kann dir nichts passieren.*

Ich tauche hinein und lasse mich von der Strömung verschlucken. Nur für einen kurzen Moment habe ich Angst, erstickt zu werden, so wie mich eine Pythonschlange

umschlingen und ersticken könnte. Doch plötzlich bin ich ein Teil von ihr. Sobald man sich innerhalb der Strömung befindet, hat sie nichts mehr von einer Schlange an sich. Es kommt mir so vor, als säße ich in einem Flugzeug, das mit höchster Geschwindigkeit die Startbahn hinunterrast. Mir bleibt keine Wahl. Das Flugzeug hat abgehoben und ich muss mitfliegen.

Dann erblicke ich Faro, genau in der Mitte der Strömung.

»Komm weiter hinein!«, ruft er mir zu.

Jetzt weiß ich, was zu tun ist. Man muss dorthin schwimmen, wo die Geschwindigkeit am höchsten und die Macht der Strömung am stärksten zu spüren ist. Man muss sich hineinlegen wie ein Pfeil, so wie Faro das tut. Der Sog ist so stark, dass man ihn kaum als Sog wahrnimmt. Nur wenn ich sehe, wie der geriffelte Meeresgrund unter mir hinwegjagt, weiß ich, wie schnell ich bin.

»Jippie!«, ruft Faro, und ich stimme mit ein,

als ich auf dem Rücken der Strömung reite wie auf einem wilden Pferd und mich willig herumschleudern lasse, bis ich nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Aber was spielt das jetzt für eine Rolle? Alles, was zählt, ist mein wilder Ritt. Faro balanciert aufrecht auf seinem Unterleib. Ich versuche, es ihm nachzumachen, aber meine Beine sind dazu nicht in der Lage. Ich versuche es noch einmal

...

»Pass auf! Felsen!«, schreit Faro und katapultiert uns mit einem Schlag seines Unterleibs aus der Strömung heraus, ehe sich diese an den Unterwasserfelsen bricht und zu Millionen weißer Wirbel explodiert.

»Du hast nicht nach vorne geschaut«, bemerkt er, als wir keuchend im ruhigen Wasser treiben.

»Kann ich nicht... bei dem Tempo!«

»Hm, langsame menschliche Reaktionen. Halte dich lieber fürs Erste von den Strömungen fern, wenn ich nicht dabei bin. Das ist kein Kinderspiel.«

»Ich glaube, ich lass das überhaupt bleiben.«

»Sei nicht dumm, Sapphire. Wie willst du denn große Entfernungen überwinden, wenn du nicht die Strömungen nutzt? Du musst nur wissen, wie du mit ihnen umgehen musst, das ist alles. Sie haben ihre eigenen Gesetze, aber die kann man lernen. Jede Strömung hat einen festen Verlauf, doch sie können einander auch so nahe kommen, dass man von einer zur anderen springen kann. So kannst du riesige Entfernungen zurücklegen. Wenn du das Strömungs-Springen gelernt hast, dann können wir richtig reisen. Elvira will mit Conor bald zu den Verlorenen Inseln ...«

Er bricht ab, als hätte er sich verplappert.

»Wer ist Elvira?«

»Das habe ich doch erzählt, meine Schwester. Sie ist irgendwo hier in der Nähe.«

»Kann ich sie sehen?«

»Vielleicht. Sie und Conor reden mit den Sonnenfischen. Wir sagen ihnen, dass sie jetzt ruhig weiter gen Norden ziehen können,

weil das Wasser wärmer geworden ist, aber sie wollen uns nicht glauben. Sonnenfische sind sehr starrköpfig, haben jedoch ein gutes Gedächtnis. Sie erinnern sich sogar noch an die Eiszeit in dieser Gegend.«

»Die Eiszeit? Das ist doch völlig unmöglich, Faro! Die Eiszeit ist schon tausende und abertausende von Jahren her«, entgegne ich selbstsicher. Es ist ein gutes Gefühl, endlich einmal mehr zu wissen als Faro.

»Fische speichern ihre Erinnerung nicht allein in ihrem Kopf, so wie du.«

»Wo speichern sie sie dann?«

»Sie bewahren sie in den Schwärmen. Die Schwärme verändern sich zwar, wenn einzelne Fische zur Welt kommen oder sterben, doch die Erinnerung bleibt dem Schwarm erhalten. Jeder kann an ihr teilhaben.«

Dann nehme ich etwas auf, das Faro vorhin erwähnt hat.

»Sagtest du, dass auch *Conor* mit den Sonnenfischen redet ? Nicht nur Elvira? Hat

Conor denn eure Sprache gelernt ?«

»Ich würde nicht sagen, dass er sie heute schon beherrscht. Elvira versucht, sie ihm beizubringen.«

»Wie oft ist mein Bruder schon hier gewesen ... mit Elvira ?«

»Ach, ich weiß nicht genau«, antwortet Faro.
»Ein paarmal. Du stellst ganz schön viele Fragen, Sapphire. Genau wie Conor. Muss eine menschliche Eigenschaft sein. Komm, lass uns eine neue Strömung suchen.«

Gesagt, getan. Strömung folgt auf Strömung. Wir surfen, gleiten und wirbeln herum, steigen und fallen, bis alles wieder von vorne beginnt. Kleine, verspielte Strömungen drehen uns im Kreis. Größere und stärkere tragen uns meilenweit fort. Und weit von uns entfernt, jenseits dieses Gebiets, befinden sich die Riesenströmungen. Faro sagt, dass er sie mir eines Tages zeigen wird. Aber nicht jetzt. Ich brauche noch sehr viel Praxis, um mit den Riesenströmungen zu surfen. Noch sind sie viel zu wild für mich.

»Ist Conor schon mit einer Riesenströmung gesurft?«

»Nein.«

Seltsamerweise mache ich mir keine Sorgen mehr um Conor. Ich habe fast vergessen, dass ich eigentlich hierher gekommen war, um ihn zu finden und nach Hause zu bringen. Natürlich habe ich es nicht völlig vergessen; die Erinnerung befindet sich irgendwo in meinem Hinterkopf, so wie die reale Welt, wenn man inmitten eines Traumes ist. Aber das scheint nicht so wichtig zu sein. Conor geht es gut. Er ist bei Elvira und spricht mit den Sonnenfischen. Alles, was zählt, ist der Sog der Strömungen und das Prickeln des wirbelnden Wassers. Ich will, dass es nie wieder aufhört.

Doch als wir uns gerade sicherheitshalber von einem kniffligen, kleinen Wasserwirbel abwenden, der Faro zufolge zu nahe an einer Riesenströmung vorbeiführt, blicke ich nach oben. Zwischen mich und die Wasseroberfläche hat sich eine mächtige

Gestalt geschoben. Eine Gestalt, die mir schon mein ganzes Leben lang vertraut ist, wenn ich sie auch noch nie direkt vor mir gesehen habe.

Ich erblicke ein klaffendes Maul und einen Körper, so groß wie ein Hubschrauber. Flossen, ein Schwanz ... »Faro!«, flüstere ich, weil ich Angst habe, das Tier könnte die Vibration meiner Stimme im Wasser wahrnehmen. »Faro, da ist ein Hai!«

Faro dreht sich zur Seite und schaut nach oben. Der Hai schwimmt direkt über uns. Seine Kiefer sind weit geöffnet, als warteten sie auf etwas. Oder auf jemand.

Achtes Kapitel



Ich weiß«, sagt Faro. Er liegt auf dem Rücken, rudert mit den Händen und betrachtet den Hai in aller Ruhe. »Der ist zu dieser Jahreszeit schon oft hier gewesen, wegen der Futtergründe. «

Mir fährt der Schreck in die Glieder. Wie kann er nur so ruhig sein? »Aber Faro, das ist ein *Hai*!«

»Vor dem brauchst du keine Angst zu haben. Der frisst nur kleine Lebewesen.«

Als hätte der Hai ihn gehört, wendet er uns langsam seinen großen Kopf zu. Er hat uns gesehen.

»Er riecht uns«, sagt Faro. Er betrachtet den Hai aufmerksam, scheint aber nach wie vor

unbesorgt zu sein.

»Was soll das heißen, Faro, nur kleine Lebewesen?«

»Schau hin.«

Ich beobachte, wie der Hai seinen Kopf wieder nach vorne dreht, mit weit geöffneten Kiefern vorangeleitet und dabei seinen Körper von einer Seite auf die andere schwingen lässt, so wie ein Elefant seinen Rüssel schwingt. Mit seinem aufgerissenen Maul sieht es so aus, als würde er das Meer absaugen.

»Er frisst«, sagt Faro. »Alles landet in seinem Maul. Sein Rachen ist wie ein Sieb. Das meiste, was er frisst, ist so klein, dass du es nicht erkennen kannst.«

»So wie Plankton?«

»Plankton? Meinetwegen. Ihr Luftwesen habt für alles ein Wort, stimmt's? Vor allem für Dinge, von denen ihr nichts versteht. Es dauert sehr lange, bis man einen Hai richtig kennen lernt. Sei ganz still, Sapphire! Haie haben es gar nicht gern, wenn sie gestört

werden. Und starr ihn nicht so an. Er spürt es, wenn du ihn beobachtest. Glück für dich, dass er keine Robben frisst.«

»Aber, Faro, hier in Cornwall gibt es doch keine Haie, die Robben fressen.«

Doch während ich das sage, läuft mir ein Schauer über den Rücken. Vor einer Weile habe ich etwas über Haie im Fernsehen gesehen. Ein Fischer meinte, zwei Meilen vor Newquay einen Weißen Hai gesichtet zu haben. Außerdem hatte sich in seinem Netz eine halb aufgefressene Robbe verfangen. Nur ein Hai, meinte er, sei in der Lage, eine Robbe so zuzurichten. Dann hatte die Kamera den aufgerissenen Bauch der Robbe gezeigt. Ich habe mir gewünscht, Dad wäre da gewesen, dann hätte ich ihn fragen können, ob es wirklich ein Weißer Hai gewesen sein kann. Er hätte es gewusst.

Die Geschichte von dem Weißen Hai vor Newquay hatte ich völlig vergessen.

Bis jetzt.

»Wenn du von einem Hai sprichst, der

Robben frisst«, frage ich Faro, »meinst du dann etwa einen Weißen Hai?«

»Woher soll ich all die Namen kennen, die ihr Luftwesen benutzt. Es gibt eben Haie, die Robben fressen, das ist alles. Manchmal hören sie dich und manchmal nicht, also hält man sich besser von ihnen fern.«

»Würden sie einen von euch verletzen?«

»Ich hab doch gesagt, dass ich nicht vorhersehen kann, wie sie sich verhalten. Sie tun, was sie wollen, also bleib ihnen vom Leib. Manchmal können sie nicht hören, dass wir Mer sind. Sie hätten natürlich gern, dass wir Robben wären, weil sie meistens hungrig sind. Außerdem sind sie sehr schnell, nicht so wie der da oben.«

Der Hai dreht erneut seinen Kopf. Ich blicke in sein weit geöffnetes Maul. Auch wenn Faro sagt, dass er nur kleine Lebewesen frisst, so ist er doch immer noch ein Hai ...

»Er hat uns gehört«, raunt mir Faro zu. »Er mag es nicht, wenn wir über ihn reden. Komm, lass uns abhauen.«

Mit einer einzigen Bewegung schießt Faro davon. Als wir uns ein ganzes Stück vom Hai entfernt haben, frage ich ihn: »Warum müssen wir so vorsichtig sein? Du hast doch gesagt, dass er uns nicht gefährlich werden kann und nur kleine Lebewesen wie Plankton frisst.«

»Ich weiß nicht, wie ihr Menschen je etwas zustande kriegt, wenn ihr ständig Fragen stellt.« Faro macht zwei perfekte Purzelbäume. »Der hat hier überall Verwandte«, sagt er beiläufig und wirft seine Haare zurück. »Einen Hai sollte man niemals beleidigen, Sapphire. Haie sind zwar nicht besonders klug, aber sie haben ein sehr gutes Gedächtnis und sie halten zusammen. Und wehe dem, der sich ihren Zorn zuzieht. Vergiss nicht, dass Haie Fische sind. Ich habe dir ja erzählt, wie Fische ihre Erinnerung teilen. Sie vergessen nie einen Futterplatz und eine Kränkung vergessen sie genauso wenig.«

»Ich fand, dass er ziemlich intelligent aussah«, sage ich laut.

Faro lacht. »Beim nächsten Hai überlasse ich dir die Konversation«, sagt er amüsiert.

»Jedenfalls war ich es, die den Hai zuerst gesehen hat«, stelle ich selbstgefällig fest, während ich daran denke, was Faro über langsame menschliche Reaktionen gesagt hat. »Du hast ihn doch nicht bemerkt, ehe ich ihn dir gezeigt habe, obwohl er direkt über unseren Köpfen schwamm«, füge ich hinzu.

»Meinst du das im Ernst?«, fragt Faro, der sich gemächlich treiben lässt. »Verglichen mit euch Luftwesen, sind wir Mer natürlich ziemlich unaufmerksam. Ihr transportiert eure Luft ja sogar auf dem Rücken und kommt hierher, um alles auszuforschen.«

»Sprichst du von Tauchern?«

Faro zuckt die Schultern. »Leute mit schwarzen Anzügen, die Luft auf ihrem Rücken transportieren. Sie bringen Luft nach Indigo. Das sollten sie nicht tun.«

»Indigo?« Mein Herz pocht. Dieses Wort löst bei mir die seltsamsten Gefühle aus, als würde ich es besser kennen als alles andere

auf der Welt. Dennoch ist die Erinnerung so fern. Es gibt einen Teil meines Bewusstseins, an den ich unter Wasser nicht herankomme. »Was ist Indigo?«, frage ich Faro.

»Weißt du das nicht? Ich dachte, du wüsstest so viel. Indigo ist da, wo wir sind. Indigo ist alles, was nicht zur Luft gehört.«

»Also bin ich jetzt in Indigo, in den tiefsten Fluten ...«

»Na, so tief nun auch wieder nicht«, antwortet Faro in einem Ton, als würde er sich über mich lustig machen. »Gerade erst an der Grenze, würde ich sagen.«

»Indigo«, wiederhole ich und lausche dem Klang des Wortes. »Ich bin in Indigo.«

»Diese ... diese *Taucher* bringen ihre eigene Luft mit, um in Tiefen vorzudringen, in denen sie nichts zu suchen haben. Sie schnüffeln in Gegenden herum, in denen sie nicht sein dürfen«, fährt Faro fort. »Sie reden von *Forschung*. Wir nennen es Spionage! Sie versuchen, nach Indigo zu kommen, ohne die Haut zu durchdringen. Doch zum Glück

erkennen sie nicht viel. Vom wahren Indigo haben sie keine Ahnung.«

»Aber sie tauchen doch in dieser Gegend, oder? Warum sagst du dann, dass sie von Indigo keine Ahnung haben?«

Faro zuckt erneut die Schultern. »Wenn ein Stein ins Wasser fällt, heißt das nicht, dass der Stein schwimmen kann. Taucher gehen ins Wasser, aber das bedeutet nicht, dass sie sich in Indigo aufhalten. Du meinst also, du hättest den Hai als Erster gesehen? Sieh dich um, Sapphire, und sag mir, was du noch alles siehst«, fordert Faro mich auf.

Ich spähe in alle Richtungen.

»Dahinten ... scharfe Felsen. Da möchte ich lieber nicht hinschwimmen. Und dort ein Fisch! Ein riesiges Exemplar. Jetzt verschwindet er aus dem Blickfeld.«

»Riesig«, wiederholt Faro. »Mindestens so groß, oder?« Faro hält seine Hände ein paar Zentimeter voneinander entfernt. »Was hast du noch beobachtet?«

»Hm, das dahinten müsste eine Strömung

sein. Und ich glaube, da ist gerade etwas über den Meeresgrund gekrabbelt, aber es ist so weit weg ... schwer zu sagen.«

»Noch was?«

»Ist doch egal. Jedenfalls habe ich den Hai gesehen und du nicht.«

»Okay, jetzt bin ich dran.« Unverständliche Geräusche dringen aus Faros Mund.

»Ich kann dich nicht verstehen, Faro.«

»Ich weiß, aber ich rede ja auch gar nicht mit dir. Ich habe nur alle, die hier in der Nähe sind, gebeten hervorzukommen, damit du sie sehen kannst.«

Im Wasser um uns herum beginnt es zu brodeln. Zwei Graurobben gleiten an uns heran, umkreisen uns, berühren uns fast. Sie haben so große Augen wie Retriever und sehen aus, als würden sie lachen. Ihre Nasenlöcher sind geschlossen, während die Schnurrhaare eng an ihren Schnauzen anliegen. Doch wie stark und geschmeidig sie sind! Ich sehe das Muskelspiel unter ihrer Haut, als sie an uns vorbeigleiten. Ein

blendender Schwarm winziger silbriger Fische schwimmt zu mir. Ich schließe meine Hände um sie, doch wie Quecksilbertropfen entweichen sie zwischen meinen Fingern.

Ich schaue nach links und sehe einen mächtigen Plattfisch, so groß wie unser Küchentisch, der mich mit einem Auge anlotzt. Dann zieht eine Ansammlung lilafarbener Quallen an mir vorbei. Ihre Tentakel treiben im Wasser, während ihre gallertartigen Körper pulsieren.

»So bewegen sie sich also«, flüstere ich. Die Tentakel sehen aus wie winzige, mit Saugnäpfen besetzte Schlangen. Was ist, wenn sie mein Bein berühren? Sie brennen bestimmt. Ich bringe mich vorsichtshalber in Sicherheit. Die Quallen bilden eine Linie – wie Kriegsschiffe, die sich für die Schlacht formieren.

»Schau mal, hier unten«, sagt Faro. In diesem Moment sehe ich einen Sandwirbel, aus dem plötzlich eine riesige Spinnenkrabbe erscheint, gefolgt von einer zweiten. Conor

hasst Spinnenkrabben. Ich kann ihm immer Angst einjagen, wenn ich mir eine tote Spinnenkrabbe schnappe, hinter ihm herlaufe und mit ihren Scheren klappere. Aber die hier würde ich nie berühren.

Als sich der aufgewirbelte Sand wieder legt, sehe ich einen Anglerfisch, der perfekt getarnt auf seine Beute wartet. Dad hat mir einmal einen Anglerfisch gezeigt, der ihm ins Netz ging, als er in der Tiefsee gefischt hat. »Sie leben weit draußen auf dem Meeresgrund und sind an die Dunkelheit angepasst. Leider sind die armen Kreaturen auch hässlich wie die Nacht. Bei Licht würden sie sich selbst nicht sehen wollen.«

»Guck nach oben«, sagt Faro. Ich sehe eine große Ansammlung von Plankton im Licht der Oberfläche schimmern. Direkt über uns schwimmt ein weiterer Hai, sehr viel kleiner, doch von derselben Art wie der erste. Ein Schwarm kleiner grauer Fische flitzt davon, um dem Sieb seines geöffneten Rachens zu entgehen. An einem Felsen kleben gestreifte

Wellhornschnecken. Weitere Fische schwimmen vorüber und über Faros Unterleib tanzt eine Herde von Seepferdchen.

»Das ist nicht fair. Du hast sie gerufen. All diese Geschöpfe waren nicht zu sehen, als ich geschaut habe.«

»Nicht fair?«, fragt Faro spöttisch. »Das ist hier kein Spiel, Sapphire. All diese Geschöpfe waren die ganze Zeit über hier. Nur hast du ihnen keine Beachtung geschenkt.« Weitere Worte der flüssigen Sprache fließen aus seinem Mund. Das muss reines Mer sein. Ich wünschte, ich könnte diese Sprache sprechen. Die Robben beschnupern ihn. Wahrscheinlich sprechen sie dieselbe Sprache, doch ich verstehe kein Wort. Nebeneinander sehen Faro und die beiden Robben sich unheimlich ähnlich: stark und geschmeidig und mit glänzender Haut, während die Seepferdchen um sie herumtanzen ...

Plötzlich fürchte ich, Faro könnte mit ihnen verschwinden und mich alleine im Ozean

zurücklassen. Ich wüsste nicht, wie ich zurückkommen sollte.

»Sollten wir nicht langsam umkehren, Faro?«

»Umkehren?«

»Ich muss nach Hause. Es ist schon spät.«

»Ohne Conor?«

Faro sieht mich amüsiert an. Mit einem Mal habe ich das Gefühl, dass er mir etwas verschweigt. Dass Conor ganz in der Nähe ist, wie die Robben, Quallen und Spinnenkrabben. Dass ich ihn entdecke, wenn ich in die richtige Richtung blicke. Jetzt.

Ich drehe mich um. Irgendwas bewegt sich außerhalb meines Blickfelds. *Kommt raus, wo immer ihr seid!* Auch Faro dreht sich plötzlich um, als wüsste er genau, wo er hingucken muss. Er starrt tief ins Wasser hinab und hält nach etwas Ausschau, das ich nicht sehen kann. Wahrscheinlich ruft er wieder, und ich habe keine Ahnung, wer diesmal erscheinen wird.

»Wie schade«, sagt er leise. »Wir haben sie gerade verpasst. «

»Wen?«

»Conor und Elvira natürlich. Sie waren hier, doch jetzt sind sie fort.«

»Hat Conor mich gesehen?« Mir ist, als hätte Faro mir einen Schlag versetzt. Conor war *hier*. Er war so nah, dass Faro ihn gesehen hat, doch dann ist er wieder verschwunden. Ohne mich. Conor hat sich nicht zu erkennen gegeben. Er hat nicht versucht, mich zu finden. Er hat mich nicht mal gerufen. Aber Conor ist mein *Bruder*.

»Er war mit den Robben unterwegs«, sagt Faro. »Aber ihr habt euch verpasst.«

Conor war bei den Robben. Vielleicht versteht er die Sprache, die für mich nur aus unverständlichen Lauten besteht.

»Spricht Conor schon reines Mer?«

Faro schüttelt den Kopf. »Nein, noch lange nicht. Er hat ja gerade erst angefangen. Er ist wie du, Sapphire, er weiß gar nichts.«

Ich drehe mich um. Ich will nicht, dass Faro sieht, wie ich mich fühle. Faro sagt, dass Conor gar nichts weiß, aber das glaube ich

nicht. Wenn Conor sich in solchen Tiefen aufhält, wenn er mit den Robben schwimmt und gemeinsam mit Elvira zu den Verlorenen Inseln surfen will, dann hat er sich schon weit von mir entfernt. Er hat zu viele Dinge gelernt, die ich nicht kenne. Und am schlimmsten ist, dass er es heimlich getan hat, ohne mir davon zu erzählen oder sein Wissen mit mir teilen zu wollen.

Conor und ich sind immer zusammen gewesen. Wir haben immer dieselben Dinge getan. Conor taucht besser und schwimmt schneller als ich, aber er hat stets auf mich gewartet. Früher, als ich noch klein war, wurde er manchmal ungeduldig, wenn ich nicht mit ihm mithalten konnte. Oft habe ich hinter ihm hergerufen: »Conor, warte auf mich!«

Dann ist er zurückgekommen, hat meine Hand genommen und mich getröstet und wir waren wieder Freunde.

Aber das ist jetzt lange her. Dad ist verschwunden und Mum arbeitet die ganze

Zeit. Wenn sie Spätdienst hat, sehen wir uns zum Frühstück und dann erst am nächsten Morgen wieder. Conor und ich haben nur einander. Darum passen wir auch immer gut aufeinander auf.

Doch diesmal hat er nicht auf mich gewartet. Nein, Conor würde das nie tun. Er würde nie weggehen, ohne zumindest mit mir gesprochen zu haben. Faro lügt.

Doch Conor hat mir auch nicht davon erzählt, dass er die Meerwesen getroffen hat. Er hat es verheimlicht, bis ich ihn mit Elvira gesehen habe. Und was ist mit ihr? Wohin nimmt sie ihn mit? Conor ist schon viel zu tief getaucht – ich habe Angst.

»Conor!«, rufe ich mit aller Kraft. »Conor!« Plötzlich ist der brennende Schmerz um meine Rippen wieder da. Ich spüre, wie der Druck des Wassers auf mir lastet und mich nach unten drückt. Ich kann nicht atmen.

»Nein, Sapphire«, sagt Faro eindringlich. »Du darfst ihn nicht rufen. Das ist nicht gut für dich.« Er packt meine Hand und legt sie um

sein Handgelenk. Der brennende Schmerz lässt nach, so wie das Meer sich bei Ebbe zurückzieht.

»Denke wie wir«, sagt Faro. »Sieh mich an.«
Ich betrachte seinen starken, geschwungenen Robbenunterleib und blicke dann in sein menschliches Gesicht.

»Denke wie wir. Schau dir die Robben an.«
Die Robben schwimmen auf mich zu und berühren mich mit ihren geschmeidigen Leibern. Ihre großen Augen scheinen mir etwas sagen zu wollen. Die Robbensprache fließt mir entgegen. Sie besteht nicht aus Wörtern, sondern aus etwas anderem, das ich langsam zu begreifen beginne. Ich strecke meine Hand aus, und die Robben lassen sich berühren, während sie spielen. Sie wollen, dass ich mit ihnen komme. Sie wollen, dass wir uns alle miteinander im tiefen Wasser tummeln.

Der Schmerz um meine Rippen ist verflogen. Ich fühle mich sicher und geborgen. Bei Faro. Bei den Mer.

»Es ist gefährlich, an die Luft zu denken, wenn du hier bist«, sagt Faro. Sein Gesicht ist ernst, seine Stimme eindringlich. »Das darfst du nie wieder tun. Versprich mir das.«

»Wie kann ich das versprechen? Ich bin doch ein Mensch. Ich brauche die Luft zum Atmen. Ich kann sie nicht einfach vergessen.«

Faro nickt bedächtig. »Das stimmt, aber ...« Er hält inne.

»Was aber?«

»Ach, nichts.« Was auch immer er mir erzählen wollte, er hat es sich anders überlegt. »Zeit, nach Hause zu gehen, Sapphire. Spürst du nicht, dass die Flut kommt?«

Neuntes Kapitel



Die Gezeiten haben eine enorme Gewalt. Sie wissen, wo sie sein wollen, und ziehen das ganze Meer mit sich, hin und zurück. Faro sagt, die Gezeiten sind der Mond, der zu Indigo spricht. Wenn der Mond spricht, muss Indigo zuhören.

Die Flut treibt uns der Küste entgegen: mich, Faro und die Robben. Faro findet als Erster eine geeignete Strömung und im nächsten Moment hat sie uns alle in ihrer Gewalt. Wie seltsam, dass der Wasserspiegel immer noch ansteigt, obwohl ich das Gefühl habe, stundenlang mit Faro unterwegs gewesen zu sein.

»Conor und Elvira sind schon mit der Flut

hereingekommen«, sagt Faro. »Conor hat Indigo verlassen.«

Um Conor mache ich mir keine Sorgen mehr. All mein Kummer ist verflogen. Ich kann mich kaum noch erinnern, warum ich so verzweifelt war. Ich halte mich an Faros Handgelenk fest und bin in Indigo geborgen.

Faro bringt mich bis zur Mündung der Bucht. Ich will nicht, dass er noch weiter mitkommt, weil ich weiß, wie sehr er dann leiden würde. Seine Lungen würden brennen, wenn er die Haut durchdränge, die Indigo von der Luft trennt. Er sagt zwar, er würde mich auch auf dem ganzen Weg begleiten, doch ich lehne ab. Ich habe keine Angst, mich von Faro zu trennen, weil ich weiß, dass ich zurückkommen werde. Der Sog von Indigo ist in mir und er ist so mächtig wie die Gezeiten.

»Ist schon in Ordnung, Faro. Ich weiß jetzt, wo ich bin. Du brauchst mich nicht weiter zu begleiten.« Ich sehe, wie erleichtert er ist, obwohl er versucht, sich nichts anmerken zu lassen.

Die Robben sind immer noch bei uns. Für sie ist es kein Problem, von Indigo an die Luft zu gelangen, weil sie in beiden Elementen leben können. Sie bleiben also die ganze Zeit bei mir und lassen sich ebenfalls von der Flut treiben. Ich halte mich immer noch an Faros Handgelenk fest, als ich die Stelle erblicke, an der das tiefe Wasser endet. Von hier aus kann ich problemlos an Land schwimmen.

»Du wirst keine Schmerzen haben, wenn du die Haut durchdringst«, erinnert mich Faro.
»Diesmal gehst du nach Hause.«

»Schwimm nicht weiter«, bitte ich ihn. Ich habe plötzlich das Gefühl, ihn beschützen zu müssen. Er hat auf mich aufgepasst, als wir in Indigo waren, und jetzt passe ich auf ihn auf, während wir uns meiner Heimat nähern. Die Wasseroberfläche zittert nahe über unseren Köpfen. Das Licht ist grell, und der Kontakt mit der Luft wäre für Faro wie ein Messerstich – so wie für mich der Augenblick, als wir in der Tiefe verschwanden.

Fetzen von Licht und Schatten tanzen über

den Meeresboden und über Faro hinweg. Er sieht zugleich wie ein Junge, eine Robbe und ein Schatten aus, als er einen letzten Salto rückwärts vollführt. Plötzlich ist nur noch der Schatten zu sehen und Faro ist verschwunden. Ich habe mich gar nicht von ihm verabschiedet. Habe ihn nicht gefragt, wann wir uns wiedersehen.

Aber das ist auch nicht nötig. Ich bin sicher, dass ich ihn bald wiedersehen werde.

Die beiden Robben haben mich in ihre Mitte genommen. Sie wollen mich vorwärts bis ins seichte Wasser stupsen. Auch die Flut tut das Ihrige und plötzlich sehe ich den Sand unter meinen Füßen.

»Sagt Faro, dass ich bald wiederkomme«, bitte ich die Robben. Sie schwimmen um mich herum, und ich bin mir nicht sicher, ob sie mich verstanden haben. *Mer*, denke ich. *Du musst mer zu ihnen sprechen*. Ich öffne meinen Mund und lasse das kühle, süße Meerwasser in mich eindringen. Das Wasser strömt aus meinem Mund und formt seine

eigenen Worte.

»Das tun wir«, sagt die Robbe, die mir am nächsten ist. Ihre Stimme ist rau und klingt wie die Flut, wenn sie den Kiesstrand überspült. Ich spüre ihren Atem an meinem Ohr. Im nächsten Moment ist sie mit ihrem Partner verschwunden. Ich tauche an die Oberfläche, durchstoße die Wasserhaut und bin an der Luft.



Es tut gar nicht weh. Es ist so, als stiege ich aus dem Boot, nachdem ich stundenlang mit Dad auf See war. Der Boden schwankt unter meinen Füßen, als würde sich immer noch das Wasser unter mir bewegen. Es ist schwer, die Balance zu halten. Dad sagt, das liegt daran, dass sich die »Seebeine« nicht sofort wieder in »Landbeine« verwandeln. Doch irgendwann hört der Boden auf, sich zu bewegen, und man ist wieder zu Hause.

Ich bin zurück an der Luft. Ich wate durch das seichte Wasser, gehe über den Strand, den Steinen am Ende der Bucht entgegen, und

klettere über sie hinweg. Es ist ein perfekter Tag, heiß und still, von Nebel keine Spur. Der Sand unter meinen Füßen ist warm.

Ich klettere langsam über die Felsen. Meine Beine sind müde. Der raue, trockene Fels unter meinen Händen kommt mir seltsam vor. Ich bin immer noch an die Beschaffenheit von Indigo gewöhnt. Meine Arme und Beine fühlen sich viel zu leicht an, jetzt, da kein Wasserdruck mehr auf ihnen lastet.

Ich zwänge mich durch den Spalt zwischen den beiden Felsblöcken und hieve mich empor, bis ich auf dem grasüberwachsenen Felsvorsprung stehe.

Conor.

Dort sitzt er und wartet. Er ist blass. Unter seinen Augen sind dunkle Schatten. Als er mich sieht, springt er auf. Er sieht geschockt aus, als könne er nicht glauben, dass ich es bin. Er packt mich am Arm und zieht mich aufs Gras. Er umarmt mich so fest, dass es wehtut. Für einen Moment habe ich Angst. Conor sieht unglaublich wütend aus. Ich habe

sogar kurz geglaubt, er wolle mich schlagen. Aber natürlich tut er das nicht. Dafür starrt er mich unentwegt an, als hätte er mich seit Jahren nicht gesehen. Er mustert mein Gesicht, als suche er etwas.

»Saph«, sagt er leise, als könne er immer noch nicht glauben, dass ich es bin. Er schüttelt mich sanft, so wie er das immer tut, wenn er mich an einem Schultag weckt.

»Wo bist du gewesen, Saph? Ich habe stundenlang auf dich gewartet. Ich dachte schon, du würdest nie mehr zurückkommen.«

»Wieso zurückkommen?«

»Du weißt genau, was ich meine!«, schreit er mich an. »Mir kannst du nichts vormachen. Ich weiß, wo du gewesen bist. Du bist fast vierundzwanzig Stunden fort gewesen. Mum wäre verrückt geworden, wenn sie es gemerkt hätte. Aber ihr Auto hat gestreikt, deshalb ist sie über Nacht in St Pirans geblieben. Sie hat Mary angerufen, damit sie nach uns sieht. Ich habe für dich gelogen. Ich habe gesagt, du wärst im Badezimmer. Dann bin ich hierher

gekommen und habe nach dir gesucht. Die ganze Nacht habe ich gewartet. «

Ich blicke mich um. Dort sind Conors Schlafsack und seine Taschenlampe, ein Riegel KitKat und eine Wasserflasche. Könnte er... die Wahrheit gesagt haben?

»Vierundzwanzig Stunden«, wiederhole ich langsam. Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich Conor mit dem Mädchen auf dem Felsen gesehen habe. Conor meinte, er hätte gerade erst den Schuppen ausgemistet, dabei war es schon Abend geworden. *Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, weil er in Indigo gewesen war. So wie ich. Die Zeit in Indigo ist also anders als unsere Zeit.*

»Wenn ich wirklich vierundzwanzig Stunden fort war, dann muss die Zeit in Indigo schneller vergehen«, denke ich laut.

»Pst! Spricht nicht darüber!«, zischt Conor.

»Warum? Hier ist doch niemand außer uns.«
Conor blickt sich misstrauisch um, als würde das Gras lauschen. Eine Silbermöwe setzt zum Sturzflug an und schreit über unseren

Köpfen. Alles klingt schrill und hohl, seit ich wieder an Land bin.

»Man weiß nie, wer zuhört«, flüstert er.

»Aber Faro hat gesagt, dass du auch in Indigo warst, zur selben Zeit wie ich. Er sagte, Elvira und du hättet mit den Sonnenfischen gesprochen.«

»Ich hab nicht mit ihnen gesprochen, und ich weiß auch nicht, wo Elvira war.«

»Aber das war erst vor kurzer Zeit. Wie konntest du denn in Indigo sein und zur selben Zeit hier auf mich warten?«

Conor pflückt einen Grashalm und knabbert nachdenklich an seinem süßen Ende.

»Was Faro dir nicht alles erzählt ...«, sagt er schließlich. »Ich meine, die Dinge, die er dir erzählt, mögen für ihn wahr sein. Das heißt aber nicht, dass sie auch für dich wahr sind.«

»Du meinst, er lügt?«

»Nein, so kann man das nicht sagen. Elvira ist genauso. In Indigo gibt es nicht nur eine Wahrheit, und ich vermute, mit der Zeit ist es nicht anders. Sie dehnt sich aus und zieht sich

wieder zusammen.« Conor presst demonstrativ seine Handflächen gegeneinander.

»Wer hat dir das alles erzählt? Etwa Elvira?«, frage ich eifersüchtig. »Warst du mit Elvira zusammen, wie Faro gesagt hat, oder nicht?«

»Ja ... schon, aber ich weiß nicht, wie lange. Ich glaube, die Zeit in Indigo vergeht genauso schnell wie bei uns, aber sie funktioniert auf eine völlig andere Art. Du hast selbst gesagt, dass ich noch vor kurzem in Indigo war, aber ich bin schon gestern zurückgekommen. Also hat man in Indigo offenbar ein ganz anderes Zeitgefühl.«

»Aber hast du mich dort gesehen? Habt ihr euch vor mir versteckt, obwohl ihr mich gesehen und rufen gehört habt?«

Ich spüre, dass es die wichtigste Frage ist, die ich Conor je gestellt habe. Ich will, dass er das Bild in mir auslöscht, das zeigt, wie Elvira und er sich vorsichtig wegstehlen – ja, vielleicht über mich lachen – und nicht von mir

gesehen werden wollen.

»Du bist zu mir gekommen«, sagt Conor langsam. »Ich habe deine Gegenwart gespürt, Saph, aber ich habe dich nicht gesehen. Ich war mit den Robben unterwegs und plötzlich warst du in meinem Bewusstsein. Ich dachte, dir wäre etwas Schlimmes zugestoßen. Ich habe Elvira gesagt, dass ich zurückmuss, um dich zu suchen.«

»Wie meinst du das, *in deinem Bewusstsein?*«

»Du weißt doch, wie es in Indigo ist«, entgegnet Conor unwillig. »Alles, woran du normalerweise denkst, alles, was an Land von Bedeutung ist, verblasst in deiner Erinnerung und wirkt nicht mehr real. Sogar die Erinnerung an Personen verblasst. Selbst du und Mum kamt mir plötzlich wie etwas vor, das ich nur geträumt habe. Doch mit einem Mal hat sich alles verändert. Plötzlich wart ihr wieder ganz deutlich in meinem Bewusstsein und ich fühlte mich nicht mehr schwerelos und

träumerisch. Ich hatte Angst, dass dir etwas zugestoßen sein könnte und dass ich nicht mehr rechtzeitig käme, um dich zu retten.«

»Aber ich war die ganze Zeit in Indigo, ganz nahe bei dir.«

»Ich weiß...« Conors Gesicht verfinstert sich.
»Aber mir kam es nicht so vor. Ich hatte das Gefühl, dass du mich aus großer Entfernung riefst und ich dich verlieren würde. So wie ein Handygespräch unterbrochen wird und die Stimme plötzlich weg ist. Elvira hat gesagt ...« Er bricht ab und sieht noch sorgenvoller aus.

»Was hat sie gesagt?«

»Sie hat mir gesagt, ich soll dich nicht rufen, weil das gefährlich sein könnte. Sie wollte, dass wir mit den Strömungen zu einer große Inselgruppe surfen. Aber ich habe ihr gesagt, dass ich zurückmuss, um dich zu suchen. Offen gestanden war sie nicht ...«

Er schüttelt den Kopf, als wolle er die düsteren Gedanken vertreiben.

»Nicht was?«

»Nicht besonders froh darüber.«

Deiner reizenden Elvira ist es egal, was mit mir passiert, stimmt's?, denke ich, sage es aber nicht laut.

»Ich verstehe nicht, wie das alles zusammenhängt«, sagt Conor.

»Ich auch nicht.«

Wir waren beide in Indigo, Conor und ich, aber wir sind uns nie begegnet. Das haben Faro und Elvira verhindert.

Aber sie haben uns auch nicht widersprochen, als wir sagten, dass wir zurückwollten.

Nein, ich bin sicher, dass Faro mir nichts Böses will. Er hat sich um mich gekümmert und darauf geachtet, dass mir in Indigo nichts passiert.

»Du siehst schrecklich aus«, sagt Conor.
»Gott sei Dank ist Mum noch nicht zurück. Sie würde sofort wissen, dass etwas nicht stimmt.«

Die KitKat-Packung leuchtet in der Sonne. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen.

»Ist noch was von dem KitKat da?«

»Nein, ich hab alles aufgegessen. Es war eine lange Nacht.«

»Tut mir Leid.« Ich bin wahnsinnig hungrig. Hungrig und hundemüde. »Kann ich mich in deinen Schlafsack legen?«

Meine Beine fühlen sich wie Gelee an. Ich kann keinen Schritt mehr machen. Ich will nur noch in Conors Schlafsack krabbeln und bis morgen schlafen – oder bis übermorgen.

»Das geht nicht, Saph«, sagt Conor eindringlich, als meine Beine schon einknicken wollen. »Wir müssen nach Hause. Dann kannst du gleich in deinem eigenen Bett schlafen.«

»Ich will mich ja nur ein bisschen ausruhen.«

»Nein, Saph, nicht hier. Wir sind zu ...« Conor hält inne und schaut sich prüfend um. Eine Möwe sitzt auf einem Stein in der Nähe und hat ihren schwarzen Kopf auf die Seite gelegt. Wäre sie keine Möwe, würde man denken, sie hört uns zu. Conor flüstert: »Wir sind zu nah.«

»Wie meinst du das?«

»Zu nah an Indigo. Bald wird die Flut ihren höchsten Punkt erreicht haben.«

Ich weiß, was passiert, wenn die Flut ihren höchsten Punkt erreicht. Dann schlagen die Wellen direkt unterhalb des Felsvorsprungs an die Steine. In Jahrhunderten hat das Meer tiefe Spalten und Löcher in den Fels gegraben. Wenn das Wasser in sie hineinschießt, peitscht die Gischt zischend empor. Das Meer brüllt wie ein Löwe direkt unter deinen Füßen, während du spürst, wie der Granit unter den Wellen erbebt.

Conor hat Recht. Die Luft und Indigo sind beide sehr nah. Und an diesem Strand treffen sie aufeinander. Conor und ich befinden uns an der Grenze zwischen den beiden Welten. Ich betrachte das leuchtende Meer und denke an Indigo. All das Leben, die Farben und Geschöpfe von Indigo sind mir so nah, dass ich nur die Hand auszustrecken brauche ...

Und ehe ich mir darüber im Klaren bin, habe ich mich bereits vorwärts bewegt, der Kante

des Felsvorsprungs entgegen.

»Saph!«

Die Möwe öffnet ihren Schnabel und stößt einen schrillen Schrei aus, als Conor meinen Arm packt und mich zurückzieht.

»Komm, Saph, wir müssen nach Hause.«

Zehntes Kapitel



Almählich komme ich zu mir. Ich bin in meinem Zimmer, liege in meinem Bett. Der Schlaf will mich nicht verlassen und mein Kopf ist immer noch wie umnebelt von meinen Träumen. Sonderbare Träume, die realistischer waren als das Leben am Tage. Ich träumte von einer großen, tief unter den Klippen gelegenen Höhle. Dort schlief ich in einem Bett aus samtweichen Algen, während eine warme Strömung mein Gesicht liebte. Der Traum war so wirklich, dass ich immer noch die samtigen Algen wie Federn an meiner Haut spüre.

Doch tatsächlich liege ich unter meiner alten blauen Bettdecke. Wenn ich das Tageslicht

richtig beurteile, ist es später Morgen. Unten höre ich Mum reden. Ich stemme mich auf die Ellenbogen und lausche ihrer Stimme, doch höre ich niemanden antworten. Vermutlich telefoniert sie. Ich verstehe auch nicht, was sie sagt, aber dann bin ich mir plötzlich sicher, mit wem sie spricht. Bestimmt mit Roger, diesem Taucher. Dem Mann, der am Sonntag hierher kommen will. Mum plappert in einer Tour, als würde sie Roger schon seit Jahren kennen und hätte ihm tausend Dinge zu erzählen. Zwischendurch lacht sie.

Roger der Taucher. Mum mag ihn, man hört es ihr an. Doch Faro hasst Taucher. Was hat er noch über sie gesagt ?

Diese Taucher bringen ihre eigene Luft mit, um in Indigo zu spionieren. Er hält sie für Spione.

Ich bin froh, dass Faro sie hasst. Nachdem Mum mir erzählt hat, dass dieser Roger uns am Sonntag besuchen will, können mir Taucher ebenfalls gestohlen bleiben. Ich finde, die sollten sich von Orten fern halten, an

denen sie nicht willkommen sind.

Mum meint, ich solle aufhören, auf Dads Rückkehr zu hoffen. Sie sagt, ich müsse mich um mein eigenes Leben kümmern. Natürlich weiß ich, dass sie mir nur helfen will, aber das ist keine Hilfe. Ich fürchte, dass sie aufgehört hat, auf Dads Rückkehr zu hoffen. Sie glaubt nicht mehr an seine Rückkehr und richtet sich auf ein Leben ohne ihn ein.

Aber das kann sie doch nicht machen. Ich werde das nicht zulassen. Ich muss Mum davon überzeugen, dass Dad nicht tot oder einfach abgehauen ist – zum Beispiel nach Australien – , obwohl es genau das ist, was manche Leute glauben. Sie flüstern sich etwas zu über Dad, und wenn Conor und ich ihnen zu nahe kommen, dann hören sie auf zu tuscheln und werfen uns verschmitzte Blicke zu. Als wollten sie damit sagen: *Wir wissen was, das ihr nicht wisst.*

Ich drehe mich auf die Seite und schlage wütend auf das Kissen ein. Josie Sancreed hat sich nicht einmal die Mühe gemacht zu

flüstern. Auf dem Schulhof hat sie sich zu mir umgedreht und laut gesagt: »Jeder denkt, dass dein Dad ertrunken ist, und du tust ihnen auch allen sehr Leid, aber meine Mum sagt, dass er wahrscheinlich mit irgendeiner Frau durchgebrannt ist.«

Mit irgendeiner Frau durchgebrannt. Ich konnte nicht glauben, dass Josie das wirklich gesagt hat. Die Worte schmerzten, als wäre ich mit dem Fahrrad auf dem Kiesweg gestürzt. *Durchgebrannt. Er ist abgehauen, weil er jemand Besseres gefunden hat. Deswegen ist Mathew Trehwella verschwunden. Jeder weiß das, nur seine Familie will es nicht wahrhaben.*

Ich wollte den Schulhof verlassen und einfach nach Hause laufen, aber das tat ich nicht. Ich laufe vor niemandem davon. Josie starrte mich an mit ihrem bescheuerten Lächeln, dabei war sie auch ein bisschen erschrocken über ihre eigenen Worte. Ein Haufen Leute hatte sie gehört, also konnte sie nicht einfach so tun, als wäre nichts geschehen. Katie

sagte: »Halt's Maul, Josie!«, aber die anderen Mädchen haben mich bloß angeglotzt. Wahrscheinlich waren sie verlegen, oder sie wussten nicht, was sie tun sollten, aber damals dachte ich, sie wären auf Josies Seite.

Ich konnte mich nicht länger beherrschen. Ich packte sie an den Schultern und stieß sie so hart, wie ich konnte, gegen die Mauer. Sie fiel hin und fing so laut an zu heulen, dass sich alle Mädchen sofort um sie scharten und ihr aufhalfen. »Meine Hand, sie hat meine Hand verletzt!«, plärrte Josie, und auf einmal war alles meine Schuld, nicht ihre.

Doch das Schlimmste war, dass Mrs Tehidy gesehen hat, wie ich Josie gegen die Wand gestoßen habe. Sie eilte sofort zu ihr hin, legte Josie den Arm um die Schultern und nahm sie mit in ihr Büro, um ihre Hand zu untersuchen.

»Mit *dir* rede ich später, Sapphire!«, rief sie über die Schulter.

Mrs Tehidy hatte nicht gehört, was Josie über

Dad gesagt hat. Ich will diese Worte nie, nie wieder hören, deshalb habe ich auch nichts von ihnen erzählt. Katie wollte es tun, aber ich habe sie nicht gelassen. Also wurde ich zu Mr Carthew geschickt, der mir sagte: »Ich bin enttäuscht von dir, Sapphire. Gewalt löst keine Probleme.«

Wirklich nicht?, habe ich gedacht. Sobald ich aus Mr Carthews Büro heraus war, habe ich Josie aufgesucht. Mrs Tehidy hatte Josies Hand inzwischen gewaschen und ein großes Pflaster darauf geklebt. Josie war auf der Mädchentoilette und hat jedem erzählt, was ich ihr angetan habe. Als ich hereinkam, sind sie sofort verstummt.

»Wenn du noch einmal was über meinen Dad erzählst, dann schubse ich dich in den Graben hinter der Aula, der voller Brennesseln ist.«

Josie wusste, dass ich es ernst meinte, und alle anderen auch. Ein paar Leute waren auf meiner Seite, weil sie gehört hatten, was Josie zu mir gesagt hat, doch Esther legte

Josie ihren Arm um die Schultern und sagte:
»Hör auf, Josie zu tyrannisieren, Sapphire.«
»Josie hat doch angefangen«, gab Katie zornig zurück.

Eigentlich habe ich Schlägereien immer gemieden, aber es ist merkwürdig: Wenn man erst mal damit anfängt, verliert man irgendwie die Hemmungen. Und als Josie mich so verängstigt angeguckt hat, war das ein angenehmes Gefühl. Kann schon sein, dass Gewalt keine Probleme löst, doch Josie hat nie wieder ein Wort über Dad verloren. Conor habe ich auch nichts von der Geschichte erzählt. Der würde sich nur mit Josies Bruder Michael prügeln. Außerdem habe ich mich hinterher auch nicht so toll gefühlt, nachdem sich meine erste Wut gelegt hatte. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf am Schultor und dachte darüber nach, was Dad wohl sagen würde, wenn er gesehen hätte, wie ich mit Josie umgesprungen bin. Und vielleicht hat sich Josie wirklich die Hand verletzt. Es war doch ein ziemlich großes

Pflaster ... Ich will mich jetzt nicht mit diesen Dingen beschäftigen, sondern an etwas ganz anderes denken. Dennoch ist mein Kopf voll mit Gedanken, auf die ich lieber verzichten würde.

Roger. Ich werfe mich auf die Seite und dresche erneut auf mein Kopfkissen ein. Ich will nicht, dass dieser Roger an unserem Tisch sitzt, womöglich auf Dads Stuhl, und unser Essen isst.

Plötzlich schwappt ein anderer Gedanke in mein Bewusstsein, wie eine erfrischende Welle, die alle Wirren und Sorgen einfach fortspült. *Ich muss doch gar nicht da sein, wenn dieser Roger kommt.*

Das stimmt. Ich kann einfach irgendwohin gehen, an einen weit entfernten Ort, an dem ich Mums Rufen nicht höre. Und sie hätte auch keine Möglichkeit, mich zu finden. Dieser Gedanke lässt mich lächeln. Ich habe einen Ort, den ich aufsuchen kann, wann immer ich will. Einen Ort ganz für mich allein. Einen Ort, an dem mich niemand findet.

Indigo .

Ich kann das Meer hören. Obwohl ich im Bett liege, höre ich das Geräusch der Wellen so deutlich, als läge ich am Strand. Ich höre das Brechen jeder einzelnen Welle, gefolgt von einem lang gezogenen *Schhhh*, wenn sich das Wasser wieder zurückzieht. Mein Fenster ist geschlossen, doch das Meer klingt so, als wäre es bei mir im Zimmer.

»Sapphire!« Conors Stimme lässt mich zusammenzucken. Er ist die Leiter zu mir heruntergeklettert, ohne dass ich es bemerkt habe. Und mit einem Mal begreife ich, dass ich gar nicht mehr im Bett liege. Ich stehe an meinem Fenster, das keineswegs geschlossen ist, sondern weit geöffnet. Doch habe ich keine Ahnung, wie ich hierher gekommen bin oder wer das Fenster geöffnet hat. Bin ich es selbst gewesen? Meine Hand ruht auf der Fensterbank und das Brüllen des Meeres ist lauter als je zuvor. Eine mächtige Welle schlägt dröhnend an den Strand, während die Gischt aufwirbelt.

»Was machst du da?«, fragt Conor mit Schärfe.

»Was?«

»Mach das Fenster zu, Saph, und zwar sofort! Ich muss mit dir reden.«

Langsam und widerwillig drücke ich gegen das Fenster, doch der Wind leistet mir Widerstand. Das Fenster will offen bleiben, weit offen, damit das Geräusch des Meeres an mein Ohr dringen kann.

»Mach es zu, hab ich gesagt!«

Die Schärfe in Conors Stimme veranlasst mich, das Fenster mit aller Kraft zu schließen und den Haken zu befestigen.

»Mum brät Würstchen. Sie macht ein spätes Frühstück für dich, Saph. Hör zu, was ich Mum erzählt habe, damit du ihr dasselbe sagen kannst. Ich hab ihr gesagt, dass du mitten in der Nacht aufgewacht bist, dass du einen Albtraum hattest und es ewig gedauert hat, bis du wieder eingeschlafen bist. Darum liegst du angeblich auch immer noch im Bett. Mum macht sich wirklich Sorgen um dich,

Saph. Sie denkt, du bist krank. Sie hat nach dir geschaut, als du geschlafen hast, und sie sagte, du siehst gar nicht gut aus.«

»Mir geht's gut.«

»So siehst du aber nicht aus. Schau doch mal in den Spiegel. «

Ich gehe zu der Frisierkommode, die Mum für mich auf einer Auktion in Penzance erstanden hat. Auf der Kommode steht ein Spiegel mit einem hölzernen Fuß. Mum hat ihn gekauft, nachdem Dad verschwunden war. Sie kaufte auch ein paar Schablonen. Dann haben wir den Fuß weiß angestrichen und mithilfe der Schablonen mit kleinen Muscheln verziert, die ich meerblau ausgemalt habe. Auch den Rand des Spiegels habe ich mit kleinen Muscheln versehen.

Wegen der Dachschräge in meinem Zimmer muss man sich bücken, um in den Spiegel zu schauen.

Ich beuge mich also nach unten und starre in den Spiegel. Das Glas ist alt, und wenn man es ansieht, kommt es einem so vor, als blicke

man in eine andere Welt. Der Spiegel ist angelaufen und fleckig und hat einen grünlichen Schimmer, als wäre man unter Wasser. Mein Spiegelbild sieht blass aus, mein Haar hängt wie Tang über meinen Schultern. Meine Augen haben sich zu großen schwarzen Pupillen reduziert. Sehe ich wirklich so aus?

»Mum meint, du siehst aus, als hätte man dich aus dem Wasser gezogen«, sagt Conor. Aber ich nehme keine Notiz von ihm. Seine Stimme klingt fern, als wäre er gar nicht in meinem Zimmer. Ich beobachte, wie das Licht in Wellen über mein Spiegelbild flutet, gleich einer Woge, die den Strand überspült. Wie im Traum wandern die Wellen über das Glas, und während ich sie zu zählen beginne – eins, zwei, drei, vier... –, höre ich wieder das Geräusch des Meeres, diesmal süß und verlockend, wie ein Atem an meinem Ohr, der immer eindringlicher wird.

*Fünf Faden tief
liegt dein Vater, Kind,*

*sein' Gebein sind nun Korallen,
Perlen seine Augen sind ...*

Wer singt dort? Warum sind die Stimmen so kraftvoll und klar? Ich muss sie sehen. Ich lehne mich näher an den Spiegel heran.

»Hör auf, Sapphire! Geh vom Spiegel weg!«
Aber ich kann nicht weggucken. Der Gesang des Meeres ist so verlockend, dass ich ihm für immer lauschen möchte. Weiter und weiter zieht es mich in die grüne Tiefe des Spiegels hinein.

Dann höre ich ein Klirren. Der Gesang hat ein Ende. Der Zauber ist gebrochen. Mein Spiegel ist nichts weiter als ein Secondhandspiegel, der in Scherben, mit dem Gesicht nach unten, auf dem Boden liegt. Was ist geschehen? Und warum liegt meine Bettdecke ebenfalls auf dem Boden ?

Conor ist schuld. Er hat die Decke über den Spiegel geworfen, damit ich nicht länger hineingucken konnte. Doch ihr Gewicht hat den Spiegel zu Boden gerissen.

»Was macht ihr da oben?«, ruft Mum von

unten.

»Nichts!«

»Nichts!«

»Was war das für ein Krach?«

»Saph ist aus dem Bett gefallen.«

»Hört auf mit dem Unsinn, ihr beiden! Die Würstchen sind in fünf Minuten fertig.«

Ich knie mich hin und drehe den Spiegel vorsichtig um. Das Glas ist in alle Richtungen zersprungen und sieht aus wie ein Seestern.

»Warum hast du das getan?«, fauche ich Conor an. »Du hast den Spiegel kaputtgemacht. Außerdem hast du ...«

»Was?«

»Der Gesang ... sie haben zu mir gesungen.«

»Wie oft soll ich dir das noch sagen, Saph? Das ist gefährlich. Es hat zu viel Macht. Es ist stärker als wir.«

»Du bist doch *selbst* in Indigo gewesen, Con. Du bist so ein Heuchler! Du willst es nur nicht mit mir teilen, damit du der Einzige bist, der über Indigo Bescheid weiß. Und über Elvira.«

Doch zu meiner Verwunderung wird Con nicht böse. Er kniet sich neben mich und beginnt vorsichtig, die Glasscherben aufzuheben. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, als er sagt: »Es ist nicht, wie du denkst, Saph.«

»Ach, und wie ist es dann? Und wie soll ich Mum das mit dem Spiegel erklären? Die bringt mich um.«

»Ich werde ihr sagen, dass wir rumgetobt haben und ich dabei den Spiegel kaputtgemacht habe. Hör zu, Saph, ich habe große Angst.«

Er hebt sein Gesicht und ich starre ihn an. Was meint er damit? Conor hat eigentlich niemals Angst. Ich bin doch diejenige, die sich vor Angst in die Hose macht, wenn der Wind in stürmischen Nächten um das Haus pfeift. Ich bin doch diejenige, die ängstlich auf das Geräusch von Mums Auto wartet, weil ich mir immer vorstelle, sie hätte einen Unfall gehabt. Conor ist der Besonnene von uns beiden, der genau einschätzen kann, was

realistisch ist und was nicht.

Er tut nur so, als hätte er Angst. Aber dann schaue ich ihn wieder an und weiß mit einem Mal, dass er mir nichts vormacht. Sein Gesicht ist angespannt und blass.

»Du bist ... zu weit gegangen«, sagt er und sucht nach den richtigen Worten. »Als ich das erste Mal dort war, in Indigo, da verging die Zeit ungefähr so schnell wie bei uns. Als ich nach Hause ging, war es vielleicht ein klein wenig später, als ich gedacht hatte. Man nimmt es kaum wahr. Doch jedes Mal wenn man dort ist, wird einem mehr von der eigenen Zeit genommen. Es kommt mir so vor, als ... als hätte die Zeit in Indigo mehr Macht als unsere Zeit.

Als du an jenem Tag zur Bucht kamst, um mich zu suchen, und mir sagtest, ich sei sieben Stunden fort gewesen, da habe ich dir anfangs nicht geglaubt, obwohl es schon Abend war. Ich dachte, du hättest das nur gesagt, um mir einen Schrecken einzujagen. Doch plötzlich habe ich die untergehende

Sonne gesehen.

Und dann, als du das erste Mal in Indigo warst, bliebst du fast einen ganzen Tag und eine ganze Nacht verschwunden. Solch eine Macht hat Indigo auf dich ausgeübt. Aber was hast du gedacht, wie lange du verschwunden warst, Saph? Ich meine, unter Wasser. Wie hast du die Zeit eingeschätzt ?«

Ich versuche, mich zu erinnern, aber es fällt mir nicht leicht. Was habe ich in Indigo getan? Ich habe mit Faro geredet. Wir schwammen durch die Gegend, surften mit den Strömungen, sahen einen Hai, einige Quallen und Spinnenkrabben ...

Doch haben wir weder gegessen und getrunken noch geschlafen. In meinem ganzen Leben habe ich tagsüber bisher nicht mehr als zwei bis drei Stunden verbracht, ohne etwas zu essen oder zu trinken.

»Ich weiß nicht. Als ich dort war, schien die Zeit wie im Flug zu vergehen.«

»Das ist es ja, was so unheimlich ist«, entgegnet Conor. »Was glaubst du, wie lange

du nächstes Mal in Indigo bleiben wirst? Wie viel deiner menschlichen Zeit wird das auffressen ? Vielleicht Tage ... Wochen ... oder noch mehr?«

»Ach komm schon, das kann doch nicht sein. Das hört sich an wie die Gruselgeschichte über Rip van Winkle, der nach hundert Jahren nach Hause zurückkehrt, und seine gesamte Familie und alle seine Freunde sind gestorben. So was passiert doch nicht in Wirklichkeit. Ich kann nach Hause kommen, wann ich will.«

»Aber du weißt nicht, wie viel Zeit dann vergangen ist, das ist der springende Punkt. Sobald du in Indigo bist, verlierst du das Gefühl für die menschliche Zeit. Du willst sie vergessen. Schau doch nur, wie viel Macht Indigo eben über dich hatte, als du den Gesang gehört hast. Du glaubst, ich wüsste nicht Bescheid? Du hättest dein Gesicht im Spiegel sehen sollen! Ich dagegen habe den Gesang überhaupt nicht gehört. Nach nur einem Besuch bist du schon viel tiefer in

Indigo, als ich es je gewesen bin, Saph. Dein Wesen verändert sich. Du hast ja keine Ahnung, was Indigo mit dir anstellt.«

»Das ist nicht wahr! Du bist doch derjenige, der sich schon weit vorgewagt hat. Du warst schon mehrmals dort und Elvira nimmt dich überallhin mit. Das hat mir Faro erzählt. «

Conor schüttelt den Kopf. »Nein, wir waren wirklich nicht besonders tief. Elvira war sogar böse auf mich, weil sie meinte, ich würde die Luft nicht aus meinem Kopf bekommen, selbst wenn ich in Indigo bin. Sie sagte, ich sei *zu* menschlich. Wenn man wirklich nach Indigo vordringen will, muss man die menschliche Zeit vergessen. Und *dir* ist das sofort gelungen. Warum? Außerdem rufen sie *dich* und nicht mich. Was passiert, wenn du nächstes Mal für Wochen oder Monate weg bist? Darüber solltest du dir Gedanken machen, Saph. Und *das* ist der Grund, warum ich solche Angst habe.«

Wochen – oder Monate. Die Worte klingen in mir nach wie eine innere Glocke. Wenn ich

wirklich monatelang fort wäre, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen ...

»So wie Dad«, flüstert Conor.

»Du meinst, mit Dad ist dasselbe passiert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du Elvira gefragt?«

»Nein, das konnte ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil sie nur zornig geworden wäre. Hättest *du* Faro so etwas gefragt, als du tief in Indigo warst und nicht wusstest, wie du allein nach Hause kommen sollst? Hättest du riskiert, dir seinen Zorn zuzuziehen? Ich meine, da unten sind wir vollkommen von ihnen abhängig. Ohne sie können wir nicht überleben.«

Ich denke eine Weile darüber nach. Mir ist unheimlich zumute.

»Würdest du Faro fragen?«, wiederholt Conor.

»Wohl eher nicht.«

»Sie sind keine Menschen«, flüstert Conor, als könnte uns jemand hören, obwohl wir in meinem Zimmer sind und das Fenster

geschlossen ist. »Das darfst du niemals vergessen. Ich denke immer, dass Elvira ... na, du weißt schon, ein ganz normales Mädchen ist, aber dann passiert etwas oder sie sagt etwas, was mich eines Besseren belehrt.«

»Was meinst du damit?«

»Einmal hat sie von einem Surfer gesprochen, der ertrunken ist. Da oben bei Gwithian. Ich konnte mich an den Fall erinnern, weil damals jeder in der Schule darüber geredet hat. Doch Elvira hatte es von einer Freundin erfahren, die mit eigenen Augen gesehen hat, wie es passiert ist. Eine Mer, versteht sich. Es war so seltsam, wie Elvira davon erzählt hat. Es klang so, als würden wir uns über den Tod eines Pferds unterhalten. Irgendwie tut uns das Leid, aber doch längst nicht so, wie wenn ein Mensch zu Tode kommt. Da ist mir bewusst geworden, dass ihr das Leben des Surfers viel gleichgültiger ist als uns. Uns alle hat dieser Tod sehr betroffen gemacht, obwohl wir den

Surfer nicht kannten, weil wir selbst oft in dieser Gegend surfen. Jedem von uns hätte dasselbe passieren können. Nur Elvira nicht – sie ist also gar nicht so mit diesem Schicksal *verbunden*, wie wir es sind.«

»Faro hat mir erzählt, dass sie versuchen, Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren. Sie rufen nach ihnen.«

»Ja, aber *warum* rufen sie? Um sie zu retten oder ... ?«

»Oder was?«

»Du weißt genau, was ich meine. Um sie tiefer hineinzuziehen. Denk dran, dass sie keine Menschen sind. Das vergisst man so leicht.

Außerdem wollen sie nicht, dass wir zu viel Wissen über Indigo mit an Land nehmen. Wir sind eine potenzielle Gefahr für sie. Zumindest denken sie das. Und wenn sie uns wirklich für eine Gefahr halten, dann weiß ich nicht, was sie tun.«

»Aber sie sind doch unsere Freunde! Faro und Elvira sind unsere Freunde, das weiß ich

genau.«

»Doch all ihr Rufen kann die Menschen nicht retten, oder? Sie ertrinken.«

»Das ist doch nicht ihre Schuld.«

»Wenn ihr nicht sofort runterkommt, werden die Würst – chen kalt!«, ruft Mum aus der Küche.

Normalerweise esse ich Würstchen für mein Leben gern, aber diese schmecken mir absolut nicht. Vielleicht waren sie zu lange in der Pfanne. Ich schneide sie in kleine Stücke und spieße eines auf meine Gabel, damit es so aussieht, als hätte ich bereits einiges gegessen. Mum mag es nicht, wenn wir nicht aufessen. Doch diesmal ist sie nicht ärgerlich. Sie sieht eher besorgt aus.

»Dann iss eben ein Brot, Sapphy, wenn dir die Würstchen nicht schmecken. Das passt gar nicht zu dir, keinen Hunger zu haben.«

Aber das Brot schmeckt genauso merkwürdig. Es ist viel zu trocken und schmeckt nach Kalk. Da könnte ich auch gleich Erde essen.

»Hier, Sapphy, trink ein bisschen Wasser dazu.«

Sie reicht mir ein Glas frisches Wasser, das ich sogleich an meine Lippen setze. Doch nicht einmal das Wasser schmeckt mir. Irgendwas fehlt. Ehe ich merke, was ich tue, habe ich mir den Salzstreuer geschnappt und lasse einen Streifen Salz auf meine Handfläche rieseln. Ich befeuchte den Zeigefinger der anderen Hand mit der Zunge und tippe ihn in das Salz. Dann probiere ich. Es schmeckt so wundervoll, dass ich gleich noch mehr nehme. Salz. Das ist es, was ich brauchte. Kein Wunder, dass das Essen nicht schmeckte und das Wasser genauso wenig. Es fehlte das Salz.

»Herrgott, was machst du da, Sapphire? Tust du etwa Salz in dein Wasser?«

Ich nehme einen langen, erfrischenden Schluck.

»Du darfst kein Salzwasser trinken! Das ist nicht gut für dich!«

Mum nimmt mir das Glas weg. Macht nichts.

Ich werde später mehr trinken, wenn sie nicht guckt.

»Mum, wie heißen noch diese kleinen braunen Fische, die manchmal auf der Pizza drauf sind?«

»Anchovis.«

»Haben wir welche?«

»Die schmecken dir sowieso nicht. Ein oder zwei auf einer Pizza sind okay, aber sie sind viel zu salzig, um sie allein zu essen.«

»Aber haben wir welche?«

»Kann sein, dass ich noch eine Dose im Schrank habe. Jetzt iss doch bitte wenigstens eins von deinen Würstchen auf.«

Conor schaut mich an. Mum schaut mich an. Ich schneide ein Würstchen in kleine Stücke und versuche zu kauen.

»Es geht nicht, Mum. Die schmecken scheußlich.«

»Ach, mein Schatz, du bist wirklich krank. Und wie blass du aussiehst. Vielleicht hast du dir eine Magenverstimmung eingefangen. Aber ich *muss* heute Abend zur Arbeit. Leider

kann niemand meine Schicht übernehmen. Vielleicht könnte ich Mary noch mal bitten, ein Auge auf euch zu haben ...«

»Ich bin nicht krank. Mir geht's gut, Mum, ehrlich.« *Ich will nur diese Würstchen nicht essen.*

»Ruhig, Saph!«, raunt mir Conor warnend zu. Ich gebe mir alle Mühe, um die wütenden Worte, die mir auf der Zunge liegen, herunterzuschlucken. Natürlich muss Mum zur Arbeit, aber ich will nicht, dass Mary auf mich aufpasst. Ich bin doch kein Baby mehr. Ich will auch nicht, dass Conor hinter mir herspioniert. Alle wollen mich nur von dem abhalten, was ich am liebsten tun würde.

Mum geht zur Spüle und kümmert sich um den Abwasch. Normalerweise erledige ich das morgens und Conor abends. Mum ist müde. Sie arbeitet so hart. Ich springe auf und beginne, das Geschirr abzutrocknen. Mum sollte sich mit einer Tasse Tee hinsetzen.

Ich betrachte ihren Rücken, während sie die Bratpfanne schrubbt. Alles fühlt sich mit einem

Mal so anders an, so vertraut. Dies ist mein Zuhause. Mums Radio läuft, so wie immer. Sie trägt ihre alte Jeans und ein weißes T-Shirt. Ihr Haar ist zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Das bedeutet, dass sie erst später zur Arbeit gehen wird.

Ich bin in der Küche und esse ein spätes – *sehr* spätes – Frühstück mit meiner Mum und meinem Bruder. Ein ganz normaler Ferientag. Vielleicht habe ich nach all dem Hin und Her ja doch Appetit bekommen. Ich mag die Würstchen zwar nicht, aber gegen einen Toast mit Marmite wäre eigentlich nichts einzuwenden. Ich mache Mum und mir einen Becher Tee. Wenn sie mit dem Abwasch fertig ist, wird sie mir gegenüber am Küchentisch sitzen, ihren Tee trinken und mir lustige Geschichten über die Gäste des gestrigen Abends erzählen. Was sie gesagt und wie viel sie getrunken haben und wie viel Trinkgeld Mum bekommen hat. Ich liebe es, von all den komischen Dingen zu hören, die im Restaurant so passieren. Einmal hat ein

Gast sogar nach ihr mit den Fingern geschnippt, doch Mum hat ihn bloß gefragt :
»Haben Sie Ihren Hund verloren?«

»Mum«, beginne ich, doch in diesem Moment dreht sie den Wasserhahn voll auf. Das Rauschen des Wassers übertönt meine Stimme.

Und plötzlich höre ich ihn wieder, den verführerischen Klang, der zugleich süß und scharf klingt, wie ein Messer, das tief in dich eindringt. Es ist wie die Musik, die ich hörte, als ich in den Spiegel sah, doch diesmal formt sie sich zu deutlich vernehmbaren Worten. Der Gesang wird lauter und lauter, und die Behaglichkeit von Mums Gegenwart entschwindet wie ein Traum, bis sie überhaupt nicht mehr wichtig erscheint.

*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten,
wo weder Liebe noch Leid
mich bedrücken ...*

»Was ist los, Saph?«, flüstert Conor.

»Hör doch zu, Con. Hörst du es nicht auch?«
Conor lauscht. Ich warte darauf, dass der Gesang auch an seine Ohren dringt, und beobachte sein angestregtes Gesicht, doch er scheint nicht das Geringste zu hören.

»Ach wäre ich doch in Indigo ...«

»Hörst du wirklich nichts, Conor?« Ich habe Angst, als wären Mum und Conor weggegangen und hätten mich allein gelassen. Die Worte sind für mich bestimmt. Nur für mich. Conor kann nichts hören und Mum macht unverdrossen mit dem Abwasch weiter.

»Hör nicht hin, Saph!«, flüstert Conor.
»Verschließ deine Ohren. Wenn du sie ignorierst, verschwinden sie.«

Er denkt, dass Faro mich ruft oder vielleicht Elvira, aber ich weiß, dass nicht sie es sind. Das ist das Lied, das Dad immer gesungen hat. Doch auch er ist es nicht, der jetzt singt. Selbst mein Dad mit seiner schönen Stimme könnte nicht so zart singen – eine Zartheit, die mich magisch anzieht. Ich stehe auf,

durchquere die Küche und gehe durch die offene Tür. Lasse all das Vertraute hinter mir und betrete eine andere Welt...

Doch Conor folgt mir. »Wo willst du hin, Saph?«

»Ich muss los, Con. Sie wollen, dass ich komme. Sie wollen, dass ich jetzt komme.«

»Du meinst Faro und Elvira?«

»Nein, nicht sie.« Es kommt mir vor, als spräche ich im Traum. Ich höre kaum meine eigene Stimme. Die von Conor ist dünn und weit entfernt. »Es sind Mer-Stimmen, das ist alles, was ich weiß. Sie versuchen, mir etwas zu sagen ... ich muss zu ihnen ... sie wollen, dass ich ...«

»Ich lasse dich nicht gehen«, sagt Conor. Er steht vor mir und breitet seine Arme aus. »Du bleibst hier. Ich will dich nicht auch noch verlieren.«

Doch ist es ein Leichtes für mich, an ihm vorbeizugehen. Ich spüre die Stärke des Meeres in mir. Ich könnte direkt durch Conor hindurchgehen, wie durch den Nebel, als

bestünde er nicht aus Fleisch und Blut. Doch Conors durchdringender Blick hält mich zurück.

»Ich lasse dich nicht gehen«, wiederholt er. Seine Stimme hat an Festigkeit gewonnen.

»Tut mir Leid, Conor, aber du hast keine Wahl. Ich weiß, dass ich Dad finden kann.«

»Wie meinst du das?«

»Du hast Recht gehabt. Er ist in Indigo.«

»Aber verstehst du denn nicht, Saph? Es ist genau das, was sie uns glauben machen wollen. Sie wollen dir einreden, dass du dich auf Dads Spuren befindest. Darum dreht sich doch alles.« Conors Augen glühen. »Mir nehmen sie die Schwester weg und Mum verliert nach Dad auch noch ihre Tochter. Kannst du nicht auch ein bisschen an uns denken? Hast du überhaupt noch etwas anderes im Kopf als Indigo, Indigo, Indigo?«

»Ich will Dad finden, das ist alles.«

»Wozu soll das gut sein, wenn wir dich auch noch verlieren? Es ist gefährlich und du weißt es.«

»Wir haben es uns geschworen, Conor. Das ist unsere Chance, vielleicht die einzige, die wir haben.«

»Okay«, sagt Conor schließlich. »Du hast gewonnen. Ich kann dich nicht die ganze Zeit im Auge behalten. Und ich kann nicht gleichzeitig Indigo und dich besiegen. Aber du wirst nicht allein gehen. Ich komme mit dir.«

Elftes Kapitel



Wir gehen ein bisschen raus, Mum«, ruft Conor beiläufig durch die geöffnete Küchentür. Normalerweise würde Mum antworten: »Okay, passt auf euch auf. Bis später!« Doch heute kommt sie an die Tür, wischt ihre Hände an einem Handtuch ab und runzelt die Stirn.

»Aber Sapphy geht es nicht gut«, sagt sie. »Willst du nicht bei mir zu Hause bleiben, Saph?«

»Mir geht's gut, Mum, wirklich!«, entgegne ich so unbefangen wie möglich. Mum sieht verblüfft und ein wenig enttäuscht aus.

»Komm her, mein Schatz, lass dich ansehen.«

Conor durchquert den Vorgarten. Ich weiß, dass er auf mich wartet. Mum legt mir ihre Hände auf die Schultern. Sie riecht nach ihrem Rosenparfüm, das sie nur an ganz besonderen Tagen trägt. Warum ist heute ein besonderer Tag? Vielleicht wird sie *Roger* treffen, denke ich. Ich schaue sie missmutig an und will mich von ihr entfernen.

»Was ist, Sapphire? Schau mich an«, sagt Mum, während sie mich zu sich heranzieht, als befürchte sie, ich wolle weglaufen.

Langsam hebe ich meinen Kopf. Mums Augen suchen mein Gesicht ab. Dieses eine Mal sehen wir uns wirklich in die Augen. Sonst laufen wir ständig umeinander herum. Mum hetzt zur Arbeit, Conor und ich eilen zur Schule oder sonst wohin und ständig sind tausend Dinge zu erledigen. Mum sorgt sich um unsere Kleidung und die Hausaufgaben und das Geld und einfach alles. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sie uns vor lauter Sorgen gar nicht mehr wahrnimmt.

Ich weiß, dass es nicht ihre Schuld ist.

Schließlich versucht sie, ganz allein das zu erledigen, was sonst zwei Personen leisten. Sie muss das Geld verdienen, den Haushalt erledigen und sich um uns kümmern. Und obwohl wir ihr so viel helfen, wie wir können, ist sie ständig abgehetzt.

Wir essen nicht einmal besonders oft zusammen, weil Mum fast jeden Abend arbeitet, häufig auch tagsüber. Sie sagt uns, wo sie sich aufhält und wann sie zurück sein wird und um wie viel Uhr wir zu Hause sein sollen. Sie hinterlässt uns jede Menge Nachrichten und natürlich haben wir ihre Handynummer. Aber es ist nicht mehr dieselbe Familie, die wir früher waren, und manchmal scheint es mit einer Familie gar nichts zu tun zu haben.

Wir sind einfach nur drei Leute, die im selben Haus wohnen, denke ich. Wir sind keine richtige Familie mehr.

Ich schaue nach unten, damit Mum die Gedanken in meinen Augen nicht lesen kann. Das würde sie so verletzen. Sie denkt, ich

werfe ihr vor, dass sie ständig arbeitet, und dass ich nicht verstehe, dass sie allein das Geld verdienen muss, nachdem Dad verschwunden ist.

Wenn ich ihr nur erklären könnte, wie seltsam die Tage sind, wenn sie zur Arbeit gefahren ist und erst gegen Mitternacht zurückkommt. Die Tage sind lang und haben keine Form. Mum ist weg, Dad ist weg, das Haus ist still. Manchmal gehe ich nachts runter in die Küche, wenn Conor schläft und ich keine Ruhe finde. Wenn Mum zu Hause wäre, würde sie mit einem Glas Wasser zu mir kommen, sich an mein Bett setzen und sagen: *Mach dir keine Sorgen, Saphy. Entspann dich einfach, dann wirst du sicher bald einschlafen.* Doch wenn Mum nicht da ist, kann ich nicht aufhören, mir Sorgen zu machen.

Ich lausche dem Brummen des Kühlschranks. Hin und wieder gibt er ein Klicken von sich und verstummt. Dann warte ich nur darauf, dass er wieder anfängt zu brummen. Wenn er

es tut, bin ich glücklich und bilde mir ein, der Kühlschrank wäre mein Freund – ein so schwachsinniger Gedanke, dass ich niemals jemand davon erzählen könnte. Mum am allerwenigsten.

Viele Touristen geben ein Vermögen aus, um hier Urlaub zu machen. Sie erzählen uns manchmal, was für ein Glück wir haben, in diesem Paradies leben zu dürfen. Und dass dies der schönste Sommer seit Jahren ist – auch das bekommen wir ständig zu hören. Es ist trocken und warm. Die Sonne scheint tagaus, tagein und die Straßenränder sind braun von der Hitze. Mum sagt, St Pirans sei proppenvoll mit Touristen. Das Restaurant ist jeden Abend voll, deshalb kommt sie immer so spät nach Hause.

Könnte ich Mum nur erklären, wie leer die Tage sind. Welche Angst ich habe, wenn Conor ohne mich weggeht, auch wenn er nur für eine Stunde zu Jack will. Er fragt mich immer, ob das in Ordnung sei, und ich antworte stets: »Ja, klar, kein Problem. Ich

werde fernsehen.« Mum denkt, dass ich mich mit Katie oder einer meiner anderen Freundinnen treffe, aber das tue ich nicht. Ich fühle mich wie abgeschnitten von ihnen, weil ihr Leben ganz normal weitergeht, während meines sich völlig verändert hat.

Solange Conor da ist, macht mir das nichts aus. Wenn er bei Jack ist, weiß ich zumindest, dass er sich in der Nähe befindet. Ich könnte zu ihm radeln, wenn ich ihn brauchte. Doch als er ohne mich in Indigo war, bin ich fast gestorben vor Angst.

Ich werde nicht allein zurückbleiben und mich ängstigen. Diesmal werde ich gehen, bevor Conor geht. Ich werde weit fortgehen, wo ich niemanden von ihnen brauche.

»Ist alles in Ordnung mit dir, Sapphy? Du würdest mir doch erzählen, wenn etwas nicht in Ordnung wäre, oder?«, fragt Mum. Sie streicht mein Haar glatt. »Deine Haare kleben ja aneinander wie Seetang. Wir müssen sie mal richtig durchbürsten«, sagt sie.

»Könnten wir nicht eine Hennakur machen,

Mum?«

»Tut mir Leid, Saph, ich hab keine Zeit heute.«

Ich liebe es, wenn Mum mir eine Hennakur macht. Das nimmt sehr viel Zeit in Anspruch. Zuerst wäscht sie meine Haare und trocknet sie ein wenig, dann massiert sie das Hennawachs ein und wickelt anschließend ein warmes Handtuch um meinen Kopf. Damit die Anwendung ihre Wirkung entfalten kann, sitzen wir eine halbe Stunde zusammen und quatschen. Es ist keine Tönung, sondern macht das Haar nur wieder weich und glänzend, wenn ich jeden Tag im Meer geschwommen bin.

»Vielleicht sollten wir deine Haare schneiden. Kurze Haare sind leichter zu pflegen.«

»Nein, Mum!«

»Schon gut, aber wenn du lange Haare haben willst, dann musst du dich auch um sie kümmern. Manche Knoten kriegt man kaum noch raus. Und schau nur, wie lang sie

geworden sind. Die reichen dir ja inzwischen bis über die Hüfte.«

»Ich lasse sie eben wachsen.«

Mum lässt mein Haar fallen und schaut auf die Uhr.

»Tut mir Leid, Saph, ich muss ...«

Du musst los, ich weiß schon. Aber das sage ich nicht. Ich will nicht, dass der sanfte Ausdruck in Mums Gesicht verschwindet.

»Machst du meine Haare an deinem freien Tag, Mum?«

»Hm, mal sehen ...«

Das hatte ich ganz vergessen. An Mums freiem Tag kommt *Roger* zu Besuch. Vielleicht muss sie deshalb jetzt so dringend los. Vielleicht trifft sie Roger vor der Arbeit. Deshalb trägt sie vermutlich auch ihr Rosenparfüm.

»Ich muss los, Conor wartet auf mich«, sage ich und will mich freimachen, doch erneut hält sie mich fest. Sie streicht über mein verfilztes, zottiges Haar.

»Wir müssen einfach was mit deinen Haaren

machen«, sagt sie und schielt auf die Uhr.
»Komm, Sapphy, das schaffen wir noch.«

Aber ich will nicht, dass sie es in aller Eile tut, während sie ständig die Uhr im Auge behält. Ich liebe es, wenn wir jede Menge Zeit haben, beieinander sitzen und plaudern. Die Hennakur ist eines der schönsten Dinge, die Mum und ich gemeinsam machen, nur wir beide.

Doch nicht jetzt, da sie am liebsten mit Roger in St Pirans wäre. Ich befreie mich aus ihren Armen.

»Wir machen es ein anderes Mal, wenn du mehr Zeit hast«, sage ich. Aus irgendeinem Grund werden Mums Augen ganz wässrig, als müsse sie gleich weinen. Das macht mich so nervös, dass ich sofort »Mach's gut, Mum, hab einen schönen Tag!« rufe und aus der Tür laufe. Dieses eine Mal ist sie es also, die im Haus zurückbleibt und sieht, wie ich verschwinde.

»Du hast ihr doch nichts erzählt, oder?«, fragt Conor.

»Nein.«

»Das darfst du auch nicht. Mum macht sich schon genug Sorgen. Außerdem würde sie denken, wir wären übergeschnappt. Diese Geschichte nimmt uns doch niemand ab.«

Unsere Turnschuhe wirbeln beim Laufen Kiesel und Staub auf. Und während die kleinen Steine unter meinen Sohlen knirschen, wird mir auch klar, welches Geräusch ich *nicht* mehr höre. Ich höre keine sanften Stimmen mehr, keinen verlockenden Gesang. Der Sog des Meeres ist verschwunden. Wann hat er aufgehört? Während Mum mit mir sprach? Es besteht kein Grund zur Eile mehr, ich spüre kein Verlangen. Meinetwegen können Conor und ich zur Bucht hinuntergehen, wir können es aber auch bleiben lassen.



Als wir zwischen den hohen Hecken um die Ecke biegen, sehen wir jemand mitten auf dem Weg stehen. Es ist Granny Carne.

»Was macht die denn hier?«, murmelt

Conor. Granny Carne ist tatsächlich nur selten in der Nähe des Meeres zu sehen. Sie hält sich meistens im Hügelland auf, dort, wo auch ihr Haus steht und das Mittsommernachtsfeuer entzündet wird. Ihr Haus liegt halb in den Hügeln verborgen. Man könnte auch sagen, es wächst förmlich aus der Erde heraus. Darum ist ihre irdische Zauberkraft auch so groß, weil sie der Erde so nah ist.

»Keine Ahnung«, antworte ich. Ich habe ein mulmiges Gefühl. Wenn ich Granny Carnes Augen sehe, habe ich immer das Gefühl, sie weiß Dinge über mich, die ich selbst nicht weiß.

Sie wartet darauf, dass wir zu ihr kommen. Groß und erhaben steht sie da, wie ein alter Baum, der sich aus der Erde erhebt.

»Wie geht es eurer Mutter?«, fragt sie. Ihr bernsteinfarbener Blick wandert über unsere Gesichter.

»Ihr geht's gut«, antwortet Conor.

»Wirklich? Hm, wartet mal ... es ist jetzt über

ein Jahr her, dass Mathew verschwunden ist.«
Die Art, wie sie Dads Namen ausspricht, erinnert mich daran, dass sie befreundet waren. Dad hat sie gekannt, seit er ein Junge war. Und er hat gesagt, dass sie schon immer so alt gewirkt habe wie heute. Granny Carne verändert sich nicht so, wie andere Leute sich verändern.

»Mein Vater ist ertrunken«, sagt Conor plötzlich. »Das ist es jedenfalls, was die Leute alle behaupten.«

»Aber sie haben ihn nie gefunden«, entgegnet Granny Carne. »Wie sonderbar. Normalerweise wird ein Ertrunkener irgendwann an Land gespült, wenn auch erst nach Wochen oder Monaten. Glaubst du, dass dein Vater ertrunken ist, Sapphire?«

»Ich weiß nicht ...«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, doch merkwürdigerweise macht mir ihre Frage nichts aus. Sie spricht nicht so wie die anderen Leute, deren Fragen vor Neugier und Mitleid nur so triefen. Granny Carne fragt aus

einem bestimmten Grund. Conor tritt näher an sie heran, als wolle er sie um Hilfe bitten.

Obwohl sie *Granny* genannt wird, hat sie keine Enkelkinder. Ich glaube auch nicht, dass sie eigene Kinder hat. Sie hat ihr erdverbundenes Leben immer allein gelebt, in ihrem Haus zwischen den Hügeln. Manchmal suchen die Leute sie auf, wenn sie Hilfe brauchen. Sie tun das heimlich und erzählen nicht einmal ihren Freunden oder ihrer Familie davon. Sie klopfen an ihre Tür und warten auf Antwort. Die Leute sagen, Granny Carne könne in die Zukunft blicken. Manchen sagt sie ihr Schicksal voraus. Ich weiß nicht, wie sie das macht, aber ich finde das unheimlich.

Dad hat mir mal erzählt, dass sich die meisten Leute in dieser Gegend schon irgendwann an Granny Carne gewandt haben, wenn sie ihre Hilfe nötig hatten.

»Was für Hilfe, Dad?«

»Zum Beispiel Hilfe, um eine Entscheidung zu treffen. Um ein Problem zu lösen, das sie

beschäftigt. Um über die Gegenwart hinauszublicken.«

»Wer kann denn über die Gegenwart hinausblicken?«

»Die Leute sagen, dass sie es kann«, sagte er. Ich hatte das Gefühl, dass er mir etwas verheimlicht.

»Hast du sie jemals aufgesucht, Dad?«

»Wir haben uns oft gesehen.«

»Du weißt, was ich meine. Hast du sie schon einmal über die Zukunft befragt?«

»Ja, ein Mal.«

»Was genau wolltest du wissen?«

»Nun, ich wollte wissen, ob du diesen Schnuller, den du mit fast drei Jahren immer noch benutzt hast, jemals loswerden würdest. Oder ob du ihn vielleicht später zusammen mit deinem Lunchpaket mit in die Schule nimmst.«

»Ach, Dad!« Die Antwort hat mich damals geärgert. Aber er hätte mir sowieso nicht die Wahrheit erzählt, auch wenn ich weitergefragt hätte.



»Mathew kennt diese Küste so gut wie seinen Handrücken«, sagt Granny Carne. »Und in der Nacht, als er verschwand, war das Meer völlig ruhig.«

Mathew *kennt*, sagt sie. Nicht Mathew *kannte*. Sie spricht von ihm immer noch in der Gegenwartsform. Also glaubt auch sie, dass er immer noch am Leben ist. So wie Conor und ich. Und wenn sie wirklich in die Zukunft blicken kann, dann *weiß* sie vielleicht, dass er noch lebt. Vielleicht kann sie sehen, dass Dad zurückkommen wird.

»Aber wo ist er, wenn er nicht ertrunken ist?«, fragt Conor.

»Ich glaube, er ist irgendwo weit, weit weg.«

»In Indigo!«, sage ich plötzlich, ohne dies eigentlich sagen zu wollen. Granny Carnes bernsteinfarbene Augen blitzen mich an. Ich fühle mich wie eine Feldmaus, die plötzlich den flammenden Blick einer jagenden Eule auf sich spürt.

»In Indigo, sagst du? Wie merkwürdig, das

aus deinem Mund zu hören, Sapphire, denn als ich euch eben den Weg entlanggehen sah, dachte ich, dass ich etwas von Indigo in deinem Gesicht entdecke. Auch in Conors Gesicht erkenne ich ein wenig davon, aber nicht so stark wie bei dir.«

Sie weiß es, dachte ich. Aber woher weiß sie es? Und wie viel weiß sie?

»Was ist Indigo?«, frage ich sie.

»Ich denke, das weißt du selbst«, antwortet Granny Carne. Jetzt fühle ich mich wie eine Feldmaus, wenn die Eule mit gespreizten Klauen zum Sturzflug ansetzt. »Indigo ist ein Ort mit vielen Namen«, erklärt sie. »Du kannst auch Mer, Mare oder Meor dazu sagen. Und es hat seinen eigenen Morveren-Namen, aber den sprechen wir nicht aus, solange wir mit beiden Beinen fest auf der Erde stehen. Die Erde und Indigo, das passt nicht zusammen, obwohl wir Seite an Seite leben. Die Erde und Indigo kommen nicht immer gut miteinander aus. Kennst du den alten Namen für Indigo, Sapphire? Den alten Morveren-

Namen?« Granny Carne stellt diese Frage nur beiläufig, doch jetzt ist mir die Eule so nah, dass ich das Schlagen ihrer Flügel hören kann. Sie will wirklich wissen, was ich alles weiß. Aber was bedeutet es, wenn ich den Morveren-Namen kenne?

»Nein«, antworte ich unwillig, weil ich ihn jetzt gern kennen würde. Ich wünschte, ich wäre ein Teil von Indigo und würde alles darüber wissen.

»Aber du weißt, wer die Morveren sind?«

»Nein, nicht wirklich.«

»Aha.«

Ich glaube, sie ist froh, dass ich es nicht weiß. Plötzlich erlischt das wilde Funkeln ihrer Eulenaugen und sie ist wieder eine alte Frau. Granny Carne dreht sich um, greift in die Hecke und zieht eine pralle, glänzende Brombeere heraus. Schon der Anblick genügt, um zu wissen, dass sie warm und reif ist. Eigentlich können sie um diese Jahreszeit noch gar nicht reif sein, es ist doch erst Ende Juli. Ich bin gestern hier entlanggegangen und

habe keine einzige reife Brombeere gesehen.

»Nimm diese, Sapphire, ich werde auch eine für Conor finden.« Sie sucht die Hecke ab und hält kurz darauf eine weitere reife Brombeere in der Hand. Ich betrachte meine und bin hin und her gerissen, ob ich sie essen soll oder nicht.

»Iss sie!«, sagt Granny Carne. Ich schiebe die Brombeere in meinen Mund. Sie schmeckt nach Sonne und Erde und würziger Frucht. Sie erinnert mich an Felder und Wälder, den Bauernhof, die Welpen, an Mum, wenn sie Apfel-und Brombeerkuchen backt, an den Herbst, den Geruch brennenden Holzes und das Mittsommerfeuer. Es erinnert mich daran, wie Conor und ich mit den Füßen das gefallene Laub aufwirbelten, als wir noch klein waren ...

»Dieses Jahr wird es viele Beeren geben«, sagt Granny Carne, »nach all der Sonne, die wir gehabt haben. Erzähl mir, wo du heute schwimmen willst, Conor. Etwa unten in der

Bucht?«

»Kann schon sein«, antwortet Conor, aber es hört sich nicht unhöflich an. Er lächelt sie an, und ich finde, dass sich die beiden irgendwie ähnlich sehen. Beide haben sonnengebräunte Haut und leuchtende dunkle Augen.

»Ich würde heute nicht dorthin gehen«, sagt sie. »Die Strömung ist im Moment sehr stark. *Du* kommst vielleicht dagegen an, Conor, doch Sapphire nicht. Sie würde hinausgetragen werden. Ihr solltet euch heute an Land halten.«

»Aber ich will so gern dorthin«, sage ich.

»Das weiß ich, Sapphire. Glaub mir, ich weiß genau, wie sehr du dorthin willst. Ich spüre es.« Sie macht einen Schritt nach vorne und greift um mein Handgelenk. Ihre Hand ist stark und warm. »Ich spüre, wie es durch dich hindurchgeht. Doch wir haben schon den ersten Mathew verloren, dann deinen Vater, und wer weiß, was als Nächstes passiert. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende, sie folgt ihrem eigenen Muster. Indigo wird immer

stärker. Es gibt Fische, die in dem kleinen Fluss bis hinauf zu meiner Hütte schwimmen. Aber das sollten sie nicht tun. Wenn Indigo seine Grenzen sprengt, dann wird auch die Erde ihre Grenzen sprengen. Solange Indigo an seinem Platz bleibt, werde ich dasselbe tun.«

Granny Carne hat sich zu ihrer vollen Größe aufgerichtet und spricht mit einer Stimme, die ich nie zuvor gehört habe. Sie ist tief und gebieterisch und scheint keinen Widerspruch zu dulden.

Wenn Indigo seine Grenzen sprengt. Ich verstehe nicht, was sie meint. Die Flut steigt bis zu ihrem höchsten Punkt, aber nicht weiter. Die Bucht füllt sich mit Wasser, bis dieses sich wieder zurückzieht. So ist es immer gewesen – was sollte sich da verändern?

Granny Carne steht zwischen mir und dem Meer. Sie hält mich davon ab, es zu erreichen. Wie ein Baum oder ein Fels türmt sie sich vor mir auf. Und plötzlich weiß ich

genau, dass ich wieder den Gesang des Meeres hören würde, wenn ich nur auf die andere Seite von Granny Carne gelangen könnte. Ihr Körper fängt die Musik ab. Ich weiß es und sie weiß es auch. Sie hat sich mit Absicht dorthin gestellt.

»Ihr habt doch von dem anderen Mathew Trewhella gehört«, fährt sie fort, »der früher einmal gelebt hat. Er war ein bemerkenswerter Mann, schön wie ein Prinz, und sang im Kirchenchor. Die Leute sagten damals, er hätte eine Stimme wie ein Engel. Ihr wisst ja, was für einen Unsinn die Leute manchmal reden. Irgendjemand sagt etwas und alle plappern es nach. Aber er hatte wirklich eine sehr schöne Stimme. Die Stimme eures Vaters ist die einzige, die ich je gekannt habe, die sich mit seiner hätte messen können.«

Ich habe das Gefühl, als würde von ihrer Hand elektrischer Strom in mein Handgelenk fließen. Es ist dieselbe Geschichte, die Dad mir erzählte, als wir vor Jahren in der Kirche

waren. Die Geschichte von der Meerfrau, der hölzernen Meerfrau, die jemand mit dem Messer aufgeschlitzt hat.

Granny Carne lässt nicht locker. Ihre Stimme wird lauter. »Aber natürlich ist die Geschichte im Laufe der Jahre verfälscht worden«, fährt sie fort. »Das geschieht immer, wenn eine Geschichte über längere Zeit von Mund zu Mund geht. Es war nicht nur die Meerfrau, die Mathew Trewhella bezaubert hat. Er verliebte sich in Indigo. Indigo nahm ihn gefangen. Mer ... Mare ... Meor ... Indigo ... Das war es, was ihn von seinen Freunden und seiner Familie getrennt hat. Und er kam nie wieder zurück.«

Warum erzählt sie mir das alles?, denke ich grimmig und versuche, dem Sog ihrer Erzählung zu widerstehen. Sie versucht nur, mich von Indigo fern zu halten. Sie will mir Angst machen.

»Sprechen Sie jetzt über den Mathew Trewhella aus der Geschichte?«, fragt Conor mit skeptischer Stimme.

»Ja, ich rede über den ersten Mathew Trewhella. Ich spreche von der Vergangenheit.« Ihr Gesicht ist ernst, als würde ihr die Erinnerung Unbehagen bereiten.

Conor nimmt schweigend meine andere Hand und hält sie fest. Das tut er sonst nie. Dann berührt er Granny Carnes Arm, sodass wir alle drei in einem Kreis verbunden sind. Mit der Erde verbunden. Der Weg riecht nach Staub und Brombeeren. Ich habe kein Verlangen mehr, auf die andere Seite von Granny Carne zu gelangen. Ich möchte nur noch hier sein, geborgen bei ihr und Conor, während die Sonne uns wärmt.

Ein Lächeln macht sich auf Granny Carnes gebräuntem Gesicht breit. Sie mag Conor, ich weiß es. Und Conor mag sie auch. Sie mögen sich, weil sie einander ähneln.

Aber wie kann das sein? Granny Carne ist so alt wie die Berge. Conor ist mein Bruder. Sie ist eine seltsame Frau, hoch aufgeschossen, voller Falten und Runzeln, und als Dad von

Erdmagie sprach, fiel es nicht schwer, ihm zu glauben. Conor ist ein ganz normaler Junge. Dennoch sind sie aus demselben Holz geschnitzt.

Der Kreis hält. Ich habe das Gefühl, dass wir drei eine Ewigkeit miteinander verbunden sind, obwohl es vielleicht nur ein paar Sekunden dauert. Dann höre ich das Bellen eines Hundes. Ich blicke rasch auf, weil es sich nach Sadie anhört. Was tut sie hier?

Tatsächlich, es ist Sadie! Sie rennt auf mich zu, rutscht mir auf ihren Pfoten entgegen und sieht sehr zufrieden mit sich aus. Ich knie mich neben sie, schlinge die Arme um ihren Hals und schmiege meine Wange an ihr Gesicht. Sie zittert vor Erregung, ihr Fell ist warm von der Sonne.

»Was machst du denn hier, Sadie? Bist du ganz alleine gekommen ? Das ist gefährlich, du kommst uns noch unters Auto...«

Sadie hechelt und bebt vor Freude, uns gefunden zu haben. Sie hat es ganz allein geschafft, die kluge Sadie. Trotz all der

anderen Gerüche nach Kühen, Füchsen, Hühnern und Autos hat sie uns ausfindig gemacht. Die Welt der Gerüche ist für sie wie eine Bibliothek mit tausend Büchern.

»Gutes Mädchen, schlaues Mädchen, jetzt beruhige dich, du bist viel zu schnell gelaufen bei dieser Hitze.« Ich umarme sie ein weiteres Mal, dann stehe ich auf und halte sie an ihrem Halsband fest, damit sie nicht plötzlich wieder davonläuft. Sie schmiegt sich an meine Beine, blickt mit ihren intelligenten braunen Augen zu mir auf und bellt ein paarmal kurz und scharf.

»Wir müssen sie mit nach Hause nehmen«, sagt Conor.

Plötzlich wird mir bewusst, dass Conor und ich mit Sadie allein sind. Granny Carne ist verschwunden. Wann ist sie gegangen? Conor zuckt die Schultern. »Du weißt doch, wie sie ist.«

»Komm, Sadie, wir gehen zu uns, und ich schau mal, was ich als Leine verwenden kann. Dann bringe ich dich nach Hause. Sie

fragen sich bestimmt schon, wo du nur steckst.«

Sadie legt nachdenklich ihren Kopf auf die Seite. Sie liebt »Spaziergänge«, doch sie weiß auch, dass dies das Ende ihrer Freiheit bedeutet.

»Erst mal kriegst du eine Schüssel mit Wasser. Wir müssen die ganze Zeit bergauf gehen, du wirst also sehr durstig werden.«

Wir spazieren nach Hause, Sadie dicht an meiner Seite, Conor dahinter.

Ich bin schrecklich hungrig. Warum habe ich nur die Würstchen nicht gegessen? Vielleicht kann Conor Jack anrufen und ihm Bescheid sagen, dass Sadie bei uns ist. Dann könnten wir erst mal was essen, bevor wir sie zurückbringen. Was haben wir noch für Vorräte da? Vor meinem inneren Auge sehe ich den Inhalt unseres Kühlschranks: Spaghetti Bolognese, eine Tafel Schokolade, Eis mit Pekannüssen, eine Tüte Pfirsiche, die Mum von der Arbeit mitgebracht hat.

Plötzlich bleibt Sadie stehen. Ihre Hinterbeine sind starr, ihr Körper zittert. Ihr Kopf hebt sich in Richtung Meer. Sie stößt einen tiefen, kehligen Laut aus, gefolgt von wildem Bellen.

»Was ist, Sadie? Was kannst du hören?«

»Was auch immer es ist, sie scheint es nicht zu mögen«, sagt Conor. »Halt sie gut fest.«

Ich packe ihr Halsband mit beiden Händen. Sie zittert am ganzen Körper, versucht aber nicht wegzulaufen, sondern drückt sich ängstlich an mich.

»Ruhig, Sadie, ganz ruhig. Komm, wir sind ja schon da.«

Sadie weicht langsam zurück und zieht mich mit sich. Jaulend starrt sie mich an, als wolle sie mich fragen, warum ich nicht höre, was sie hört.

Doch ich kann und will nichts hören. Ich halte mir die Ohren zu. Ich will, dass das aufhört. Stopp! Sofort aufhören! Ich höre einfach nicht h i n . *Spagetti Bolognese, Eis und Schokolade, Spagetti Bolognese, Eis und Schokolade, Spag ...*

»Saph, was machst du da? Warum hältst du dir die Ohren zu?«

»Schnell, Con, Sadie dreht durch. Mach die Tür auf. Wir müssen sie sofort reinbringen.«

Endlich sind wir drinnen. Sadie jagt durch die Küche, während ihre Pfoten über die Fliesen rutschen. Plötzlich ist sie wieder ein übermütiger Hund und ich ein ganz normales Mädchen, das sie zu beruhigen versucht.

Jetzt beruhig dich selbst, Sapphire, und hör auf, dir ständig Dinge einzubilden! Du bist zu Hause.

Zwölftes Kapitel



Ich hasse es, mich von Sadie verabschieden zu müssen. Als ich neben ihr in die Knie gehe, schmiegt sie ihren Kopf an mich. Ihr lustiges Knickohr hat sich im Laufe der Zeit weiter aufgestellt, doch wenn man genau hinschaut, sieht man immer noch, dass die Ohren verschieden sind. Ich kraule sie sanft, so wie sie es am liebsten hat.

»Was für ein Glück, dass ihr sie gefunden habt«, sagt Jacks Mum zu uns. Jack wird erst spät zurückkommen und ich warte auf Übernachtungsgäste, also hätte ich gar keine Zeit gehabt, nach ihr zu suchen.«

Sadie drückt sich winselnd an mich. Sie will nicht, dass ich gehe. Jacks Mum beugt sich

zu ihr hinunter und tätschelt sie, aber sie nimmt davon keine Notiz.

»Man könnte wirklich glauben, sie ist dein Hund – so, wie sie sich benimmt«, sagt Jacks Mum. »Manchmal habe ich das Gefühl, dass Hunde ganz genau wissen, wohin sie gehören.«

»Wir müssen jetzt nach Hause«, sagt Conor rasch. »Komm, Saph.«

»Warum hast du's denn auf einmal so eilig?«, beschwere ich mich, nachdem wir aufgebrochen sind. »Jacks Mum war doch so nett zu uns. Sie hatte schon haufenweise Brötchen für die Übernachtungsgäste gebacken. Sie lagen auf dem Tisch. Wenn wir geblieben wären, hätte sie uns bestimmt einen Tee gemacht.«

»Wir müssen nach Hause. Du solltest nicht draußen sein, das ist zu gefährlich.«

»Wie meinst du das?«

»Sie rufen dich, nicht wahr?«

»Von wem sprichst du?« Natürlich weiß ich,

von wem Conor spricht, aber ich will es aus seinem Mund hören.

Er schaut sich vorsichtig um und senkt seine Stimme. »Von Indigo. Hast du gehört, was Granny Carne gesagt hat, Saph?«

»Ja, klar.«

»All das Zeug über diesen ersten Mathew Trewhella ... Sie hat so über ihn geredet, als hätte sie ihn persönlich gekannt.«

»Schon möglich«, entgegne ich zerstreut. Ich denke immer noch an Sadie. Vielleicht ist es wirklich vorherbestimmt, dass sie eines Tages mein Hund sein wird. Kann ja sein, dass Mum eines Tages ihre Meinung ändert.

»Wach auf, Saph! Wie kann Granny Carne denn jemand persönlich gekannt haben, der vor hunderten von Jahren gelebt hat? Das ist doch verrückt.«

»Warum machst du dir dann so viele Gedanken darüber?«

»Manchmal bist du wirklich schwer von Begriff, Saph. Ich will wissen, *warum* Granny Carne uns von diesem Mathew Trewhella

erzählt hat. Und was es bedeuten soll, dass Indigo immer stärker wird. Wenn es was mit Dad zu tun hat, dann müssen wir der Sache auf den Grund gehen.«

Auf einmal höre ich wieder das Echo von Dads Stimme in der dunklen Kirche. Ich erinnere mich an die hölzerne Meerfrau und daran, wie ich mit dem Finger die Konturen ihres Fischeschwanzes nachgezeichnet habe. Wie ich den klaffenden Spalt im Holz deutlich spüren konnte.

»Die Meerfrau hat ihn bezaubert«, sagt Conor. »Sie hat ihn gerufen und er ist ihr gefolgt, hinaus aus der Kirche, den Weg entlang und den Fluss hinab bis zur Bucht von Pendour. Er ist nie wieder zurückgekommen. Die Leute erzählen sich, dass man noch Jahre später bei Zennor Head stehen und hören konnte, wie er seine Mer-Kinder in den Schlaf sang.«

»Das ist doch nur eine alte Legende«, entgegne ich. »So ist das nie wirklich passiert. Und Granny Carne kann den ersten

Mathew Trehwella unmöglich persönlich gekannt haben.«

»Aber du hast doch gehört, was sie gesagt hat. Über seine schöne Stimme und das alles. Als hätte sie ihn selbst singen gehört. Dad hat doch immer gesagt, dass Granny Carne nie jünger war als heute. Nie jünger und nie anders. Vielleicht kann sie sich wirklich erinnern.«

»Du meinst, dass sie wirklich hunderte von Jahren alt ist?«

»Ich weiß nicht. Natürlich hört sich das unmöglich an, wenn man es ausspricht. Doch wenn man mit ihr zusammen ist, dann spürt man es doch ...«

»Was?«

»Ihre Macht«, antwortet Conor langsam. »Deshalb will ich wissen, warum sie uns angesprochen hat. Ich glaube, sie will, dass wir etwas ganz Bestimmtes tun.«

»Oder nicht tun«, murmele ich, während ich daran denke, wie Granny Carne mir den Weg zum Meer versperrt hat.

»Was?«

»Ach, nichts.«

Nachdem es draußen so strahlend hell war, kommt es uns drinnen besonders dunkel vor. Conor geht durchs Haus, schließt alle Fenster und sperrt die Hintertür ab, was wir sonst nie tun. Ich beobachte ihn schweigend und versuche, mich an jedes Detail der Geschichte zu erinnern, die Dad mir vor langer Zeit erzählt hat. Die Geschichte von dem Mann, der mit einer Meerfrau verschwand und denselben Namen trug wie er.

»Conor«, sage ich schließlich. »Ich kann mir das beim besten Willen nicht vorstellen. Niemand kann mehrere hundert Jahre alt werden.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Zeit in Indigo ist doch auch etwas anderes als unsere Zeit, oder? Vielleicht gibt es verschiedene Arten von Zeit, die nebeneinander existieren. Nur dass wir sie unter normalen Umständen niemals kennen lernen. Granny Carne lebt

vielleicht in ihrer eigenen Zeit, die mit unserer nichts zu tun hat. Denk doch nur an Eichen, die mehrere tausend Jahre alt werden.«

»Erdzeit«, entgegne ich, ohne eigentlich zu wissen, was ich da sage.

»Richtig. Wenn sie über Erdmagie verfügt, dann lebt sie vielleicht in der Erdzeit. Faro und Elvira leben in der Indigozeit. In welcher Zeit leben wir?«

»Keine Ahnung. In der realen Zeit... der menschlichen Zeit.«

»Real sind alle. Menschliche Zeit... das könnte sein. Also sagen wir fürs Erste, dass es drei verschiedene Arten von Zeit gibt: Erdzeit, Indigozeit und Menschenzeit. Vielleicht gibt es ja noch mehr.«

»Ameisenzeit, Schmetterlingszeit, Planetenzeit, Teezeit...«

»Ich meine es ernst, Saph. Denk doch mal an die Zeit in Indigo. Ich glaube nicht, dass sie in einem unveränderlichen Verhältnis zu unserer Zeit steht. Es ist doch nicht so, dass ein Jahr in Indigo automatisch fünf Jahren an Land

entspricht. Es ist viel komplizierter. Manchmal scheint die Indigozeit von unser Zeit kaum abzuweichen, doch dann ist der Unterschied wieder riesengroß. So wie Wasser, das mal schneller, mal langsamer fließt, je nachdem ob es bergauf oder bergab geht – ja, das ist es, es scheint irgendwie auf den Winkel zwischen der Indigozeit und unserer Zeit anzukommen.«

Ich höre nicht zu. Wenn Conor erst mal in Fahrt ist, kann er stundenlang weitermachen. Deshalb ist er auch so gut in Mathe.

Ich muss an Josies höhnischen Gesichtsausdruck denken. »Ich frage mich, was die Leute wirklich gesagt haben, als der erste Mathew Trehwella verschwand«, sage ich. Ob es damals auch Leute wie Josie Sancreed gab? Vermutlich.

»Ich wette, sie haben gesagt, dass er mit irgendeiner Frau durchgebrannt ist«, entgegnet Conor. Sein Gesicht verhärtet sich.

»Dasselbe, was sie über Dad sagen.«

Conor weiß also Bescheid.

»Weißt du, was Josie zu mir gesagt hat?«

»Darüber tuscheln doch alle Leute hinter unserem Rücken. Josie hat es dir ins Gesicht gesagt, das ist der einzige Unterschied.«

»Aber Dad ist mit keiner Frau abgehauen! Er ist mit niemandem abgehauen! So etwas würde er uns nie antun.«

»Nein, wahrscheinlich nicht...«

»Das weißt du genau, Con!«, rufe ich zornig. Conor darf nicht an Dad zweifeln. Wir sind doch eine *Familie*. Conor, ich, Mum und Dad. Conor, ich und Mum.

»Ich weiß überhaupt nichts mehr«, sagt Conor und zuckt die Schultern. »Tut mir Leid, Saph. Aber im Moment weiß ich nicht mehr, wo oben und unten ist.«

Es ist so untypisch für Conor, irgendwelche Zweifel zu haben, dass ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Er ist mein großer Bruder, derjenige, der alles weiß. Wenn schon er nichts mehr versteht, wie sollte ich dann irgendetwas begreifen?

»Es wird sich schon alles klären«, sage ich

unsicher. »Vielleicht gefällt es Granny Carne einfach, alte Geschichten zu erzählen.«

»Sie hat uns die Geschichte vom früheren Mathew Trewhella aus einem ganz bestimmten Grund erzählt«, sagt Conor im selben Ton, in dem er mir sonst erklärt, wer in welcher Schulclique ist und warum. Dank Conor kannte ich die Gesetze des Schulhofs bereits, bevor ich zur Schule ging. »Bekomm keinen Schreck, Saph, aber Granny Carne glaubt vermutlich, dass wir in Gefahr sind.«

»Wieso in Gefahr?«

»Weil auch dieser Mathew Trewhella niemals zurückgekehrt ist. In der Geschichte, meine ich. Vielleicht kommt auch Dad nie wieder.«

»Conor, *nicht*...«

Er dreht sich um und fasst hart um mein Handgelenk. »Den ersten Mathew Trewhella haben sie bekommen, oder? Ich weiß, wie das ist, Saph. Wenn du in Indigo bist, dann scheint alles hier an Land ohne Bedeutung zu sein. Sogar die Menschen, die du liebst, zählen nicht mehr. Du kannst dich nicht einmal

mehr richtig an sie erinnern.«

»Ich habe dich und Mum in Indigo nicht vergessen!«

»Ach, nein?«

»Die Erinnerung ist nur ein bisschen in die Ferne gerückt. «

»Ich weiß, und so geht es immer weiter, bis dir schließlich alles egal ist.«

»Hast du es so empfunden?«

»Natürlich habe ich das! Ich wäre geblieben. Vielleicht bin ich immer noch da. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich den Robben so nah war. Elvira hat gesagt, sie würde mich zu den Verlorenen Inseln mitnehmen. Aber dann habe ich dich rufen gehört. Anfangs wollte ich es gar nicht hören und habe mich taub gestellt. Kann du dir das vorstellen, Saph? Ich wollte meine eigene Schwester nicht hören, obwohl sie vielleicht meine Hilfe brauchte. Aber du hast immer weiter gerufen, und ich hatte Angst, du könntest in Gefahr sein. Also musste ich zurück.

Doch als ich ans Ufer kam, war von dir nichts zu sehen. Du warst wie vom Erdboden verschluckt. Ich habe stundenlang auf dich gewartet und schon gedacht, du würdest nie mehr wiederkommen. Ich bin ins Haus gerannt und habe dich überall gesucht. Dann bin ich zur Bucht zurückgekehrt und schließlich sogar ins Wasser gegangen, um dich zu finden. Aber ich konnte nicht mehr nach Indigo zurück. Ohne Elvira war das unmöglich. Ein ums andere Mal habe ich versucht zu tauchen, aber nichts ist passiert. Das Wasser ließ mich nicht ein, sondern stieß mich ab wie einen Gummiball. Es machte sich regelrecht über mich lustig.«

»Aber... es waren doch nur ein paar Minuten, nachdem ich gerufen habe. Danach bin ich sofort zurückgekommen. Es kann nicht länger gedauert haben.«

»Hat es aber, glaub mir. Du warst so tief in Indigo, dass es dir wie Minuten vorkam. In Wirklichkeit waren es Stunden. «

Jetzt fürchte ich mich beinahe vor Conor. Er

sieht so aus wie damals, vorletzten Sommer, als Shadow eingeschläfert werden musste. Shadow war fünfzehn, was für eine Katze ziemlich alt ist. Wir haben sie alle geliebt, doch niemand hat sie so sehr geliebt wie Conor. Ich kann mir vorstellen, wie er das Haus und den Strand abgesucht hat, um mich zu finden. Wie er verzweifelt hin und her gelaufen ist in der Angst, mir könnte etwas Schreckliches zugestoßen sein.

»Es tut mir Leid, Conor. Ich wusste wirklich nicht, dass ich so lange fort war.«

»Die Geschichte wiederholt sich. Das ist es, was mir so Angst macht«, sagt Conor mit leiser Stimme. »Zuerst verschwindet der erste Mathew Trehwella. Okay, das ist nur eine alte Geschichte, die sich angeblich vor ewigen Zeiten abgespielt hat. Doch dann verschwindet Dad. Und plötzlich bist du unauffindbar. Ich dachte wirklich, ich würde dich niemals wiedersehen.

Ich sag dir was, Saph. Ich werde dort nie wieder hingehen. Ganz gleich, was Elvira

sagt. Ich werde nie wieder in Indigo sein. Das ist zu gefährlich.«

»Auch Granny Carne wollte nicht, dass wir dorthin gehen. Sie hat uns davon abgehalten. Ich habe es genau gespürt. Es war so, als hielte man zwei Magneten aneinander, die sich gegenseitig abstoßen.«

»Aber Elvira wollte, dass ich komme. Und sie wollte nicht, dass ich hierher zurückkehre. Weißt du, was sie gesagt hat? *Das kann nicht die Stimme deiner Schwester gewesen sein. Die Strömungen erzeugen merkwürdige Echos. Ich habe nichts gehört.* Doch ich weiß genau, dass ich dich gehört habe. Ich kenne doch die Stimme meiner Schwester. «

Ich hasse den Schmerz und die Unsicherheit in Conors Stimme. Und ich erschrecke bei der Vorstellung, dass Elvira ihn von mir fern halten wollte.

»Sag mal ... du gehst doch heute nicht zu Jack, oder? Du lässt mich doch nicht wieder allein ...«

»Nein«, sagt Conor, während seine Miene sich aufhellt. »Und, Saph ...«

»Ja?«

»Vielleicht solltest du deine Haare abschneiden.«

»Meine Haare abschneiden?«

»Wenn du mit deinen langen Haaren im Wasser bist, dann fließen sie in alle Richtungen. Dann siehst du aus wie eine ... wie eine von ihnen.«

»Du meinst, wie eine Meerfrau?«, frage ich eisig. Wie kann er mir nur vorschlagen, meine Haare abzuschneiden? Er weiß doch, dass ich sie bereits seit meinem sechsten Lebensjahr wachsen lasse. Ich habe die längsten Haare der ganzen Schule. Ohne die Haare wäre ich nicht mehr ich selbst.

»Ja«, antwortet er ernst. »Vielleicht sehen sie deine Haare, wenn du im Wasser bist, und denken, du bist eine von ihnen. Vielleicht wollen sie dann, dass du mit ihnen kommst.«

»Du kannst mir ja Bescheid sagen, wenn mir ein Fischeschwanz wächst.«

Conor zuckt nur gleichgültig mit den Schultern, als wäre ich ein dummes kleines Mädchen, das versucht, besonders lustig zu sein. Doch statt etwas Pfiffiges hinzuzufügen, werde ich plötzlich von einem seltsamen Gefühl ergriffen.

Im Haus ist es unglaublich dunkel, wenn alle Türen und Fenster geschlossen sind. Ich denke daran, wie es ist, von einem Urlaub nach Hause zu kommen. Alles kommt einem so gemütlich und vertraut vor. Man hat das Gefühl, hierher zu gehören. So ist es jedenfalls bei mir, wenn ich in unser Haus zurückkomme.

Aber nicht jetzt. Die Wände bedrängen mich fast. Nie zuvor ist mir aufgefallen, dass unser Haus so eng ist. Man hat kaum Platz, sich zu bewegen. Ich muss hinaus. Ich will draußen herumtollen, ins Meer springen und frei sein. Ich will das kühle Wasser an meinen Wangen spüren, nicht die trockene, raue Luft. Unser Haus ist kein Zuhause für mich. Es ist ein Gefängnis.

Conor beobachtet mich. »Saph, nein!«, ruft er warnend, als könne er meine Gedanken lesen.

»Ich mache doch gar nichts.«

»Ich lasse dich nicht gehen, Saph! Ohne mich schwimmst du nirgendwohin. Das habe ich Granny Carne versprochen.«

Ich klammere mich an die Stärke in Conors Stimme.

»Was hat Elvira noch zu dir gesagt?«

»Alles, was ich hören wollte«, antwortet Conor. »Aber das lässt sich schwer beschreiben. Du musst ihre Stimme hören.«

Ich denke an Faro und die Macht von Indigo.

»Ich weiß«, entgegne ich.

»Aber ich werde dort nicht mehr hingehen. Wenn Elvira mich ruft, setze ich meinen Kopfhörer auf und drehe die Musik so laut, dass ich sie nicht hören kann. Das ist die einzige Möglichkeit.«

Plötzlich durchfährt mich ein Gedanke wie ein Messer.

»Was ist mit Mum?«

»Was soll mit ihr sein?«

»Vielleicht hört sie ihn auch. Du weißt schon, den Gesang. Was sollen wir tun, wenn es auch sie nach Indigo zieht?«

»Das wird nicht passieren«, sagt Conor mit Überzeugung. »Mum hasst das Meer. Kannst du sie dir in Indigo vorstellen?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Mum würde uns nicht mal glauben, dass Indigo überhaupt existiert. Deshalb ist sie auch nicht in Gefahr.«



Während ich zu Hause bin, bei Conor und seiner lauten Musik, alle Türen und Fenster geschlossen, die Vorhänge zugezogen, die Lichter eingeschaltet und die Bolognese-Soße auf dem Herd, kommt mir Indigo weit, weit weg vor.

Doch auch die lauteste Musik hat ihre Pausen und in diesen Pausen kann das Geräusch des Meeres sich Gehör verschaffen. Zuerst ist es ein Tröpfeln, dann ein Rinnsal, schließlich ein Fluss und am

Ende eine mächtige Flut.

Nein, diesmal lasse ich es nicht zu.

Mit größter Willensanstrengung schließe ich Augen und Ohren, schotte mich vollkommen von der Außenwelt ab. Unser Haus ist warm und gemütlich. Hier bin ich geborgen. In einer Minute ist es an der Zeit, die Spagetti ins kochende Wasser gleiten zu lassen.

Indigo existiert nicht. Indigo ist nur ein Märchen aus fernen Zeiten.

Ach wirklich?, fragt eine spöttische Stimme in meinem Kopf. *Wenn Indigo nicht existiert, dann wird die Lüge zur Wahrheit, dann ist der Ozean ausgetrocknet und die Sonne erloschen.*

Ich glaube, es ist Faros Stimme.

Dreizehntes Kapitel



Mum richtet sich auf und geht vom Backofen zum Küchentisch hinüber, an dem wir sitzen. Sie stellt eine Pfanne mit Ofenkartoffeln auf den Untersetzer, auf dem bereits das Brathuhn steht, das zehn Minuten geruht hat.

»Die Hühner sollen sich ausruhen, bevor wir sie essen«, hat Dad immer gesagt, als wir noch klein waren. »Es ist anstrengend, gegessen zu werden.«

»Erzähl den Kindern doch nicht so einen Blödsinn, Mathew. Das Huhn sollte ein bisschen ruhen, damit man es nachher leichter tranchieren kann, Sapphire«, entgegnete Mum.

Dad ist nicht mehr da, aber wir essen immer

noch Brathuhn. Ist es nicht merkwürdig, dass ein Gericht eine Person überdauern kann? Das übliche Sonntagsessen. Ich betrachte die goldene Haut des Brathuhns und die knusprigen goldbraunen Kartoffeln. Mum streut immer zuerst das Salz über die Kartoffeln, bevor sie in heißem Öl gebraten werden.

»Für mich nur Kartoffeln und Brokkoli«, sage ich, als ich an der Reihe bin. Mum hat Roger bereits reichlich aufgegeben, der begierig auf die Hühnerbrust und die Keule starrt.

»Du willst doch nicht wieder anfangen, dich vegetarisch zu ernähren, Sapphire?«, fragt sie argwöhnisch.

»Ich werde kein Vegetarier, ich will nur kein Huhn.«

»Das Huhn sieht großartig aus«, bemerkt Roger.

»Als es draußen herumlief, sah es noch besser aus«, entgegne ich. Ich fühle mich auf sicherem Grund, weil ich weiß, dass dies eines von Nances Hühnern ist. Ich muss es

also tatsächlich oft draußen gesehen haben.

Wahrscheinlich habe ich ihm sogar manchmal Körner hingestreut, was es mir noch schwerer macht, es jetzt auf dem Teller zu betrachten.

»Was ist besser für ein Huhn?«, fragt Conor. »Wenn es draußen herumläuft, ein schönes Leben hat und schließlich gegessen wird oder wenn man es in einen Käfig sperrt, aus dem es nie herauskommt, um schließlich eines natürlichen Todes zu sterben?«

Mum gießt einen langen Streifen Bratensaft über Rogers Teller. Ihre Lippen sind vor Verärgerung zusammengepresst. Ihr Gesicht ist von der Hitze des Ofens und der Sommerwärme gerötet, und plötzlich bereue ich, etwas über herumlaufende Hühner gesagt zu haben.

»Komm, oh Herr, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast«, sagt Roger. Wir schauen ihn an. Sein Gesicht ist ernst und ruhig. Er nickt mir zu, greift zu Messer und Gabel und beginnt zu essen.

»Nichts gegen deinen Arbeitsplatz, Jennie, aber dieses Gericht schlägt alles, was ich je in einem Restaurant gegessen habe«, sagt er, nachdem er die ersten Bissen verschlungen hat. Ich lausche nur dem Klang seiner Stimme, ohne auf die Wörter zu achten, und mache eine unerwartete Entdeckung. Mum hat uns gar nicht erzählt, dass Roger Australier ist. Allerdings ist sein Akzent nicht besonders stark. Vielleicht ist er vor gar nicht langer Zeit nach Australien gezogen, um am Great Barrier Riff zu tauchen.

»Habe ich Soße am Kinn?«, fragt Roger lächelnd.

Ich muss ihn gedankenverloren angestarrt haben.

»Nein, nein«, entgegne ich, »ich habe mich nur gefragt, ob Sie aus Australien kommen?«

Roger scheint beeindruckt zu sein. »Ja, das stimmt. Ich wurde in einem kleinen Ort der Blue Mountains in der Nähe von Sydney geboren. Meine Eltern sind nach ihrer Heirat

dorthin ausgewandert. Aber die Dinge haben sich nicht nach ihren Vorstellungen entwickelt, also zog meine Mutter hierher zurück, als ich zehn Jahre alt war. Ich denke, man kann immer noch ein bisschen australischen Akzent bei mir heraushören, wenn man ein Ohr dafür hat.«

»Das habe ich ja gar nicht gewusst«, sagt Mum.

»Deine Tochter hat ein feines Gehör«, sagt Roger, und ich kann nicht anders, als mich geschmeichelt zu fühlen. Ich senke den Blick, um mein Lächeln zu verbergen. Ich will nicht, dass Mum denkt, ich könnte Roger mögen.

»Iss deinen Brokkoli, Sapphire«, sagt Mum automatisch, obwohl ich ihn schon aufgegessen habe.

»Sie sieht schon viel besser aus, oder?«, fährt Mum fort. Das ist keine wirkliche Frage, deshalb antwortet auch niemand.

»Es geht dir doch schon besser, oder, Sapphire?«

»Äh, ja ...«, beginne ich, als mir klar wird,

dass ich mich alles andere als besser fühle. Hingegen habe ich das merkwürdige Gefühl, der Esstisch entferne sich von mir. Conor blickt mich besorgt an. Es kommt mir so vor, als sei sämtliche Luft aus dem Raum entwichen, obwohl die Tür zur Küche offen steht. Der Essensgeruch nimmt mir den Atem. Warum sitzen wir hier drinnen, wenn draußen die Sonne auf das Gras scheint und das Meer ruft.

»Der Gezeitenwechsel steht unmittelbar bevor«, sage ich, bevor ich begreife, was ich da ausspreche.

Roger schaut auf seine Uhr. »Du hast völlig Recht«, sagt er überrascht. »Auf die Minute. Du beobachtetest die Gezeiten?«

»So wie Sie.«

»Bei mir ist das selbstverständlich. Als Taucher ist es mir zur zweiten Natur geworden.«

»Bei Saph ist es die erste Natur«, sagt Conor. Ich traue meinen Ohren nicht. Will er etwa unsere Geheimnisse verraten ?

»Ach, wirklich?«, fragt Roger. Er mustert mich nachdenklich. Ich vermute, dass Taucher von Haus aus gute Beobachter sind.

»Ich habe schon Leute kennen gelernt, die genau über den Stand des Wassers Bescheid wussten, ohne auf die Uhr oder den Tidenkalender blicken zu müssen. Ich dachte, das hänge mit ihrer lebenslangen Erfahrung zusammen. Aber bei dir muss das andere Ursachen haben, Sapphire.«

»Die Kinder sind mit dem Geräusch des Meeres aufgewachsen«, sagt Mum. »Kinder in dieser Gegend haben doch automatisch eine sehr enge Verbindung zum Meer, jedenfalls meine.«

»Eine bessere Art aufzuwachsen kann ich mir gar nicht vorstellen«, erwidert Roger. »Sag mal, Sapphire, klingt das Meer nach dem Gezeitenwechsel eigentlich anders als vorher ?« Ihn scheint das wirklich zu interessieren, doch ich antworte ihm nicht, sondern lausche aufmerksam. Das Brüllen des Meeres füllt meine Ohren. Conor

versucht, Roger abzulenken.

»Ich würde gern tauchen lernen«, sagt er, indem er ihm in die Augen blickt.

»Ist doch gar nicht wahr!«, bricht es aus mir heraus.

»Woher willst du das wissen, Saph?«

»Dann brauchst du einen guten Tauchlehrer«, sagt Roger. »Wie alt bist du jetzt?«

»Dreizehn.«

»Wenn du es ernst meinst, dann will ich sehen, was ich für dich tun kann. Ich würde erst mal einen einwöchigen Anfängerkurs vorschlagen.«

»Ich meine es ernst«, sagt Conor. »Ich würde es wirklich gern lernen.«

»Aber das ist doch gefährlich«, sagt Mum. »Nicht wahr, Roger?«

»Nicht gefährlicher als andere Dinge auch. Wenn man die Regeln befolgt, seinen gesunden Menschenverstand benutzt und keine unnötigen Risiken eingeht, kann eigentlich nichts passieren.«

Die Regeln befolgt ... seinen gesunden

Menschenverstand benutzt ... keine unnötigen Risiken eingeht. Ohne dass ich es gleich bemerkt habe, ist das Brüllen des Meeres verklungen.

»Aber wie soll man Entdeckungen machen, wenn man nie etwas riskiert?«, frage ich.

Roger denkt einen Moment nach. »Da ist etwas Wahres dran. Aber man fängt ja nicht damit an, dass man Risiken eingeht. Gerade am Anfang tut man alles, um sie zu minimieren. Du musst immer wissen, was du tust, Schritt für Schritt, und dir den Respekt vor der Gewalt des Meeres bewahren. Man darf nie vergessen, dass man sich dort unten in einer anderen Welt befindet. Einer fremdartigen Welt. Du wirst verstehen, was ich meine, Conor, wenn du deinen ersten Tauchgang machst.«

»Das muss wunderschön sein«, sage ich.

»Das ist es«, bestätigt Roger. »Es ist eine eigene Welt mit ganz besonderen Lichtverhältnissen. Wenn eine Wurzelmundqualle an dir vorbeischwimmt

oder ein Hai ... Ich kann euch sagen, das sind unglaubliche Momente. Wusstet ihr, dass es in diesen Gewässern Riesenhaie gibt?«

»Ja.«

»Und ganze Wälder aus Seetang. Es ist wirklich eine vollkommen andere Welt. Man muss das Meer respektieren. Wir gehören dort nicht hin. Sobald du das vergisst, hast du ein großes Problem.«

Und dennoch spioniert ihr in Indigo, sagt eine Stimme in meinem Kopf. Die Mer wollen euch da nicht. Was ist so respektvoll daran, in eine Welt vorzudringen, in der man nicht willkommen ist?

Doch nichts davon sage ich laut. Stattdessen nicke ich und sage: »Ja, vielleicht.«

»Roger wird sich mit seinem Boot in der Bucht aufhalten und dort tauchen«, sagt Mum. Obwohl sie das Meer hasst, scheint sie sich keine Sorgen um ihn zu machen.

Aber sie hat sich ständig Sorgen gemacht, wenn Dad auf See war, auch wenn sie uns das nicht zeigen wollte. Erst wenn er wieder

zu Hause und die Tür geschlossen war, wenn das Feuer brannte oder wenn draußen solch ein heftiger Sturm tobte, dass niemand daran dachte, mit dem Boot hinauszufahren, dann war Mum glücklich und entspannt.

»Wir wollen erst mal die Gegend erkunden«, fügt Roger rasch hinzu. Doch ich bin mir nicht sicher, ob ich ihm glaube. Ich wittere Gefahr. Er vermutet sicher, dass es in dieser Gegend lohnende Objekte für einen Taucher gibt: Wracks, Schätze – Dinge, die Indigo entrissen und an die Luft gezerrt werden sollen. Die den Mer weggenommen werden. Kostbarkeiten, die Roger entdecken will, ehe ihm jemand zuvorkommt.

»Wonach halten Sie Ausschau?«, fragt Conor.

»Das weiß ich erst, wenn ich mich ein wenig umgesehen habe«, antwortet er ausweichend. Er lässt seinen Blick um den Tisch wandern. »Ich wäre euch also sehr dankbar, wenn ihr erst mal nichts darüber erzählen würdet. Ich will nicht, dass mir

andere Taucher in die Quere kommen.«

»Wir sollen also unseren Schulkameraden und den Freunden hier in der Nachbarschaft nichts sagen?«, frage ich.

»Genau. Zumindest vorerst nicht.«

»Ich werde nichts verraten, versprochen!«, sage ich und lächele Roger zum ersten Mal an. Es ist ein breites, warmherziges Lächeln, das ihn in Sicherheit wiegen soll. Mum wirft mir einen dankbaren Blick zu. Ich weiß genau, was sie jetzt denkt. *Gott sei Dank, vielleicht mag Sapphy ihn ja doch ein wenig.*

»Möchtest du noch einen Schenkel, Roger?«, fragt sie.

»Du wirst ihnen nichts von Roger erzählen!«, zischt Conor, als wir zusammen abwaschen.

Ich reiße meine Augen weit auf. »Natürlich nicht. Das hab ich doch versprochen.«

»Du weißt, was ich meine. Ich hab genau gehört, was du gesagt hast. Du hast versprochen, den Leuten aus der Schule und den Nachbarn nichts zu erzählen.«

»Roger hat mich auch nur *darum* gebeten.«

»Nur weil er nicht weiß, wem du es sonst erzählen könntest.«

»Nein, weil er überhaupt nichts weiß! Er kennt sie nicht, und sie sind ihm auch völlig egal. Was passiert denn mit Faro, wenn Roger findet, wonach er sucht? Vielleicht geht es wirklich um einen Goldschatz. Andere Taucher werden ebenfalls davon hören und jede Menge Touristen anlocken. Dann wird es im Meer bald so voll sein wie an Land und die Mer werden vertrieben.«

Conor trocknet sehr langsam einen Teller ab.
»Ich weiß, daran habe ich auch schon gedacht.«

»Warum hast du ihn dann angestachelt? Warum hast du ihm dann erzählt, dass du auch tauchen lernen willst?«

»Weil ich es will.«

»Aber du kannst doch schon tauchen, auch ohne Roger. Du brauchst weder Luft auf dem Rücken noch einen Taucheranzug, um Indigo zu erreichen.«

»Gib Roger eine Chance, Saph. Er ist in Ordnung. Er würde auch nicht wollen, dass Horden von Menschen nach irgendwelchen Schätzen tauchen.«

Ich habe das Gefühl, als hätte ich einen Schlag bekommen. Ich hole tief Luft und schlage zurück. »Das ging aber verdammt schnell!«

»Was ging verdammt schnell?«

»Du bist schon auf seiner Seite, stimmt's?«

»Gib das Glas her, du machst es nur kaputt. Hör zu, Saph. Es geht nicht darum, auf irgendeiner Seite zu stehen. Sieh dir Mum an. Sieht sie nicht viel besser aus als noch vor kurzem ? Oder willst du etwa, dass es ihr wieder so geht wie damals, als Dad verschwunden ist?«

Mum und Roger sitzen im Wohnzimmer und spielen Karten. Es hört sich so an, als würde Mum gewinnen. Als Conor und ich an der Tür lauschen, hören wir sie lachen. Ein sanftes, warmes, glücksendes Lachen. Sie klingt glücklich und entspannt.

»Es geht ihr viel besser«, sagt Conor. »Viel, viel besser. Und du willst doch, dass es ihr besser geht, oder?«

»Dad ist dir egal geworden.«

Conors Gesicht errötet langsam unter der braunen Haut, während er jedes einzelne Wort betont: »Sag das nie wieder zu mir!«

»Nein, Conor, das wollte ich nicht, es tut mir Leid ...«

Conor dreht mir den Rücken zu und geht leise aus dem Zimmer. Er knallt die Tür nicht zu, doch die Art, wie er sie schließt, ist viel schlimmer. Ich höre seine Schritte auf den Stufen, dann in meinem Zimmer und auf der Leiter, die zu seinem Dachboden führt. Er zieht die Leiter nach oben, schließt die Falltür und sperrt mich aus.

Conor hat mir den Rücken zugewandt. Er will nicht mit mir zusammen sein. Er ist wütend, und ich weiß, dass sein größter Zorn sich sehr leise äußert und sehr lange anhält.

Es ist alles meine Schuld. Wie konnte ich nur so blöd sein? Ich gehe ihm nach und

versichere ihm, dass mir meine Worte schrecklich Leid tun.

»Conor!«, rufe ich leise unter der Falltür, damit Mum nichts mitbekommt. »Es tut mir Leid, Con. Ich habe es nicht so gemeint.«

Doch es kommt keine Antwort. Angst und Einsamkeit überwältigen mich. Erneut höre ich Mums Lachen und ihre Stimme, aber ich kann nicht verstehen, was sie sagt. Conor hat Recht. Sie klingt glücklich. Roger fällt in ihr Lachen ein.

Ich habe das furchtbare Gefühl, dass Roger schon mehr hierher gehört als ich. Nachher, wenn Conor weiß, dass ich nicht mehr unter der Falltür stehe und warte, wird er die Leiter herunterkommen, um mit ihnen Karten zu spielen und über das Tauchen zu reden. Ich sehe die drei einträchtig nebeneinander sitzen und spüre, wie der Schmerz zunimmt.

Warum war ich so dumm? Wie konnte ich nur zu Conor sagen, dass Dad ihm egal ist? Ich wünschte, ich könnte die Worte zurücknehmen. Wenn ich nur wüsste, wie man

die Zeit zurückdreht. Dann könnte ich alle Fehler in meinem Leben ungeschehen machen.

Mum und Roger lachen erneut. Mum ist glücklich. Ist sie glücklicher, wenn ich nicht da bin? Vielleicht will sie mich gar nicht hier haben, weil ich sie an Dad erinnere, sobald ich den Mund öffne. Ich sehe auch so aus wie Dad. Alle haben das immer gesagt.

Wenn Dad doch nur hier wäre.

Während ich das denke, meldet sich zum ersten Mal eine leise, monotone Stimme zu Wort: *Vielleicht haben sie Recht und du irrst dich. Vielleicht kommt er nie mehr zurück.*

In meinem Kopf sammeln sich die trostlosesten Gedanken. Ich fühle mich müde und einsam und weiß nicht, was ich dagegen tun soll. Wenn mir doch nur jemand helfen könnte. Doch ich fühle nichts als die Leere, die sich in mir ausbreitet.

Bis ich plötzlich einen Sog verspüre, erst schwach, dann immer stärker werdend. Ich weiß, was das zu bedeuten hat. Der

Wasserspiegel sinkt rasch.

Seit dem Gezeitenwechsel ist schon eine Stunde vergangen. Ich weiß es, ohne zu wissen, woher. Ich spüre die Gezeiten in mir, als hätte sich mein Blut in Salzwasser verwandelt. Da ist der Sog wieder, stärker als je zuvor, und reißt mir fast meine Füße weg. Ich muss los. Auf der Stelle.

Schnell, schnell, schnell. Sonst ist es zu spät.

Vierzehntes Kapitel



Wo sind wir, Faro?»

Wir schwimmen gemächlich Seite an Seite. Unsere Körper sind in eine sanfte, warme Strömung gehüllt, die uns gen Norden führt. Ich bin zurück in Indigo, was mir weder merkwürdig noch gefährlich vorkommt. Alles ist mir so vertraut, als hätte ein Teil von mir seit jeher hier gelebt.

»Wir sollten nicht zu lange hier bleiben, sondern die Strömung in westliche Richtung verlassen«, sagt Faro. »Dort befindet sich ein anderes Land der Luftwesen und dahinter ist der große Ozean.«

Ich sehe alles vor mir, als würde ich auf eine Landkarte blicken. Der Ozean, der zu

unserem Teil von Cornwall gehört, ist der Atlantik. In nordwestlicher Richtung liegt Irland. Westlich von Irland erstreckt sich der Atlantik über tausende von Meilen, bis man schließlich Amerika erreicht.

Dad hat mir alles über Ozeane beigebracht, lange bevor ich in der Schule Geografie bekam. Mit einem spitzen Stock hat er eine Meereskarte in den festen weißen Sand unserer Bucht gezeichnet und gesagt, eines Tages würden wir all diese Ozeane befahren – den Pazifik, den Atlantik, den Indischen Ozean, das Nord-und das Südpolarmeer, die fünf Weltmeere, wie Dad gesagt hat.

Ich liebe den Klang ihrer Namen, und ich habe Dad geglaubt, als er sagte, wir würden sie eines Tages persönlich kennen lernen. Er sagte, Conor und ich könnten ein Jahr von der Schule befreit werden. Dann gingen wir alle auf große Fahrt.

Mum sagte: »Erzähl den Kindern doch nicht solche Sachen, Mathew. Woher willst du denn das Geld nehmen, um über die Weltmeere zu

segeln? Wir können doch kaum unsere Telefonrechnung bezahlen.« Doch ich weiß, dass Mum nicht Recht hatte. Sie hat sich immer eingebildet, die Rechnungen nicht bezahlen zu können, und am Ende sind sie doch bezahlt worden. Hätten wir auf Weltreise gehen wollen, wäre das Geld schon irgendwo hergekommen.

»Meinst du den Atlantik, wenn du vom großen Ozean redest, Faro? Meintest du Irland und dahinter den Atlantik, der sich bis nach Amerika erstreckt?«

Faro zuckt die Schultern, während seine Augen provozierend blitzen.

»Atlantik? Tut mir Leid, Sapphire. Davon habe ich noch nie gehört.«

»Du schwimmst gerade in ihm, Faro!«

Er spreizt seine Finger und lässt das Wasser durch sie hindurchlaufen.

»Das Wort Atlantik steht aber nirgends angeschrieben«, murmelt er und tut so, als suche er nach einem Schriftzug. Er macht eine halbe Drehung und schaut nach oben.

Sein Unterkörper schlägt kurz aus und glitzert im dunkelgrünen Licht des Wassers. »An der Oberfläche steht auch nichts. Vielleicht ist die Beschriftung weggespült worden.«

»Sei nicht blöd, Faro. Das Wasser und den Himmel kann man nicht beschriften wie einen Felsen.«

»Woher willst du dann wissen, dass der Name Atlantik ist?«

»Weil es eben so ist.«

»Also für mich ist es nicht so.«

»Auf jeder Karte, die ich jemals gesehen habe, steht Atlantik!«, sage ich mit Entschiedenheit. Warum kann Faro nicht einmal zugeben, dass er etwas nicht weiß?

»Karten sind was für Leute, die nicht wissen, wo sie sind«, verkündet Faro selbstgefällig.

»An Land kann man sich schnell verlaufen.«

»Schon möglich, aber wer will schon an Land sein?«

»Du, zum Beispiel. Vergiss nicht, dass ich dich zum ersten Mal auf dem Felsen gesehen habe.«

»Das hatte einen bestimmten Grund.«

»Und der wäre?«

»Ich werde es dir eines Tages erzählen, wenn du fließend Mer sprichst.«

Auf so etwas gehe ich grundsätzlich nicht ein, sondern wechsle lieber das Thema.

»Natürlich muss man das Meer nicht unbedingt Atlantik nennen«, fahre ich fort.

»Wir nennen es so, weil man halt irgendeinen Namen braucht. Und was meinst du eigentlich mit Großer Ozean? Alle Ozeane sind schließlich groß. Woher soll man dann wissen, von welchem du sprichst? Nennt ihr ihn wirklich so?«

»Das ist doch nur ein Name«, sagt Faro schulterzuckend. »Wir schleppen eben keine Karten mit uns herum, auf denen alles genau beschriftet ist. Was geschieht wohl, wenn der Atlantik und der Pazifik aufeinander treffen? Glaubst du, an dieser Stelle ist ein dicker schwarzer Strich im Meer?«

»Du *kennst* also ihre Namen. Ich wusste es doch!«

»Ich kenne eure Karten mit ihren Bezeichnungen. Du glaubst wohl, als Fisch ist mir so was egal, oder? Du glaubst, ich treibe mich von früh bis spät im Wasser herum, ohne mir über irgendwas Gedanken zu machen – über Autos ... Kreditkarten ...«

»Hey, hast du wirklich schon was von Autos und Kreditkarten gehört? Wie hast du das angestellt?«

»Indem ich zuhöre«, antwortet Faro bescheiden. »Es ist schon erstaunlich, was man alles mitbekommt, wenn die Leute schwimmen, in der Sonne liegen oder mit ihren Booten unterwegs sind. Dann reden sie viel über Kreditkarten. Aber um aufs Thema zurückzukommen: Fische sind überhaupt nicht gleichgültig. Ich habe dir doch schon erzählt, dass sie ihre Erinnerungen teilen. Wenn ein Fisch stirbt, leben die Erinnerungen im Schwarm weiter. Und weil sie geteilt werden, gewinnen sie an Kraft.«

»Machst du das auch, Faro?«

»Was, sterben?«

»Nein, auf diese Weise die Erinnerungen teilen.«

Faro rudert mit den Händen sanft gegen die Strömung an. Kleine Blasen tanzen um seine Finger.

»Wir teilen alles, was wir wissen«, antwortet er. »Wir behalten unser Wissen nicht für uns, als wäre es Geld, das unbedingt in unserem Portmonee bleiben soll.« Er lächelt mich stolz an. *Da siehst du, was ich alles über Geld und Portmonees weiß.* Dann wird er wieder ernst.

»Wir haben jeder unsere eigene Erinnerung, doch manchmal fließt sie aus uns heraus oder in uns hinein. Ich kann auch Kontakt zu Elviras Erinnerungen aufnehmen.«

»Auch zu meinen?«, frage ich verwundert.

Faro gleitet mir entgegen, bis sich unsere Gesichter fast berühren. Wir werden von derselben Strömung getragen. In ihrem Inneren ist es vollkommen ruhig. Nur wenn ich den Kopf zur Seite drehe und die Fische an uns vorbeijagen sehe, begreife ich, wie schnell wir sind.

»Keine Ahnung«, antwortet er. »Wir können es ja mal versuchen. «

»Was muss ich dabei tun?«

»Ich bin mir nicht sicher. Ich weiß auch nicht, wie es bei Elvira und mir geht. Es passiert einfach.«

Ich warte gespannt und hoffnungsvoll, während Faro mir in die Augen schaut.

»Nein, es geht nicht. Du lässt es nicht zu.«

»Wieso lasse ich es nicht zu? Ich mache doch gar nichts.«

»Doch, du bist wie eine Seeanemone, die einen Schatten über sich spürt. Du verschließt dich und dann finde ich keinen Zugang zu dir.«

Irgendwie fühle ich mich geschmeichelt. Ich bin stärker als Faro. Er kann nicht so einfach in mich eindringen wie ein Einbrecher. Doch andererseits bin ich traurig. Ich werde nie zu den Mer gehören, wenn ich nicht teilen kann, was sie teilen. Es ist sicher ein schönes Gefühl, seine Erinnerungen mit jemandem teilen zu können – nie mehr allein, verletzt

oder verängstigt zu sein und nicht zu wissen, was man tun soll.

Ich denke daran, wie die Seeanemonen in den kleinen Wasserbecken zwischen den Felsen aussehen. Ihre weichen Fangarme schlängeln sich durchs laue Wasser und erkunden ihre Umgebung. Zarte, feine Fangarme von violetter, brauner und roter Farbe. Conor und ich saßen oft stundenlang bei ihnen und achteten darauf, dass unser Schatten nicht auf sie fiel. Wir warteten so lange, bis die Krabben und Baby-Katzenhaie sich sicher genug fühlten, um aus ihren Verstecken im Tang herauszukommen, und die Seeanemonen sich wie rote Blumen in einem Meeresgarten entfalteten.

»Du bist mit deinem Bruder zusammen und beobachtest die Blumen«, sagt Faro. »Du bist sehr glücklich dabei ...«

»Du hast es getan, Faro! Du hast gesehen, woran ich mich erinnere!«

»*Wir* haben es getan!«, sagt Faro. »Ich wusste nicht, dass Meerwesen und Luftwesen

ihre Erinnerungen austauschen können.«

»Aber wir haben es getan«, sage ich strahlend.

»Vielleicht ist doch mehr Mer in dir, als ich dachte«, fährt Faro nachdenklich fort. »Auch Elvira und ich haben stundenlang die Hohlräume in den Riffen betrachtet, genau wie ihr. Als ich spürte, woran du dachtest, hatte ich das Gefühl, mich selbst zu erinnern. Nach und nach haben wir gelernt, wie Einsiedlerkrebse ihr Schneckenhaus auswählen, wie männliche Seepferdchen sich um ihre Babys kümmern, wo man Zuckertang und Erdbeeranemonen findet.«

»Nur dass ihr euch dabei unter Wasser befandet und wir am Strand waren. Vielleicht taten wir es sogar zur selben Zeit.«

»Ja, vielleicht. Aber weißt du, Sapphy, du bist nicht das erste Luftwesen, dem ich begegnet bin. Nicht einmal das erste, mit dem ich spreche. Ich weiß mehr, als du glaubst. Zum Beispiel weiß ich alles über *Bücher*. Warum lächelst du so merkwürdig?«

»Ach, nichts.« Ich kann doch Faro nicht erzählen, wie komisch er aussieht, wenn er voller Stolz dieses banale Wort ausspricht.

»Du lachst mich aus.« Faros Augen verengen sich.

»Nein, das tue ich nicht. Du hast das Wort ›Bücher‹ nur so komisch ausgesprochen. Als kämen die nur in irgendwelchen Märchen vor. Gibt es bei euch denn keine Bücher?«

»Warum sollte es? Ich habe dir doch erklärt, dass wir nichts aufzuschreiben brauchen. Was bewahrt werden soll, können wir im Gedächtnis behalten. Außerdem brauchen wir diese Luftsachen nicht zu kopieren. Wir haben unser eigenes Leben.«

»Seltsam. Das ist genau der Unterschied zwischen euch und den Menschen. Sie kopieren alles, ich meine, *wir* kopieren alles. So entwickeln wir uns weiter. Flugzeuge sind zum Beispiel erfunden worden, weil die Menschen lange genug die Vögel beobachtet haben und ebenfalls fliegen wollten. Also haben sie versucht herauszukriegen, wie die

Vögel das anstellen. Hunderte von Jahren haben die Menschen den Vögeln nachgeeifert, bevor es ihnen gelungen ist. Und wenn wir U-Boote bauen, orientieren wir uns an den Fischen, würde ich sagen, oder wenn ...«

»Aber warum wollt ihr denn unbedingt fliegen können?«, unterbricht mich Faro neugierig. »Das passt nicht zu euch. Fliegen ist was für Vögel. Wozu soll das gut sein, wenn man Beine zum Gehen hat?«

»Ja, aber ... wenn du jemand etwas tun siehst, was du nicht kannst, willst du es ihm dann nicht nachmachen?«

»Nein«, antwortet Faro. »Aber du willst das, weil du ein Mensch bist. Das ist es, was Menschen so gefährlich macht. Sie machen vor nichts Halt und begnügen sich nicht damit, Mensch zu sein.«

»Aber wie kannst du wissen, was du wirklich bist, wenn du nicht alles Mögliche ausprobierst?«

»Ich weiß auch so, was ich bin«, sagt Faro.

Er schließt die Augen, legt sich auf den Rücken und lässt die Strömung den Rest erledigen. »Ich brauche nicht zu versuchen, etwas anderes zu sein.«

Neben seinem muskulösen, elegant geschwungenen, schwarz glänzenden Unterleib sehen meine Beine mickrig und schwach aus. Nahezu hässlich. Ich muss daran denken, dass Faro mich einmal als zweigeteilt bezeichnet hat. Ich habe meine Beine noch nie als hässlich empfunden, doch hier im Meer sehen sie bei weitem nicht so gut aus wie ein kräftiger Fischeschwanz. Mit einem einzigen Schlag seiner Schwanzflosse wird Faro so schnell, wie ich niemals schwimmen könnte.

»Schau nur, wie sicher du dich inzwischen bewegst«, sagt er, nachdem er die Augen wieder geöffnet hat. »Du musst dich gar nicht mehr an meinem Handgelenk festhalten.«

Das stimmt. Ich denke daran, wie ängstlich ich bei unserem ersten gemeinsamen Ausflug in Faros Heimat war. Wie schmerzhaft es

war, nach Indigo zu gelangen. Ich glaubte, sterben zu müssen, sobald Faro sich nur einen Meter von mir entfernte. Ich hatte das Gefühl, am Salzwasser zu ersticken. Doch jetzt verschwende ich keinen Gedanken mehr ans Atmen. Faro muss mir auch nicht versichern, dass mir nichts passieren kann, weil ich es mit dem ganzen Körper spüre. Jede einzelne Zelle weiß, dass der Sauerstoff des Meeres durch meine Adern strömt, ohne dass ich zu atmen brauche. In Indigo bin ich sicher.

Ich werfe einen verstohlenen Blick auf meine Beine und frage mich, wie es aussehen würde, wenn sie sich zu einem starken, dunklen Fischeschwanz verbänden. Dann wäre ich an Land nicht mehr in der Lage zu laufen. Die Fortbewegung wäre jedenfalls sehr schmerzhaft und ich müsste meinen Schwanz über die Steine schleifen. Doch hier in Indigo wäre ich vollkommen zu Hause. Wie würde mir ein Fischeschwanz stehen? Wie würde er sich anfühlen? Für einen Moment scheint der

Druck der Strömung stärker zu werden. Er drückt meine Beine zusammen, als wären sie tatsächlich miteinander verbunden.

Wie jetzt, denke ich. Würden meine Beine zu einem Fischeschwanz verschmelzen, würde es sich ein bisschen anfühlen wie jetzt. Und dann wäre ich ...

Faro summt ein Lied vor sich hin, und ich kenne jedes Wort:

*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten ...*

»Woher kennst du dieses Lied, Faro?«, frage ich beiläufig. Ich will nicht, dass Faro merkt, wie wichtig das Lied für mich ist.

»Ich muss es irgendwo aufgeschnappt haben«, antwortet er leise. Aber ich sehe seinem Gesicht an, dass er mir etwas verheimlicht. Seine Augen funkeln mich herausfordernd an.

»Du weißt bestimmt noch, wer es gesungen hat.«

»Nein, ich kann mich nicht erinnern.«

»Versuch es, bitte.«

Faro sieht nachdenklich aus, doch nach einer Weile wiederholt er bloß: »Ich kann mich nicht erinnern.«

Ich verliere die Beherrschung. »Doch, das kannst du, und du musst es mir sagen!«

»Ach, wirklich?« Er macht einen Überschlag und befindet sich mit einem Mal direkt vor mir. »Warum sollten die Mer verpflichtet sein, dir irgendwas zu erzählen, Sapphire? Hast du eine Ahnung, was ihr Luftwesen uns Meerwesen antut?«

Sein Blick verfinstert sich, seine Miene ist voller Abscheu. Faro ist nicht wiederzuerkennen. Ich weiche zurück.

»Ich sage dir, was ihr tut. Eure Schiffe ziehen riesige Netze über den Meeresgrund, denen kein Lebewesen entkommen kann. Ihr zerquetscht die Korallen und zerstört die geheimen Plätze, an denen Leben beginnt. Die Gärten, die wir angelegt haben, sind ruiniert. Ihr vernichtet das Leben in Indigo und werft achtlos fort, was ihr nicht gebrauchen

könnt. Delfine sterben in euren Netzen. Ihr jagt Wale, schneidet Haien die Flossen ab und lasst sie in ihrem eigenen Blut verenden. Rohre leiten euren Dreck nach Indigo. Wir ersticken an eurem Öl, und die Federn der Seevögel sind von eurem Schmutz so verklebt, dass sie weder schwimmen noch fliegen können. Ihr zwingt die Möwen, Müll statt Fisch zu fressen, bis sie völlig krank sind. Den Fisch beansprucht ihr für euch selbst. Ihr nehmt unsere Strände in Besitz und baut eure Häuser darauf, bis Indigo kaum noch atmen kann. Wenn ihr könntet, würdet ihr auch direkt auf dem Meer bauen, stimmt's? Ihr fangt uns, sperrt uns in Glasbehälter und lasst uns im Zirkus auftreten. Du fragst dich, woher ich das alles weiß, Sapphire? Denk dran, dass ich die Sprache der Möwen verstehe. Die Möwen fliegen, wohin sie wollen, und sehen alles. Und sie erzählen uns, was sie sehen. Ihr Menschen wollt, dass alles zu euch gehört, nicht zu Indigo. Doch Indigo ist stark. Stärker als du denkst.«

»Aber, Faro, für all diese Dinge kann ich nichts. Ich hätte doch nie ...«

Seine Miene entspannt sich ein wenig. Er scheint zu begreifen, dass er mich – Sapphire! – vor sich hat, nicht einen persönlichen Feind.

»Ich wollte euch niemals wehtun«, versichere ich. Selbst in meinen Ohren hört sich das albern an. Faros Worte haben mich tief getroffen, weil ich weiß, dass er Recht hat. Auch ich habe schon von Delfinen gehört, die in den Netzen der Tunfischfischer verenden, und von Tankern, die tausende Tonnen Öl ins Meer ablassen. Im Fernsehen habe ich ölverschmierte Seevögel gesehen, die qualvoll starben. Tote Fische, die mit aufgerissenen Mäulern an Land gespült wurden. Was würde geschehen, wenn jetzt ein Tanker sein Öl über uns abließe? Würde es unsere Lippen und Zungen bedecken und in unseren Augen brennen? Würde es auch uns töten? Ja, natürlich! Wir würden daran ersticken.

»Du glaubst also, dass du nicht für diese Dinge verantwortlich bist«, sagt Faro mit leiser Stimme. »Doch auch du bist ein Luftwesen, Sapphire.«

»Aber ich bin kein...« Ich breche ab, weil Faro mich so durchdringend ansieht. Was macht er? Worauf wartet er? Ich fühle einen inneren Druck, als würden fremde Gedanken gegen meine eigenen ankämpfen.

»Faro, nicht!«

»Was denn? Ich mache doch gar nichts.« Er sieht verwundert aus.

»Versuchst du nicht gerade ... du weißt schon, meine Gedanken zu lesen?«

»Nein, warum fragst du?«

»Ich habe das Gefühl, dass irgendjemand in mein Bewusstsein eingedrungen ist. Irgendwas arbeitet in mir und will heraus, aber ich kann nicht sagen, was es ist.«

»Ach so«, sagt Faro und lässt langsam die Luft entweichen. »Das Gefühl kenne ich. Hast du es zum ersten Mal? Weißt du wirklich nicht, was das ist?«

»Nein.«

»Das bist du selbst, das heißt ein anderer, verborgener Teil von dir, den du noch nicht kennst.«

»Das hört sich ziemlich verrückt an.«

»Nicht verrückt, aber... kompliziert. Denk jetzt nicht weiter darüber nach, Sapphire.«

»Faro ...«, beginne ich und versuche, meiner Stimme einen ruhigen, beherrschten Klang zu geben. »Dieses Lied, das du vorhin gesungen hast ... hast du je von meinem Vater gehört?«

»Ja«, antwortet er sofort. Er schaut mir immer noch fest in die Augen. »Du meinst Mathew Trehwella.«

Er kennt den Namen meines Vaters. Oder habe ich ihn einmal erwähnt? Ich kann mich nicht erinnern.

»Woher kennst du seinen Namen?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich vieles höre. Wir wissen eine Menge über die Menschen, die in unserer Nähe wohnen. Er war immer mit seinem Boot unterwegs.«

»Hast du ihn mit eigenen Augen gesehen?«

Faro zögert, bevor er antwortet. »Ja.«

»Wann war das?«

»Kann mich nicht erinnern. Aber es ist nicht lange her.«

Doch Faro hat kein menschliches Zeitempfinden. »Nicht lange her« kann auch Monate oder Jahre bedeuten.

»Wo ist das gewesen?«

Faro schüttelt den Kopf. »Ich kann's nicht sagen. Es ist verschwunden.«

»Aber es ist wichtig, Faro! Du musst versuchen, dich zu erinnern!«

»Ich kann nicht. Es ist weg.«

»Gibt es hier irgendjemanden – hier in Indigo, meine ich –, der weiß, was mit ihm passiert ist?«

Faro schüttelt den Kopf. Eine wellenförmige Bewegung läuft durch seinen ganzen Körper. Es ist nicht nur seine Stimme, die mit Nein antwortet. Seine Haare schlängeln sich wie Seegras.

»Lass es gut sein, Sapphire«, sagt er. »Ich

kann dir nichts erzählen. Ich habe ihn einmal in seinem Boot gesehen, das ist alles. Lass uns diese Strömung verlassen und weiter gen Süden schwimmen. Ich will die Sonne spüren.«

Obwohl viele Fragen in meiner Seele brennen, darf ich sie jetzt nicht stellen. Aber ich werde sie nicht vergessen. Wenn Faro sie mir nicht beantworten kann, werde ich jemand anderen finden.

Wir schlängeln uns wie Aale aus der Strömung und spüren erst jetzt, wie kalt das Meer ist. Wie weit sind wir von zu Hause entfernt?

»Nicht sehr weit«, sagt Faro. »Das war eine langsame Strömung. Auf dem Rückweg werden wir eine schnellere nehmen.«

Wir schwimmen durch den kalten, dunklen Ozean. Faro sagt, wir befinden uns im mittleren Wasser, also ungefähr in der Mitte zwischen dem Meeresgrund und der Oberfläche. Das Wasser ist so tief, dass ich

den Grund nicht sehen kann.

»Wären wir an der Oberfläche, könnten wir kein Land sehen«, sagt Faro. »Schau gut hin, Sapphire, die Strömung da vorne, die nehmen wir.«

Diesmal haben wir eine kalte Strömung erwischt. Sie umschließt uns wie ein eisiger, prickelnder Handschuh. Wenn ich in Indigo bin, spüre ich zwar die Kälte, aber sie macht mir nichts aus. Faro sagt, dass sich mein Blut verändert. Es fließt langsamer und wird so wie seins.

»Pass auf!«, ruft er plötzlich. »Die Strömung ist wild!« Er hat Recht. Sie ist wie die wildeste Achterbahn der Welt. Ich packe Faros Handgelenk, obwohl ich weiß, dass das nicht mehr nötig ist. Aber die Strömung ist zu stark, reißt unsere Hände auseinander; wirbelt mich herum und katapultiert mich in südliche Richtung.

Ich liebe und hasse es gleichermaßen. Einerseits habe ich das Gefühl, sterben zu müssen, wenn es noch eine Minute länger

dauert, andererseits will ich, dass es nie wieder aufhört.

»Steig aus, Sapphire!«, ruft Faro. »Jetzt!«

Plötzlich schaukeln wir in warmem, ruhigem Wasser. Die eisige Strömung schießt ohne uns weiter in Richtung Süden.

»Zeit, die Sonne zu spüren«, sagt Faro.

Die Sonne zu spüren, heißt jedoch nicht, an die Luft zu gehen. Es bedeutet, sich ein paar Meter unter der Oberfläche im lichtdurchfluteten Wasser aufzuhalten. Faro fasst um mein Handgelenk und gemeinsam steigen wir nach oben, der leuchtenden Oberfläche entgegen. Ich habe das Gefühl, dass Faro mehr über Dad weiß, als er mir sagen will. Ich werde es herausfinden. Dass ich ihn immer noch suche, werde ich Faro nicht verraten. Das ist mein Geheimnis.

»Lass uns schlafen«, sagt er.

Wir schließen unsere Augen. Ich bin erschöpft von der Reise. Das Wasser rauscht leise in meinen Ohren. Faro hat Recht, es ist

ein gutes Gefühl, in der Sonne zu liegen. All meine Sorgen verflüchtigen sich. Ich strecke Arme und Beine aus und schaukele in der sanften Dünung vor mich hin. Ich will Dad finden, doch im Augenblick bin ich in Indigo, weit, weit weg, in einem Garten aus Tang und Seeanemonen.

Erinnerungen fluten durch meinen Kopf. Ein Junge und ein Mädchen, Seite an Seite, die ins tiefe Wasser blicken, wo blaue und silberne Fische wie elektrische Pfeile hin und her flitzen. Der Junge hat dunkle Haare, so wie Conor. Ich kann sein Gesicht nicht sehen. Doch wo sich seine Beine befinden sollten, ist die dicke, glänzende Haut einer Robbe. Ich versuche, meine Beine zu bewegen, und spüre den kraftvollen Schlag meines Unterleibs. Ich schieße lachend nach oben, während mein Bruder mich jagt ...

Ich erwache, als sich ein kalter Schatten über mich schiebt. Erschrocken öffne ich die Augen und starre zur schwarzen Oberfläche empor. Der Schatten ist direkt über mir und

schirmt sämtliches Licht ab. *Ein Hai*, denke ich panisch. Aber es ist kein Lebewesen. Der dunkle Schatten sieht massiv aus, wie etwas, das von Menschen angefertigt wurde. Er gehört nicht zu Indigo. *Woher weiß ich das?*

Es muss ein Boot sein, das ich von unten betrachte. Deshalb habe ich es nicht gleich erkannt. Ich starre direkt auf seinen Rumpf. Es hat die Größe eines Fischerboots. Ich sehe das Ruder und den Propeller. Ein kleines Boot, das mich nicht verletzt, auch wenn es direkt über mir ist. Der Motor ist ohnehin abgeschaltet. Das Boot treibt gemächlich vor sich hin.

Und dann passiert es. Ein Gesicht beugt sich über den Bootsrand. Ein Gesicht, gefolgt von Schultern und Oberkörper in einem blauen T-Shirt. Jemand starrt zu mir hinab in die Tiefe. Das Gesicht wird von der Luft verzerrt. Es zittert. Dennoch kann ich es gut erkennen. Es ist das Gesicht eines Mannes. Und wenn ich ihn sehe, dann muss auch er mich ...

Tatsächlich. Seine Augen scheinen mich

erblickt zu haben. Ich sehe, wie sein Gesicht erstarrt. Der Mann glotzt mich unentwegt an, als könne er nicht glauben, was er da sieht.

Und mit einem Mal wird mir klar, was er sieht und warum er so ungläubig guckt. Er sieht ein Mädchen, weit unten im Wasser, das zu ihm aufschaut. Unsere Blicke treffen sich. Er sieht mich und ich sehe ihn. Eine ganze Weile starren wir uns so an und selbst durch Wasser und Luft hindurch nehme ich seine bestürzte Miene wahr. Das ist doch nicht möglich. Ein Mädchen, das unter Wasser in der Sonne liegt. Ein Mädchen mit offenen Augen, das nicht zu atmen braucht wie andere Menschen. Sie ist nicht ertrunken, sondern erwidert seinen Blick. *Eine Meerfrau*. Ich glaube, dieses Wort auf seinen Lippen lesen zu können. Vielleicht ruft er einem Begleiter auf dem Boot zu, er solle ein Netz holen, mich einfangen und in einen Glasbehälter sperren, um mich im Zirkus zur Schau zu stellen ...

Ich tauche.

Ich verschwinde in der Tiefe, während mir der

Schreck in die Glieder fährt. Immer tiefer und tiefer tauche ich. Dorthin, wo die Mer leben und wohin die Menschen ihnen nicht folgen können. In diesem Moment verstehe ich zum ersten Mal, warum Faro die Taucher hasst und fürchtet. Es sind Luftwesen, die ihre Luft auf dem Rücken transportieren und in Gebiete vordringen, in denen sich nur die Mer aufhalten sollten. Der Mann in dem blauen T-Shirt kann mir nicht folgen. Doch ein Taucher mit Neoprenanzug und Sauerstoffflasche wäre in der Lage, hinter mir herzuschwimmen und mich zu fangen. Faro hat Recht. Taucher sind gefährlich.

In Gedanken sehe ich wieder das Gesicht vor mir, das mich schockiert anstarrt. Schockiert, ungläubig und ... *erkennend* . Ich kenne dieses Gesicht, aber woher? Meine Erinnerung ist voll von Indigo. Zu viele andere Eindrücke sind auf mich eingedrungen. Mit äußerster Anstrengung versuche ich, darüber nachzudenken, wer dieser Mann sein könnte. Wo ich ihn schon mal gesehen habe.

Lass gut sein, Sapphire, sage ich mir. In Indigo bist du geborgen. Ich schaukele sanft im tiefen Wasser. Mein Blut scheint dem von Faro wirklich immer ähnlicher zu werden. Ich fasse um mein Handgelenk und spüre, wie niedrig mein Puls ist. Faro sagt...

Aber wo ist Faro? Warum bin ich allein?

Fünfzehntes Kapitel



Hier bin ich«, sagt Faros sanfte Stimme, dicht an meinem Ohr.

»Wo bist du gewesen? Ich hatte solche Angst. Als ich aufwachte, sah ich ein Boot über mir und einen Mann, der mich angestarrt hat.«

»Ich weiß, ich habe ihn auch gesehen.«

Plötzlich, ohne dass ich bewusst daran gedacht habe, fließt der Name des Mannes in mein Bewusstsein. Es ist Mums Freund Roger. Er wollte sicher noch nicht tauchen, sondern sich erst mal einen Überblick über das Gebiet verschaffen, um später wiederzukommen.

Doch als ich von zu Hause wegging, saßen

Mum und Roger im Wohnzimmer und haben Karten gespielt. Ich muss lange im Sonnenwasser gelegen und geschlafen haben. Oder habe ich gar nicht geschlafen? Vielleicht war es nur der Unterschied zwischen Menschenzeit und Indigozeit. Wie kommt es, dass die Zeiten so verschieden sind?

Vielleicht ist es wie mit einem Papierfächer. Vielleicht lässt sich die Zeit zusammenfalten, um sich dann wieder weit zu öffnen. Die Menge des Papiers ist immer dieselbe, ganz gleich ob der Fächer geöffnet oder geschlossen ist. Vielleicht besteht die Zeit in Indigo und an Land aus derselben Substanz. Sie ist nur anders gefaltet, deshalb nimmt man sie auch anders wahr. Wenn ich in Indigo bin, kommt mir die Zeit ganz natürlich vor. Wenn ich an Land, also zu Hause bin, habe ich dasselbe Gefühl. Aber ich kann doch nicht zu beiden Zeiten gehören, oder?

Ich muss aufhören, darüber nachzudenken. Das Grübeln bereitet mir Kopfschmerzen. In

Indigo ist es nicht möglich, sich Luftgedanken zu machen.

»Er ist ein Taucher«, sagt Faro. Seine Stimme ist kalt und hart. Faro hasst Taucher.

»Woher willst du das wissen?«

»Weil wir sein Boot schon früher gesehen haben.«

»Ich kenne ihn«, sage ich.

Plötzlich will ich Roger dafür bestrafen, dass er mit Mum gelacht hat und beide so glücklich und entspannt waren, als gäbe es keine Sorgen auf dieser Welt. Als hätte Dad nie existiert. Roger glaubt wohl, er könne sich aufhalten, wo es ihm passt. Erst macht er sich bei uns zu Hause breit und jetzt will er nach Indigo vordringen und seine Schätze rauben. Aber das werde ich nicht zulassen. Keiner seiner Wünsche wird in Erfüllung gehen.

»Er hält nach Wracks Ausschau«, sage ich voreilig. »Er will mit einem ganzen Team von Tauchern die Gegend absuchen.«

»Der hat hier nichts verloren«, sagt Faro – es klingt wie ein Echo meiner eigenen

Gedanken. »Er soll bleiben, wo er ist.«

»Dies ist unsere Bucht, nicht seine.«

»So sind die Luftwesen. Sie machen vor nichts Halt.«

Es gefällt mir, dass Faro und ich in Bezug auf Roger einer Meinung sind. Das tut mir gut und lässt die leise Stimme verstummen, die mir sagt, ich hätte ihm nichts von Rogers Plänen erzählen sollen. Schließlich hatte ich es versprochen ...

Nein, hast du nicht. Du hast nur versprochen, deinen Schulfreunden und den Nachbarn nichts zu verraten, sage ich mir. Dennoch habe ich ein mulmiges Gefühl. Eigentlich hat Roger alles selbst zu verantworten. Würde er einfach dahin zurückgehen, wo er hergekommen ist, wäre alles wieder in Ordnung. Mum würde das schon verkraften. Sie kennt ihn ja noch nicht lange, also würde sie ihn auch nicht so sehr vermissen.

»Ich habe gehört, wie er Mum erzählte, dass sie in der Nähe der Bawns tauchen wollen«,

sage ich.

»Was sind die Bawns?«

»Du kennst sie. Das sind diese Felsen im Wasser, die ungefähr eine Meile vor unserer Bucht liegen. Unter Wasser bilden sie ein großes Riff.«

Faros Gesicht erstarrt. »Ihr nennt diese Felsen *Bawns*?«

»Ja, wie nennt ihr sie?«

»Das spielt keine Rolle. Er darf dort nicht tauchen.«

»Aber genau das hat er vor.«

»Dieser Ort gehört uns. Dort haben wir ...«

»Was?«

»Ich kann es dir nicht sagen, Sapphire. Aber eins steht fest. Dieser Roger wird dort nicht tauchen. Ganz Indigo wird sich dagegen zur Wehr setzen.«

Faro fletscht seine perfekten Zähne. Indigo leuchtet aus seinen wild entschlossenen Augen. Plötzlich ist er mir fremd. Doch dann verebbt sein Zorn und er ist wieder der alte Faro. Mein Freund und Begleiter in Indigo.

»Nimm mein Handgelenk, Sapphire«, sagt er.
»Wir müssen zurück. Wenn du vor ihm nach Hause kommst, kann er nicht glauben, dass er dich wirklich im Sonnenwasser gesehen hat. Er wird glauben, es sei ein Traum gewesen.«

Ich denke an Rogers bestürztes Gesicht und bin mir nicht sicher, ob er den Vorfall so einfach vergessen oder für einen Traum halten wird. Roger sieht mir nicht aus wie jemand, den man leicht zum Narren hält. Aber wie soll er Mum nur weismachen, dass er mich unter der Wasseroberfläche gesehen hat? Sie würde ihn für verrückt halten. Vermutlich würde sie ihn auch nicht mehr zum Essen einladen und mit ihm Karten spielen wollen.

Meine Hand schließt sich um Faros Handgelenk wie ein Armreif.

»Wo sind wir jetzt, Faro? Sind wir weit vom Ufer entfernt? «

»Nein, nicht besonders. Aber es kommt natürlich darauf an, wie wir zurückreisen«,

sagt er geheimnisvoll. »Es könnte sogar noch schneller gehen als mit einer Strömung. Wart's ab.«

Seite an Seite treiben wir im Wasser. Ich weiß nicht, wonach Faro Ausschau hält, und ich höre auch nicht, wonach er lauscht. Sein Blick ist ernst und konzentriert. Er sieht aus wie ein Surfer, der gespannt auf die nächste Welle wartet.

Plötzlich wendet er sich mir zu, sein Gesicht vor Erregung gerötet. »Sie kommen! Sie sind schon ganz nah, pass auf!«

Seinem Mund entweicht ein Schwall flötender Geräusche, durchsetzt von schnalzenden Lauten. Es klingt wie Meeresmusik. Faro hält inne, starrt in die Ferne und wartet auf eine Antwort. Doch wenn ihm jemand antwortet, dann kann ich es nicht hören. Ich wünschte, ich verstünde diese Sprache. Ich wünschte, ich wäre weniger Mensch und mehr Mer.

»Sie kommen!«

»Wer kommt?«

»Warte, gleich wirst du sie sehen.«

Doch zuerst höre ich sie. Das Wasser ist angefüllt mit Geräuschen. Sie klingen wie Faros Musik, nur voller und eigentümlicher. Das Schnalzen, Pfeifen und Flöten scheint aus allen Richtungen zu kommen und plötzlich schießen sie aus der Tiefe empor – zwei geschmeidige, glänzende Körper, doppelt so lang wie ich. Sie kommen so schnell auf uns zu, dass ich zusammenzucke, weil ich fürchte, wir stoßen mit ihnen zusammen. Doch mit einem Mal bleiben sie stehen, während das Wasser um sie herum brodelt. Sie lächeln uns an.

»Delfine!«

»Wir dürfen auf ihnen reiten.«

Die Delfine gleiten an unsere Seite. Sie blicken mich mit ihren kleinen, klugen Augen an, schnalzen und pfeifen und scheinen auf eine Antwort zu warten.

»Sag ihnen, dass ich ihre Sprache nicht verstehe, Faro. Sag ihnen, dass es mir Leid tut.«

»Sie wollen, dass du auf ihren Rücken

kletterst. Leg dich ganz flach auf sie, Sapphire. Nein, nicht so! Du bist zu steif. So wirst du abrutschen. Sieh her!«

Ich beobachte Faro. Ein Delfin taucht unter ihm hindurch, damit er sich auf seinen Rücken setzen und auf ihm ausstrecken kann. Faros entspannter Körper scheint mit der dunkel schimmernden Haut des Delfins zu verschmelzen. Ich kann nicht einmal erkennen, wo Faros Körper aufhört und der des Delfins beginnt. Ich berühre den Rücken des Delfins, der sanft meine Beine anstupst und mir anbietet, auf ihm Platz zu nehmen.

»Aber, Faro! Delfine tauchen doch nicht die ganze Zeit, sondern haben ihre Rücken manchmal über der Wasseroberfläche. Es wird sehr schmerzhaft für dich sein, wenn du die Luft spürst.«

»Solange sie mich tragen, bin ich in Indigo«, sagt Faro, ohne sein Gesicht vom Rücken des Delfins zu heben. »Delfine sind immer ein Teil von Indigo. Komm jetzt, Sapphire. Wir müssen uns beeilen.«

Ich schmiege mich behutsam an den Rücken des Tieres. Sobald ich seine Haut an meiner spüre, fühle ich mich vollkommen sicher, als hielte mich ein unsichtbarer Sog an meinem Platz. Das Schnalzen und Pfeifen der Delfine scheint durch meinen Körper zu strömen und sich in eine Sprache zu verwandeln, die ich fast verstehe. Ich lausche dem Gespräch der beiden Delfine.

Sie gleiten auseinander und bringen sich im Wasser in Position. Dann schießen sie blitzartig nach vorne, sodass mir meine Haare ins Gesicht fluten. Ich sehe nichts mehr. Ich weiß weder, in welche Richtung wir jagen, noch wo sich Faro befindet. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so geborgen gefühlt. Mein Delfin spricht zu mir, und ich wünschte, ich könnte ihm antworten. Doch ich glaube, er spürt durch seine Haut, dass ich ihm vertraue. Ich bin sicher, seinen Herzschlag zu hören. Seine Nähe umhüllt mich wie eine Wiege.

»Du bist mein Freund«, sage ich, doch weiß

ich nicht, welche Sprache ich spreche oder ob es nur Gedanken in meinem Kopf sind. Ich werfe einen verstohlenen Blick auf meine Arme, die von einer Schicht kleiner Blasen überzogen sind. Das Wasser um uns brodelt weiß, doch die hohe Geschwindigkeit scheint den Delfinen nicht die geringste Mühe zu bereiten. Auf einmal streben wir empor, und ehe ich weiß, wie mir geschieht, schießen wir durch die Oberfläche ans grelle Sonnenlicht, um im nächsten Moment wieder ins dunkle Wasser einzutauchen. Ich spüre das Lachen meines Delfins. Ein ums andere Mal springt er aus dem Wasser und taucht wieder ein, immer schneller und schneller. Die Sprünge der Delfine werden jedes Mal höher. Faros Delfin ist jetzt direkt neben uns, und ich weiß, dass die beiden ein Wettrennen machen und sich gegenseitig anstacheln, während sie mit uns und miteinander lachen.

»Faro!«, rufe ich. Nicht weil ich eine Antwort erwarte, sondern weil dies das Schönste ist, das ich je erlebt habe. Merkwürdigerweise

habe ich das Gefühl, die Zeit liefe rückwärts. Ich werde von der wilden Hoffnung gepackt, am Ende der Reise könne alles wieder vorhanden sein, was im Laufe der Zeit zerstört wurde. Dad ist wieder zu Hause. Er kommt mir am Strand entgegen und sagt: »Hallo, Sapphire! Warst du ein braves Mädchen, während ich fort war? Wollen wir morgen die Schule sausen lassen und stattdessen fischen gehen?« Es gibt keinen Roger und keine Kartenspiele mehr, und Mum sitzt auch nicht wie neugeboren mit einem fremden Mann am Küchentisch, wo eigentlich Dad sitzen sollte. Die Delfine haben die Macht, alles Schlechte und Falsche verschwinden zu lassen und alles, was ich liebe, zum Leben zu erwecken.

»Faro!«, rufe ich erneut, weil ich ihm sagen möchte, wie wunderbar alles sein wird. Er ruft etwas Unverständliches zurück, bevor wir wieder ins Meer eintauchen, in die Tiefe schießen und am klar erkennbaren Wirbel einer Strömung entlangjagen. Plötzlich tut sich

weißer Sand vor mir auf, und ich weiß, dass wir an die Grenze von Indigo gelangt sind, wo Erde und Wasser aufeinander treffen.

Unsere Delfine werden langsamer. Ich spüre, wie sich mein Körper vom Rücken des Delfins löst. Er lässt mich absteigen und ich muss mich von ihm trennen. Dabei möchte ich so gerne bleiben.

»Kann ich dich wiedersehen? Bitte!«, sage ich, doch er schiebt mich sanft dem Strand entgegen, als wolle er mir zeigen, wohin ich gehöre. Ich muss Indigo verlassen. Ich bin ein Mensch, keine Mer.

»Aber ich gehöre doch auch zu Indigo«, flüstere ich, während er mich mit seinen schmalen Augen nachdenklich ansieht.

»Geh nicht fort!«, bitte ich ihn. Doch ich weiß, dass er mich verlassen und seine Magie mit sich nehmen wird.

Die Delfine wenden ihre stumpfen Nasen dem tiefen Wasser zu und schießen davon. Das Pfeifen und Schnalzen verhallt. Sie sind verschwunden.

»Ich wollte ihnen noch danken«, sage ich, doch Faro geht darauf nicht ein.

»Von hier kannst du an Land schwimmen. Beeil dich!«, sagt er.

Er kann mich nicht weiter begleiten, weil das Wasser zu seicht wird. Aber ich werde mich nicht von ihm trennen, ohne ihm eine Frage zu stellen, die mich nicht loslässt. »Wie kommt es, Faro, dass ich immer nur dich sehe? Wo sind all die anderen Mer? Ich habe nicht mal Elvira gesehen.«

»Du hast doch gerade die Delfine kennen gelernt.«

»Ja, aber ich rede von Leuten wie dir.«

Faro wirft ärgerlich seinen Kopf zurück. »Das ist so typisch für euch, Sapphire! Immer geht es um Leute, Leute, Leute, als gäbe es nichts Wichtigeres.«

»So meine ich das doch gar nicht. Ich fand die Delfine ganz wunderbar ... «, beginne ich, doch selbst in meinen Ohren hört sich das albern an.

»Du meinst wohl, du kannst alles haben«,

schnauzt er mich an. Er ist jetzt fast so wütend wie vorhin, als er über Ölverschmutzung und tote Seevögel redete. »Glaubst du wirklich, du könntest eine gemütliche Rundreise durch Indigo machen und uns anstarren wie Tiere in einem Zoo? Ja, da staunst du, aber ich weiß alles über eure Zoos. Du glaubst, du könntest unsere Geheimnisse kennen lernen und dann wieder nach Hause gehen. *Aber so einfach ist das nicht.* Solange du ein Luftwesen bist, wirst du *so viel* von Indigo kennen lernen.« Er taucht zum Meeresgrund, nimmt eine Hand voll Sand und lässt ihn sich durch die Finger gleiten, bis nur noch ein Körnchen übrig ist. Das Sandkorn hält er mir vor die Augen. »So viel!«

»Aber du hast doch selbst gesagt, dass auch ich Mer in mir habe«, sage ich eingeschnappt.

»Das stimmt.« Faro sieht mich ernst an. »Deshalb können wir uns auch treffen, Sapphire. Weil ein bisschen von einer Mer in dir steckt. Aber ich weiß immer noch nicht,

wie viel und wie stark es ist. Und du weißt es auch nicht, oder?«

»Wenn ich mit dir spreche, Faro, habe ich manchmal das Gefühl, dass ich gar nichts mehr weiß. Ich bin so verwirrt.«

Faro lässt das Sandkorn los, das langsam auf den Meeresgrund sinkt, um sich dort mit seinen Brüdern und Schwestern zu vereinen.

»Wir können jetzt nicht länger darüber reden. Du musst dich beeilen. Aber du *hast* Mer in dir, Sapphire. Und ich ...« Er hält inne und schaut mich durchdringend an, als überlege er, ob er mir vertrauen kann oder nicht. »Ich habe ...«

Doch in diesem Moment wird das Wasser von einem Geräusch erschüttert, als sei eine Bombe explodiert. Meine Ohren schmerzen, das Meer dröhnt wie von einem unterirdischen Donner.

»Schnell, Sapphire! Mach, dass du an den Strand kommst! Das Boot kehrt zurück.«

Sobald Faro das ausgesprochen hat, nehme ich das Geräusch eines Motors wahr. Faro

packt kurz mein Handgelenk, ehe er mir einen Stoß in Richtung Strand gibt. Ich reite auf der Welle, die er für mich gemacht hat, werde emporgehoben, vorwärts getragen und schließlich der Länge nach an den Strand geworfen. Ich rappele mich auf, huste und würgen. Meine Augen sind blind vor Salz, meine Ohren voller Sand. Ich kann weder sehen noch hören. Ich bin wieder an Land, dort, wo ich hingehöre.

Faro ist verschwunden. Das Boot tuckert um die Felsen herum, seinem Liegeplatz entgegen. Der Lärm seines Motors hallt durch die Bucht und verheißt nichts Gutes.

Sechzehntes Kapitel



Bitte verschwinde nie wieder, ohne mir vorher Bescheid zu geben«, sagt Mum. »Wenn Conor mir nicht gesagt hätte, dass du mit Sadie spazieren gehst, hätte ich mir wirklich Sorgen gemacht.«

»Tut mir Leid, Mum. Es war so heiß, dass ich mit Sadie im Bach geplantscht habe.«

»Das sehe ich. Du bist ja völlig durchnässt. Ihr wart stundenlang unterwegs.«

Nur Stunden, denke ich erleichtert. Die Zeit in Indigo und an Land war diesmal gar nicht so verschieden. Wenn die Zeit ein Fächer ist, dann hat sie sich diesmal nicht weit genug geöffnet, um Mums Zeit von meiner zu trennen. Gute Idee von Conor zu sagen, ich

sei mit Sadie spazieren gegangen. Mum hat nicht daran gezweifelt, weil Conor eigentlich immer die Wahrheit sagt.

Doch mir zuliebe hat er gelogen. Oder war es Mum zuliebe ? Er wollte einfach nicht, dass sie sich Sorgen macht.

Ich muss zugeben, dass ich nicht immer die Wahrheit sage. Als ich klein war, habe ich getobt und geschrien, wenn mir jemand meine Geschichten nicht glaubte. Ich erzählte, dass unter dem Rosmarinbusch kleine Elfen lebten, denen ich eine Höhle gebaut hätte. Ich besaß auch ein eingebildetes kleines Kätzchen, das ich jeden Morgen mit Milch fütterte. Ansonsten aß es nur Whiskas, wie ich es von den Katzen im Fernsehen kannte. Einmal hat mir Dad sogar eine ganze Palette mit Whiskas gekauft, doch Mum wurde fürchterlich böse und ließ mich die Dosen nicht öffnen.

»Sapphy hat eben eine lebhafte Fantasie«, sagte Dad.

»Hör auf, alles mitzumachen, Mathew. Sie

muss endlich den Unterschied zwischen Fantasie und Wirklichkeit begreifen. «

Doch manchmal sind Fantasie und Wirklichkeit nur schwer auseinander zu halten, und das Leben ist einfacher, wenn man die Realität ein bisschen ausschmückt ...

»Wo ist Conor jetzt, Mum?«, frage ich beiläufig.

»Der ist mit Roger mit dem Boot rausgefahren. Sie wollten den neuen Motor ausprobieren und die Wassertiefe bei den Bawns messen. Du weißt doch, dass Roger später dort tauchen will. Warum gehst du nicht erst mal nach oben, Sapphy, ziehst dir trockene Sachen an und räumst dein Zimmer auf, während ich mit dem Bügeln weitermache. Und vielleicht könntest du die Wäsche für mich sortieren. Ich muss noch eine Maschine waschen, ehe die Jungs zurückkommen. «

Die Jungs, denke ich ärgerlich. Als würde Roger schon zur Familie gehören. Ich denke angestrengt nach, während ich langsam die

Treppe hinaufgehe. Roger will also an verschiedenen Orten die Wassertiefe testen, um herauszufinden, ob man dort tauchen kann. Die Bawns sind ein großes Riff, das ungefähr eine Meile vor der Küste liegt. Das Riff befindet sich größtenteils unter Wasser, doch einige Felsen ragen auch über die Oberfläche hinaus. Ihr sichtbarer Teil ist schwarz und zerklüftet, doch was man nicht sehen kann, ist die Reihe der Felsen, die wie scharfe Zähne unter der Oberfläche liegen. Diese verborgenen Felsen sind am gefährlichsten. In früherer Zeit, als die Schifffahrtswege noch dichter an der Küste vorbeiführten als heute, wurden die Schiffe manchmal von Wind und Gezeiten auf das Riff zugetrieben und zerschellten dort nachts oder bei Nebel.

Bei schlechtem Wetter wird das Riff von der tosenden Brandung verborgen. Wenn sich die Wellen an den Felsen brechen, schießt die Gischt in die Höhe, als würden die Steine selbst das Wasser ausstoßen, wie Wale. Ich

schaudere bei dem Gedanken, dort schwimmen zu müssen. Dad hat mir mal erzählt, dass ein Junge am Morgen nach einem Schiffbruch in unserer Bucht gefunden wurde. Er war an den Strand geworfen worden und hielt sich immer noch an einem glitschigen Holzstück fest. Die Menschen, die ihn fanden, konnten seine Finger nicht davon lösen.

Rätselhafterweise war der Junge immer noch am Leben. Sie schlugen ihn in Wolledecken ein, trugen ihn die Klippen hinauf, entzündeten oben am Weg ein Lagerfeuer, an dem er sich wärmen konnte, und flößten ihm Weinbrand ein. Doch wurde seine Sprache von niemandem verstanden. Sie haben nie herausgefunden, aus welchem Land er kam. Sie nannten ihn Petrus, weil der heilige Petrus in der Bibel ebenfalls nach einem Schiffbruch gerettet worden war. Die Treveals haben ihn damals bei sich aufgenommen und so wuchs er gemeinsam mit ihren Kindern auf. Er liegt heute auf dem Friedhof begraben.

Als das Schiff unterging, war Petrus in meinem Alter gewesen. Er war der einzige Überlebende des Unglücks. Niemand hat je herausgefunden, woher das Schiff kam oder welche Fracht es mit sich führte. Auch nachdem er Englisch gelernt hatte, sprach er nie über den Untergang oder sein früheres Leben. Auf seinem Grabstein steht, er sei 1852 gestorben. Er heiratete Miriam Treveal und bekam acht Kinder mit ihr. Von diesen acht Kindern hatte wiederum jedes acht Kinder, die ihrerseits acht Kinder hatten und so weiter... So hat es mir Dad erzählt. Also haben alle Leute in dieser Gegend zweifellos einen Tropfen vom Blut des geretteten Jungen in sich.

Selbst an einem ruhigen Tag würde Dad die Bawns meiden.

»Mach immer einen großen Bogen um das Riff, Sapphire, auch wenn du eines Tages alt genug sein wirst, um allein mit dem Boot rauszufahren. Dieser Ort hat zu viel Macht und einen unstillbaren Hunger nach Booten

und Menschenf leisch. Ihm zu nahe zu kommen, heißt seinen Kopf in den Rachen eines Wolfs zu legen.« Nachdem Dad das gesagt hatte, konnte ich am äußersten der Felsen stets den Kopf eines Wolfs erkennen. Selbst beim Fischen sind wir dem Riff nie zu nahe gekommen. Doch jetzt hat Roger Conor dorthin mitgenommen. Und Conor muss einverstanden gewesen sein, obwohl er genau weiß, wie gefährlich es ist.

Ich eile die Treppe hinunter. »Hast du Roger denn nicht gesagt, dass er Conor nicht dorthin mitnehmen soll?«

»Roger ist ein sehr erfahrener Taucher, Sapphy. Er kann die Risiken schon richtig einschätzen.«

»Aber er kennt die Küste doch längst nicht so gut wie wir. Das Riff ist gefährlich.«

Ein Anflug von Unsicherheit huscht über Mums Gesicht, doch sie nimmt sich zusammen und entgegnet leichthin: »Bei Roger kann Conor nichts passieren. Außerdem ist die See heute vollkommen

ruhig. Hast du eigentlich schon die Wäsche sortiert? Ich will mit der weißen anfangen.«

»Aber Mum, sie sollten da nicht hinfahren!« Doch sie hört mir nicht zu. Ich kann nicht verstehen, dass ausgerechnet sie, die so große Angst vor dem Meer hat, das erlaubt hat. Sie, die jedes Mal, wenn Dad mich mitnehmen wollte, behauptete, es würde ein Sturm aufziehen. Ich erinnere mich noch genau, wie heftig sie mich immer an sich drückte, wenn wir vom Fischen und Fotografieren zurückkamen. Sie war so erleichtert, dass ich fast keine Luft mehr bekam.

Mum hat sogar den hinteren Raum als Schlafzimmer für sich gewählt, weil er nicht zum Meer hinausgeht.

Und jetzt lässt sie es ohne weiteres zu, dass Roger Conor mit hinausnimmt, obwohl er nahezu ein Fremder ist und nicht annähernd so viel über diese Küste und ihre Strömungen weiß wie Dad. Dad kannte das Meer fast ebenso gut wie die Mer.

Aber daran darf ich jetzt nicht denken. Ich darf Mum gegenüber kein Wort über Indigo oder die Mer verlieren. Sie würde das nicht verstehen und nur noch größere Angst vor dem Meer bekommen.

»Wie lange sind sie schon weg, Mum?«

»Mein Gott, Sapphy, jetzt hör auf, so ein Theater zu machen! Conor kann nichts passieren. Roger hat seine vollständige Rettungsausrüstung und sein Handy dabei.«

»Da draußen hat man aber keinen Empfang.«

»Sie testen doch nur den Motor, messen die Wassertiefe und kommen wieder zurück. Und dann werden wir zusammen Tee trinken.«

Ich kann es nicht glauben. Bei Mum klingt das wie eine Geschichte von Enid Blyton: erst ein kleines Abenteuer und dann nach Hause zum Teetrinken. Aber so ist Indigo nicht. *Sie waren überhaupt nicht in der Nähe des Riffs, als ich Roger gesehen habe, hätte ich am liebsten gesagt. Sie waren viel weiter draußen. Den Motor testen? Dass ich nicht*

lache! Doch nie im Leben könnte ich Mum davon erzählen, wie ich mich im Sonnenwasser treiben ließ und plötzlich den Schatten von Rogers Boot über mir spürte.

»Da sind sie ja!«, sagt Mum und eilt zur Tür. Sie kann ihre Erleichterung nicht völlig verbergen. Sie hat ihre Schritte und Stimmen früher gehört als ich. Rogers dunkle Stimme murmelt etwas und Conor antwortet. Mum errötet leicht. Ein sanftes Lächeln umspielt ihre Mundwinkel, und ich weiß, dass sie glücklich ist, weil Roger und Conor sich gut verstehen. So ist Conor eben. Er tut sich immer leicht, Freunde zu finden.

Conor und Roger ziehen draußen ihre Schuhe aus. Ich bleibe drinnen.

»Ist Saph schon zurück?«, fragt Conor. Ich höre die Sorge in seiner Stimme und frage mich, ob Mum sie auch hört.

»Ja, sie ist in der Küche«, antwortet Mum unbeschwert, während sie nach draußen geht, um die beiden zu begrüßen.

»Wann ist sie zurückgekommen?«

»Erst vor kurzem. Du hast Recht gehabt, sie war mit Sadie spazieren. Und ihr beide hört euch so an, als hättet ihr eine schöne Zeit miteinander verbracht.«

»Das haben wir auch«, bestätigt Roger entschieden. »Das gilt zumindest für mich. Es war eine Freude, dich dabeizuhaben, Conor.«

Was für ein Speichellecker. Aber dann höre ich Conors Stimme. »Ja, es hat Spaß gemacht. Können wir das bald wiederholen?«

»Kein Problem«, antwortet Roger. »Ich bin dankbar, dass sich jemand in dieser Gegend auskennt. Ohne Conor hätte sich das Boot schon beim Ablegen ein paar Kratzer geholt, Jennie.«

Conor entgegnet, dass Roger auch ausgezeichnet allein klargekommen wäre. Alle drei lachen. Dann treten sie durch die dunkle Tür und blinzeln, wie alle das tun, die stundenlang auf See dem hellen Sonnenlicht ausgesetzt waren. Da meine Augen bereits an die Lichtverhältnisse im Haus gewöhnt

sind, kann ich Rogers Gesicht klar erkennen. Es zuckt leicht zusammen, als er mich sieht, obwohl er sich zu beherrschen versucht. Er tritt näher und gibt sich offenbar Mühe, mich nicht unentwegt anzustarren. Doch genau das tut er. Er mustert mein Gesicht und scheint es mit seiner Erinnerung zu vergleichen. Vermutlich versucht er, sich davon zu überzeugen, dass seine Sinne ihm einen Streich gespielt haben müssen.

»Hallo, Roger!«, sage ich fröhlich. Mum wirft mir einen dankbaren Blick zu, weil ich ihm endlich freundlich gegenübertrete, anstatt mir einzureden, ich könne ihn nicht ausstehen.

»Lasst uns ins Wohnzimmer gehen«, sagte sie. »Ich habe Tee gemacht und einen Walnusskuchen gebacken.«

»Mmh, Tee und Walnusskuchen, ich kenne nichts Besseres!«, ruft Roger enthusiastisch. Doch er starrt mich immer noch an, während sich eine Falte auf seiner Stirn abzeichnet. Vielleicht wird er Tee und Walnusskuchen ein bisschen weniger genießen, als Mum gehofft

hatte.

Doch Roger ist nicht der Einzige, der mich mustert. Conor wirft mir einen wissenden Blick zu. *Oben!*, signalisieren mir seine stummen Lippen. Laut sagt er: »Bin gleich wieder da, Mum. Zieh mir nur schnell eine andere Hose an. Die hier ist im Boot nass geworden.«

Aber Conors Jeans ist trocken. Eine weitere Lüge von ihm. Ich folge ihm die Stufen hinauf. Wenn er so weiterlügt, wird es nicht mehr lange dauern, bis die Leute aufhören, ihm Glauben zu schenken.

»Hast du völlig den Verstand verloren?«, raunt er mir zu, als wir die oberste Stufe erreichen. Er packt meinen Arm und dreht mich zu sich herum.

»Leise, Conor, sie können uns hören. Außerdem tust du mir weh!«

»Unsinn!«, sagt Conor. »Ich würde dir niemals wehtun, Saph. Aber du musst total verrückt sein. Erstens: Du warst schon wieder in Indigo, sogar allein. Wie oft habe ich dich

davor gewarnt!«

»Das war doch völlig okay. Diesmal gab es fast keinen Unterschied zwischen der Indigozeit und unserer Zeit.«

»Ja, diesmal hast du Glück gehabt«, entgegnet Conor grimmig. »Und auch ich hatte ein sicheres Gefühl – ich weiß gar nicht, warum. Ich war nicht so besorgt wie beim letzten Mal. Also habe ich Mum erzählt, dass Jack dich gefragt hätte, ob du mit Sadie spazieren gehen kannst, weil er surfen wollte.«

»Oh, Conor, du bist so ein schlechter Lügner. Heute ist doch gar kein Wind.«

»Ach, darüber wird Mum bestimmt nicht nachgedacht haben. Diesmal bist du gerade noch davongekommen. Jedenfalls fast. *Roger* hat dich gesehen. Und jetzt versucht er, sich einzureden, er hätte nur eine Luftspiegelung gesehen. Als sei dein Abbild infolge der besonderen Wetterbedingungen und Lichtverhältnisse durch die Luft geflimmert und als Reflexion unter Wasser wieder

sichtbar geworden.«

»Wie soll das denn gehen?«

»Keine Ahnung. Das hört sich aber nicht weniger fantastisch an als die Behauptung, dich unter Wasser mit einem breiten Lächeln im Gesicht gesehen zu haben. Atmen musstest du auch nicht. Außerdem warst du meilenweit von der Küste entfernt.«

»Hast du mich auch gesehen?«

»Nein. Zuerst hatte er mir gar nichts erzählt. Ich dachte mir schon, dass etwas nicht stimmt, weil er plötzlich sehr leise und angespannt war. Aber ich kenne ihn nicht gut genug, um nachzufragen. Erst nach einer Weile hat er sich zu mir umgedreht und gesagt, er hätte etwas gesehen, das einfach nicht sein könne, nämlich ein Mädchen unter Wasser. Das Mädchen sei nicht ertrunken gewesen, sondern habe zu ihm aufgeblickt. Dann hat er gesagt: ›Du wirst es nicht glauben, Conor, aber sie hat genauso ausgesehen wie deine Schwester. Sie hätte ihre Zwillingsschwester sein können.« Und

dann hat er mit dem ganzen Zeug von der Krümmung des Lichts und der Reflexion unter Wasser angefangen. Aber ich wusste, dass er selbst nicht daran glaubte, sondern nur nach irgendeiner Erklärung suchte. Also habe ich ihm erzählt, dass es in dieser Gegend schon immer viele Meerfrauen gegeben habe und eine vielleicht deine Zwillingschwester sei. Darüber hat er gelacht.«

»Er hat über die Mer gelacht?«

»Sapphire, bitte! Ich habe versucht, ihn zum Lachen zu bringen. Ich wollte, dass er alles für eine Sinnestäuschung hält und die ganze Geschichte als Unsinn abtut. ›Jedenfalls weiß ich genau, dass deine Schwester keine Meerfrau ist‹, hat er gesagt. ›Ich habe sie laufen sehen und sie hat definitiv zwei Füße gehabt.««

Unwillkürlich schaue ich nach unten, um mich davon zu überzeugen, dass meine Füße noch da sind. Und richtig, dort sehe ich sie in meinen Turnschuhen. Ganz ruhig, Sapphire. Conor ist auf deiner Seite. Er versucht nur,

Roger davon zu überzeugen, dass er dich unmöglich unter Wasser beim Sonnenbaden gesehen haben kann.

»Es tut mir so Leid, Conor«, sage ich. »Ich weiß, dass ich Unrecht hatte.«

»Wovon redest du?«

»Von Dad. Natürlich hoffst du immer noch, dass er zurückkommt. «

»Natürlich tue ich das«, entgegnet Conor ungeduldig, als hätte er unseren Streit längst vergessen. »Aber trotzdem, Saph ...«

»Was?«

»Trotzdem brauchst du Roger gegenüber nicht so abweisend zu sein. Er ist wirklich okay.«

»Ist er nicht! Er ist ein Taucher. Er ist ein Feind der Mer.«

Conor schweigt eine Weile. Er sieht mich aufmerksam an und sagt schließlich leise:

»Aber du bist keine Mer, Sapphire. Du bist ein Mensch, so wie Mum, Roger und ich.«

»Ich bin nicht wie Roger!«, bricht es aus mir heraus.

»Aber du bist wie ich, oder?«, fährt Conor fort. Er spricht immer noch sehr leise, als wäre er sich nicht ganz sicher, wie ich reagiere. »Wir sind Bruder und Schwester und haben dieselben Gene. Menschliche Gene, Saph.«

»Ja«, sage ich unsicher. Natürlich gehöre ich zu Conor, meinem Bruder. Aber ich erinnere mich auch, was ich zu den Delfinen gesagt habe: *Ich gehöre doch auch zu Indigo*. Auch wenn Faro Recht damit hat, dass ich von Indigo nicht mehr als ein Sandkorn kenne, so fühle ich mich dort nicht fremd. In Indigo fühle ich mich anders. Lebendiger. So ... wie ich wirklich bin.

»Sag mir ganz ehrlich, Con, glaubst du wirklich, dass wir hundertprozentig an Land gehören und kein bisschen Mer in uns haben? Ich meine, du und ich.«

»Aber, Saph. Was sollen wir denn anderes sein als Menschen? Wir haben eine menschliche Mutter und einen menschlichen Vater. Das macht auch uns zu

hundertprozentigen Menschen. Warum willst du unbedingt etwas anderes glauben?«

»Ich weiß es nicht.« Plötzlich fühle ich mich sehr müde. Conor steht direkt neben mir, doch scheint er weit weg zu sein. »Ich weiß nicht, warum ich es glaube, aber es ist eben so. In Indigo fühle ich mich frei. Ich kann überall hinschwimmen ...«

»Ja, solange du an Faros Handgelenk hängst«, erwidert Conor sarkastisch. »So viel Freiheit kann ich darin nicht erkennen. «

»Aber das brauche ich gar nicht mehr.«

»Was? Das brauchst du nicht mehr?«, wiederholt Conor langsam. »Natürlich ... wenn du immer noch sein Handgelenk festhalten würdest, dann hätte Roger auch Faro gesehen. Du kannst also selbstständig atmen und dich frei bewegen, wenn du da unten bist?«

»Aber ja. Nur wenn es richtig schnell gehen soll, fasse ich um Faros Handgelenk, oder wir reiten auf Delfinen.«

»Du hättest nie dorthin zurückkehren dürfen,

Saph. Es ist gefährlich. Und es verändert dich. Es zieht dich jedes Mal tiefer hinein. Das habe ich dir schon letztes Mal zu sagen versucht. Warum hörst du mir nicht zu?«

»Warum hörst du mir nicht einmal zu, Conor? Du hättest heute mitkommen sollen. Du weißt noch gar nicht, wie das ist. Wir sind auf den Delfinen geritten und ich habe fast ihre Sprache verstanden. Es tut überhaupt nicht mehr weh, nach Indigo zu gelangen – nicht wie beim ersten Mal. Außerdem können Faro und ich ...« Fast hätte ich mich verplappert. Fast hätte ich hinausposaunt, dass Faro meine Gedanken lesen kann.

»Was könnt ihr?«

»Ach, nichts.«

»*Was könnt ihr?*«

»Es ist nichts, Conor. Jetzt schau mich nicht so an. Es ist nur, dass er... ich meine, dass *wir*... unsere Gedanken lesen können. Er sieht meine Gedanken und ich sehe seine. Das ist wie bei den Fischen, die in den Schwärmen ihre gemeinsame Erinnerung

bewahren. Hast du das gewusst?«

»Ich kann nicht glauben, was ich da höre, Sapphire. Du – bist – kein – Fisch. Du bist auch nicht teilweise ein Fisch. Begreif das endlich! Du bist meine Schwester und du lebst in Senara Churchtown, West Penwith, Cornwall, auf der Erde, im Universum. Nicht in diesem verdammten Indigo!«

»Schade, dass Mum dich nicht fluchen hört.«

»Schwimm doch gleich zu ihr und erzähl es ihr. Vorausgesetzt, du bist der menschlichen Sprache noch mächtig. Mum kann deine Gedanken nicht lesen, so wie Faro. Sie ist ein Mensch.«

»Conor, lass uns nicht ...«

»Was?«

»Lass uns nicht streiten.«

»Ich streite doch gar nicht.«

»Ich auch nicht.«

Nase an Nase, nicht Streitend, wissen wir nicht, was wir noch sagen sollen. Doch auch schweigend weiß ich, dass sich etwas verändert hat. Conor ist wieder mein Freund.

Das hört sich vielleicht merkwürdig an — warum sollte mein Bruder nicht mein Freund sein?

»Wie dem auch sei, Saph«, sagt Conor nach einer Weile, »ich werde wieder mit Roger hinausfahren. Ich will wirklich tauchen lernen. Roger will einen Kurs für mich organisieren. Er hat einen Kumpel, der das umsonst macht, weil er ihm noch einen Gefallen schuldig ist. Roger macht wirklich interessante Dinge. So was will ich später auch machen.«

»Es ist gefährlich«, sage ich, bevor mir klar wird, dass ich Conors Worte wiederhole. »Die Mer wollen das nicht. Und in ihrer eigenen Welt – in Indigo – sind sie mächtig. Wir nicht.«

»Ja, ja, ich weiß. Würdest du bitte aufhören, wie das Staatsfernsehen von Indigo zu klingen. Hör zu, Roger will doch niemandem Schaden zufügen. Er arbeitet nicht für eine Ölgesellschaft oder so etwas. Er weiß sehr viel über Meeresökologie. Das Meer liegt ihm am Herzen. Du solltest mal mit ihm darüber

reden.«

»Fahr nicht mit ihm raus, Conor.«

»Warum denn nicht? Du bist doch selbst ständig mit Dad aufs Meer rausgefahren und nie ist etwas passiert. Und mir auch nicht. Wo soll da der Unterschied liegen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe so ein Gefühl, als ob ... als ob gleich das Wetter umschlägt, obwohl die Sonne noch scheint. Der Sturm braut sich schon über dem Meer zusammen und man spürt den Druck in seinem Kopf.«

»Okay, ich verspreche dir, dass ich zu Hause bleibe, wenn auch nur das kleinste Anzeichen auf schlechtes Wetter hindeutet«, sagt Conor.

Doch ich habe nicht von schlechtem Wetter gesprochen. Ich meinte eine andere Art von Sturm. Ach, wenn ich für meine Angst doch nur die richtigen Worte fände, damit Conor mich versteht.

»Und Roger macht das genauso. Er ist sehr vorsichtig. Als Taucher muss man das sein. Komm, Saph, lass uns wieder nach unten gehen.«

Jedenfalls wird Conor in nächster Zeit nicht mit Roger hinausfahren, also bleibt mir noch etwas Zeit, ihn zu überzeugen.

»Beeil dich, Saph, Mum wartet auf uns.«

»Tut sie nicht. Sie ist glücklich, Roger für sich allein zu haben. Außerdem würde ich an deiner Stelle noch die Jeans wechseln.«

»Warum?«

»Weil du Mum gesagt hast, dass sie nass ist. Außerdem ist es von Vorteil, wenn sie weiterhin glaubt, dass zumindest einer von uns die Wahrheit sagt.«

Siebzehntes Kapitel



Ich fürchte die ganze Zeit, Roger könnte doch sagen, dass er mich unter Wasser gesehen hat. Ich kann nicht mehr als ein halbes Stück Kuchen essen, obwohl es einer von Mums besten ist und obwohl sie versucht, mich aufzupäppeln. Nachdem Roger zwei riesige Stücke verdrückt hat, fragt ihn Mum, ob er noch eine Kanne Tee möchte.

»Bleib du sitzen und ruh dich aus, Jennie. Ich mach das schon.« Dann wendet er sich Conor und mir zu. »Eure Mutter ist eine erstaunliche Frau«, erklärt er und hört sich dabei an wie der Darsteller einer Fernsehserie. »Die zuvorkommendste Kellnerin der ganzen Stadt und die

großartigste Köchin, die ich kenne – das war jedenfalls der beste Walnusskuchen, den ich je gegessen habe, Jennie.«

»Ist das alles, wofür ich gut bin? Kuchen backen und Gäste bedienen?«, fragt Mum mit glucksender Stimme.

»Ich glaube, du weißt, dass das nicht der Fall ist«, entgegnet Roger. Dann lachen alle beide.

Dieser Wortwechsel löst bei mir aus verschiedenen Gründen ein komisches Gefühl aus. Wir wissen selbst, dass Mum eine gute Köchin ist. Wir wissen selbst, wie hart sie arbeitet. Deshalb tun wir ja auch alles, um sie zu entlasten. Wir brauchen keinen Roger, der uns das sagt. Dies ist unser Leben, nicht seins, und es geht ihn auch überhaupt nichts an. Außerdem vermittelt er mir das Gefühl, nicht dazuzugehören, wenn er mit Mum so herumturtelt. Ich versuche, Blickkontakt mit Conor aufzunehmen, doch der ist bereits auf dem Weg aus dem Zimmer.

»Ich muss jetzt die Milch holen, Mum. Bis

später.«

»Und ich mache den Tee«, sagt Roger, der offenbar Mühe hat, seinen Blick von Mum abzuwenden.

»Sapphire hilft dir bestimmt, nicht wahr, Sapphy?«, sagt sie, indem sie es sich bequem macht und die Augen schließt. »Jetzt fühle ich mich wie im Paradies. Das Essen ist gekocht und für den Rest des Abends gibt es nichts mehr zu tun. Sapphy, mein Schatz, würdest du Roger helfen, damit er sich in der Küche zurechtfindet?«

Roger und ich latschen in die Küche. Sobald ich mit ihm allein bin, bemerke ich, wie groß er ist. Nicht schwergewichtig, aber kräftig gebaut und hoch aufgeschossen. Er muss den Kopf einziehen, als er die Küche betritt.

Ich bin nicht gerne allein mit ihm, weil ich Angst habe, was er mir für Fragen stellen könnte, also plappere ich einfach drauflos: »Die Teebeutel sind in der Dose da oben und der Wasserkocher ist da drüben. Er stellt sich nicht mehr von selber ab, weil er kaputt ist,

aber Mum kauft einen neuen, wenn sie ihr nächstes Gehalt bekommt. Wenn Sie ihn bis zur fünf mit Wasser füllen, reicht es für eine Kanne ...«

»Ich hab schon mal einen Wasserkocher gesehen«, entgegnet Roger leichthin. Er beobachtet mich. Er will etwas sagen ... mich etwas fragen ... ich muss weg.

Doch ich komme nur bis zum Kühlschrank, als mich seine beiläufige Frage trifft: »Wie weit kannst du schwimmen, Sapphire?«

»Äh, ich weiß nicht, ziemlich weit. Das heißt so weit auch wieder nicht. Kommt drauf an, wie ruhig das Wasser ist.«

»Deine Mutter hat mir erzählt, dass ihr nicht außerhalb der Bucht schwimmen dürft.«

»Ja, das stimmt, wegen der Strömung. Nur vom Boot aus dürfen wir auch weiter draußen schwimmen.«

»Hat dich ... in letzter Zeit mal jemand mit dem Boot mitgenommen? Ich meine, in den letzten ein oder zwei Tagen.«

»Nein«, antworte ich entschieden und blicke

Roger fest in die Augen, weil dies keine Lüge ist. »Ich bin nicht mit dem Boot gefahren, seit ... seit ...« Ich kann es nicht sagen. Nicht zu Roger.

»Seit wann?«, bohrt er nach. Zorn flammt in mir auf. Roger tut so, als wäre er mein Vater. Aber er hat kein Recht, mir solche Fragen zu stellen.

»Seit Dad mich in der *Peggy Gordon* mitgenommen hat«, antworte ich. Mein Gesicht brennt, aber ich werde nicht weinen. Ich will nicht zulassen, dass Roger mich weinen sieht.

»Ach so ...« Roger schweigt eine Weile. Dann sagt er so förmlich, als wäre ich eine Erwachsene: »Tut mir Leid, Sapphire. Ich wollte dir nicht zu nahe treten.«

Seine Miene sieht bekümmert aus. Für einen Augenblick glaube ich, dass es ihm wirklich Leid tut. Doch im Grunde will ich das nicht glauben, sonst müsste ich vielleicht anfangen ... Roger zu akzeptieren.

»Ist schon okay«, nuschelt ich.

»Nein, ist es nicht«, sagt Roger mit Nachdruck. »Gar nichts ist okay und ich weiß das. Dein Dad ist gestorben und ein Jahr später tauche ich plötzlich auf... das ist für keinen von uns eine einfache Situation. Hast du mal darüber nachgedacht, wie schwierig es für deine Mutter ist?«

»Dad ist nicht tot!«, schreie ich wütend. Roger starrt mich an. »Er ist nicht tot«, wiederhole ich leise, doch mit all der Kraft, die ich aufbringen kann. Wie viel Ärger könnte uns erspart bleiben, wenn Roger mir glauben würde.

»Du bist eine eigenwillige junge Lady«, sagt er langsam, »und ich wünschte, ich könnte in deinen Kopf hineinsehen. «

»Tja, manchmal wünschte ich auch, ich könnte Gedanken lesen. Übrigens kocht das Wasser. Gießen Sie den Tee auf, während ich die Becher abwasche?«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich so leicht davonkomme, aber ich scheine Glück zu haben. Schweigend setzen wir unsere

Tätigkeiten fort. Doch bevor wir den Tee zu Mum hineintragen wollen, sagt Roger: »Sadie, dieser Hund, mit dem du spazieren warst, der gehört den Nachbarn, oder?«

»Ja.«

»Was ist das für eine Rasse?«

»Ein Golden Labrador.«

»Sehr schöne Tiere.«

»Ja, sie ist ...« Plötzlich sehe ich Sadies Gesicht so lebendig vor mir, dass ich fast ihr warmes, goldenes Fell spüre, ihre weiche Zunge, die meine Hand abschleckt, ihre zitternde Aufregung, wenn sie merkt, dass ich mit ihr spazieren gehen will.

»Hattest du schon mal einen eigenen Hund?«

»Nein. Mum sagt, das macht zu viel Arbeit.«

»Tja, es stimmt schon, dass ein Hund einige Arbeit macht. Als Junge hatte ich einen, und erst später verstand ich, was mein Vater meinte, als er mir sagte: ›Wenn du einen Hund haben willst, dann musst du dich um ihn kümmern, solange er lebt.« Doch Rufie war

das Beste, was mir in meinem ganzen Leben passiert ist, nachdem wir aus Australien zurückkamen und es uns nach Dagenham verschlagen hat. Conor und du könntet euch doch beide um sie kümmern, oder?«

»Nicht wenn wir in der Schule sind.«

»Gibt es denn niemanden in der Nachbarschaft, der in dieser Zeit ein Auge auf sie haben könnte?«

Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Immer wieder habe ich krampfhaft versucht, Mum davon zu überzeugen, dass Conor und ich es irgendwie hinkriegen würden.

»Hm, ich weiß nicht ...«

»Denk mal drüber nach«, sagt Roger. »Dann wäre sicher auch eure Mutter aufgeschlossener.«

»Was war Rufie für ein Hund?«

»Ein Black Labrador. Eine tolle Rasse. Leider kriegen sie im Alter Probleme mit den Hüften.«

Ich nicke. Ich kenne mich aus mit Labradoren und weiß auch, dass sie nicht so alt werden

wie einige andere Hunderassen.

»Sie haben einen großartigen Charakter und sind sehr anhänglich«, fügt Roger nachdenklich hinzu, ehe er mir die Tür öffnet, damit ich den Tee hinaustragen kann.



Es ist spät geworden. Ich liege noch wach, während alle anderen schlafen. Roger ist nach St Pirans zurückgefahren, und Mum hat sich früh hingelegt, weil sie morgen die Frühschicht hat. Von Conors Dachboden dringt kein Geräusch zu mir nach unten. Ich habe schon vor langer Zeit gehört, dass er das Licht ausgeknipst hat.

Ich habe das Gefühl, der letzte Mensch auf der Welt zu sein, der noch wach ist. Hätte ich ein eigenes Haus, würde mein Hund bei mir im Zimmer schlafen. Hunde wachen sofort auf, wenn man sich bewegt. Wäre Sadie hier, würde sie merken, dass ich wach bin, und ich könnte mit ihr reden.

Über Roger will ich nicht mehr nachdenken. Stundenlang haben sich dieselben Gedanken

in meinem Kopf gedreht. Mum, Roger, Dad. Manchmal möchte ich kein Kind mehr sein. Als Erwachsene könnte ich meine eigenen Entscheidungen treffen und meine Familie müsste sich damit abfinden.

Stattdessen denke ich an Indigo. An die Sprache der Delfine und das sonnendurchflutete Wasser. An Riesenhaie und Graurobben, Seeanemonen, Garnelen und Kaurischnecken, an Quallenschwärme, Schiffswracks, Felsenriffe und die großen Strömungen, die dich um die halbe Welt tragen. Indigo. *Indigo*. Hat man die Haut erst mal durchdrungen, spürt man keinen Schmerz mehr. Unter Wasser empfängt dich eine neue Welt. Blauwale, Glattwale und Zwergwale. Herden von Tümmlern, die in einer perfekten Formation aus dem Wasser springen, als wüsste jeder genau, was die anderen gerade vorhaben. Vielleicht ist es wirklich so.

Riementang, Blasentang und Zuckertang — all die Namen, die Dad mir beigebracht hat, und all die Tiere, die wir gesehen haben:

Segelqualen, Strandkrabben,
Einsiedlerkrebse, Barsche, Lippfische,
Katzenhaie und Bärenkrebse ... Strömungen
und Gezeiten. *Ach wäre ich doch in Indigo.*
Ach wäre ich doch in Indigo ...

Während ich diese Worte wiederhole,
schlafe ich ein.



Aus tiefen Träumen schrecke ich plötzlich
hoch. Etwas hat mich geweckt. Ich schlage
die Decke beiseite und setze mich auf. Stille.
Doch ich bin sicher, etwas gehört zu haben.
Bekommen steige ich aus dem Bett, gehe
ans Fenster und ziehe den Vorhang zur Seite.
Der Mond steht voll und hoch am Himmel.

»Ssssssapphire.«

Ich öffne das Fenster, um besser hören zu
können. Die Stimme ist so sanft wie ein
Hauch, der aus weiter Entfernung an mein Ohr
dringt. Sobald ich sie wieder höre, weiß ich,
dass sie es war, die mich geweckt hat. Es ist
weder Conors noch Mums Stimme. Sie ist
unheimlich und rätselhaft. Meine Haut prickelt,

ich zittere am ganzen Körper. *Das ist keine menschliche Stimme.* So würde das Meer klingen, könnte es sprechen.

Wie sehr wünschte ich mir, fließend Mer sprechen zu können. Doch hat das Meer wirklich eine eigene Stimme? Kann es seine Geheimnisse verraten? Ich bin sicher, dass es mir etwas sagen will.

Vom Dachboden und aus Mums Schlafzimmer dringen keinerlei Geräusche. Niemand scheint aufgewacht zu sein.

»Ssssssapphire!« Die Stimme ist jetzt eindringlich. Sie möchte mir näher kommen, aber das ist unmöglich. An Land kann das Meer dich nicht erreichen. Es steigt höchstens bis zur Gezeitenlinie. Granny Carne sagt zwar, Indigo werde immer stärker, doch bin ich mir sicher, dass es dem Meer nicht möglich ist, über die Felsen zu branden, die Felder und unseren Garten zu überfluten und direkt in mein Fenster zu schwappen.

»Ssssssapphire ... Ssssssapphire ...«

Es klingt wie das Brechen der Wellen. Auf

einmal bin ich mir vollkommen sicher, dass es die Stimme des Meeres ist. Ich höre das Salz in ihr, das Schäumen der Wogen und das Rollen der Dünung. Es ist die Magie des Meeres, die zu mir spricht.

Cranny Carne hat mich von Indigo fern gehalten, aber das war tagsüber. Meermagie scheint stärker als Erdmagie zu sein, wenn die Zeit reif für sie ist. Ich bleibe stehen, spüre die Dielen unter meinen Füßen. Wie spät ist es in Indigo? Meine Armbanduhr leuchtet an meinem Handgelenk. Die Zeiger sind um fünf nach sieben stehen geblieben, zu der Zeit, als ich ins Wasser hineinging.

Auf der anderen Seite des Zimmers sehe ich meinen schimmernden Frisierspiegel. Das Mondlicht verstärkt den Eindruck, das zersprungene Glas habe die Form eines Seesterns. Obwohl es zersplittert ist, erkenne ich mein Spiegelbild. Bin das wirklich ich? Meine verfilzten Haare hängen wie Seetang an mir herab und mein Gesicht leuchtet wässrig.

»Ssssssapphire!«

Ich kann nicht schweigen. Ich muss antworten. Doch in dem Moment, als ich zum Fenster zurückgehe und meinen Mund öffnen will, geschehen zwei Dinge:

Eine Eule jagt im Sturzflug an meinem Fenster vorbei, die Flügel weit ausgebreitet. Plötzlich hält sie inne und schaut direkt in mein Zimmer hinein. Ihr durchdringender bernsteinfarbener Blick brennt mir in der Seele. Dann ist sie verschwunden. Im selben Moment schallt ein ohrenbetäubendes Bellen durch die Nacht. Es ist Sadie! Ich weiß, dass sie es ist. Ihre Stimme erkenne ich überall. Sie bellt so verzweifelt, als habe sie einen Einbrecher gehört und wolle das ganze Haus wecken. Oh, Sadie, ich wünschte, du wärst nicht so weit weg! Ich wünschte, ich wäre bei dir. Dann wüsste ich, was mit dir los ist.

Ihr Bellen verstärkt sich, als würde sie mir antworten. Ich habe das seltsame Gefühl, dass Sadie meinetwegen bellt. Ich soll sie hören. Sie will mich warnen ... mich

beschützen ...

»Ist schon gut, Sadie, braves Mädchen!«, sage ich, obwohl meine Stimme sie unmöglich erreichen kann. »Es ist alles in Ordnung, niemand tut mir weh.«

Doch Sadie kläfft immer weiter, als wolle sie die Nacht selbst auffordern, auf der Hut zu sein. Ich wette, Jacks Vater ist schon im Schlafanzug die Treppe hinuntergestapft, um nach einem Einbrecher oder dem Fuchs Ausschau zu halten, der es auf die Hühner abgesehen hat. Während Sadie nicht zu stoppen ist, muss ich lächeln. Mir ist, als wäre sie in meinem Zimmer. Sie klopft mit ihrem Schwanz auf den Boden und sagt mir, sie werde nicht zulassen, dass mir jemand wehtut.

Mit einem Mal bin ich sehr müde. Warum steht mein Fenster offen? Ich schließe es, befestige den Haken und taumele ins Bett.

»Schlaf gut, Sadie«, sage ich. »Es ist alles in Ordnung. Ich liege sicher in meinem Bett. Du kannst jetzt aufhören zu bellen. Ich danke dir

...« In diesem Moment verstummt das Hundegebell, als hätte sie mich gehört. Ich kuschele mich in meine Decke und falle in einen traumlosen Schlaf.

Achtzehntes Kapitel



Wach auf, Sapphire. Wach auf. Es ist wichtig. Du musst dich erinnern.

Wer hat das gesagt?

Eine weiße Wand. Die Wand meines Schlafzimmers. Ich bin wach. Zumindest glaube ich, dass ich wach bin. Es ist früh am Morgen. Mum ist noch nicht zur Arbeit gefahren. Ich höre sie unten.

In meinem Kopf fällt alles an seinen Platz. Irgendwas war geschehen in der Nacht. Das Meer hat zu mir gesprochen, doch dann hat Sadie angefangen zu bellen und die Stimme des Meeres verstummte. Eine Eule erschien direkt vor meinem Fenster. Fast hätte ich ihre Federn berühren können. Sie starrte mich an.

Ihre Augen erinnerten mich an etwas, doch ich weiß nicht, woran.

Ich sitze kerzengerade in meinem Bett. Das war kein Traum. Das war Realität, und sie war von größter Bedeutung, auch wenn mir ihr Sinn nicht klar ist. Ich muss Conor davon erzählen.

Conor zu wecken, ist ein hartes Stück Arbeit. Er versucht, tiefer unter seine Decke zu kriechen.

»Mmmhh!«

Aber ich kenne kein Erbarmen. Ich ziehe ihm die Decke weg und drehe ihn zurück, sobald er sich zur Wand rollt.

»Wassollndas?«

»Conor, wach auf. Etwas ganz Wichtiges ist passiert.«

Endlich dringen die Worte durch den Nebel seines Bewusstseins. Klar und deutlich sagt er: »Geh weg, ich schlafe noch.«

»Wie kannst du schlafen, während du mit mir sprichst?«

Conor stöhnt. »Verschwinde, Saph. Nur weil

du in aller Herrgottsfrühe aufstehen musst ...«

»Das Meer hat mich letzte Nacht gerufen. Es hat mich beim Namen genannt. Das Meer hat eine Stimme, Conor! Ich glaube, es hat meinen Namen in Mer gesagt, und stell dir vor, ich habe ihn verstanden!«

Conor reißt die Augen auf. »Was sagst du da?«

»Moryow hat mich gerufen.«

»Wer zum Teufel ist Moryow?«

»Habe ich das gesagt?«

»Weißt du nicht mal mehr, was du gesagt hast?«

Plötzlich öffnet sich mein Bewusstsein für die Bedeutung des Wortes.

»Moryow sind die Meere dieser Erde«, erkläre ich.

»Das hast du dir gerade ausgedacht.«

»Habe ich nicht, ich schwöre! Moryow kam mir letzte Nacht sehr nah. So nah, wie sie nur konnte. Doch Sadie wollte mich die Stimme nicht hören lassen ... und ich glaube, auch die Eule hat es verhindert.«

Conor stützt sich auf seine Ellbogen. Er sieht zerzaust und besorgt aus.

»Das muss ein Traum gewesen sein, Saph. Eine andere Erklärung gibt es nicht.«

»Es war aber kein Traum. Ich habe wirklich eine Stimme gehört. Sie war so klar wie deine und sie hat mich gerufen.«

»Vielleicht ein Verrückter, der draußen herumgelaufen ist.« Er schaudert. »Gott sei Dank bist du ihr nicht gefolgt.«

»Aber ich hätte es fast getan. Nur das Bellen von Sadie hat mich davon abgehalten.«

»Jack wohnt doch über zwei Meilen entfernt. Wie solltest du da ihr Bellen hören?«

»Ich weiß, aber das Bellen war so laut, als wäre sie in meinem Zimmer gewesen. Zuerst hörte ich die Lev von Moryow, dann wurde sie von Sadies Lev übertönt.«

Conor lässt sich ins Bett zurücksinken. »Das ist doch alles totaler Unsinn. *Moryow ... Lev ...* ich habe keine Ahnung, wovon du da redest.«

»Das ist kein Unsinn. Hör zu, Con! Ich

glaube, es klingt nur verrückt, wenn man versucht, es ... es auf eine menschliche Art zu verstehen.«

»Wie soll ich es sonst verstehen? Ich bin ein Mensch und du bist es auch.«

»Aber stell dir vor, ich könnte fließend Mer sprechen und mit allen Lebewesen in Indigo reden ... vielleicht habe ich schon begonnen, ihre Sprache zu lernen.«

Mit einem Mal wirkt Conor nicht mehr böse.

»Ich sage ja nicht, dass ich dir nicht glaube, Saph. Es ist nur ziemlich erschreckend, wenn man eine Schwester hat, die plötzlich anfängt, eine andere Sprache zu sprechen. Da kommt man sich wie ein Fremder vor.«

»Wie könntest du denn ein Fremder für mich sein? Wir sind doch Bruder und Hwoer.«

Conor presste seine Hände gegen den Kopf.
»Hör auf, Saph! Und was immer auch passieren mag – wenn du wieder mitten in der Nacht eine Stimme hörst, dann folge ihr nicht. Du darfst auf keinen Fall tun, was sie sagt. Versprich mir das!«

»Ich kann nicht.«

»Du musst.«

»Aber versteh doch. Versprechen, die ich an Land abgebe, gelten auch nur an Land. Ich kann hier nicht sagen, was ich in Indigo tun werde.«

Conor nickt widerwillig. »Okay, aber schwör es trotzdem. «

»Ich schwöre!« Wir spucken in unsere rechten Hände und schlagen sie zusammen.

Conor glaubt mir, dass mich die Meere der Erde gerufen haben. Noch gestern Nachmittag hatte ich das Gefühl, nicht mehr richtig zu unserer Familie zu gehören, während er sich offenbar immer enger mit Mum und Roger zusammenschloss. Doch jetzt bilden wir wieder eine Einheit.

»Hey, Saph, was ist los? Du weinst doch nicht, oder?«

»Nein, ich bin nur so froh, dass ...«

»Dass was?«, fragt Conor, während er mir mit der Ecke seiner Bettdecke die Tränen

abwischt. »Du weinst wirklich die dicksten Tränen von ganz Cornwall. Wir sollten sie in Flaschen füllen und an die Touristen verkaufen.«

»... dass du es nicht für einen Traum hältst.«

»Ich weiß doch, wann du mir einen Bären aufbindest. Deine Worte klangen ganz echt. Ich weiß nur leider nicht, was ich mit ihnen anfangen soll.«

»Lass uns mit Granny Carne reden«, schlage ich vor. Nicht weil ich gründlich darüber nachgedacht hätte, sondern weil es das ist, was die Leute in dieser Gegend tun, wenn sie schwer wiegende Probleme haben.

Zu meinem Erstaunen ist Conor sofort einverstanden. »Gute Idee, Saph. Das machen wir. Dass ich nicht selbst darauf gekommen bin.«

»Du meinst, wir sollten gleich zu ihr gehen?«

»Ja, warum nicht? Lass uns aufbrechen, sobald Mum zur Arbeit gefahren ist.«



Mum ist in ihrem Schlafzimmer, bürstet sich

die Haare und bindet sie für die Arbeit zu einem glatten Knoten zusammen. Sie lächelt mein Spiegelbild an.

»Da bist du ja. Als ich vorhin nach dir geschaut habe, hast du noch tief und fest geschlafen. Du siehst übrigens schon viel besser aus. Roger hat mir erzählt, dass ihr euch gestern in der Küche gut unterhalten habt.«

»Ja.«

»Das ist schön. Er hält dich für ein sehr aufgewecktes Mädchen. Da sollte er mal deine Schulzeugnisse sehen! Jedes Mal derselbe Satz: ›Sapphire ist intelligent, aber sie könnte sich mehr Mühe geben.««

»Du hast ihm doch wohl nicht von meinen Zeugnissen erzählt? «

»Natürlich nicht. Ich bin zu nett, das ist mein Fehler. Aber Mr Carthew sagt immer, dass du viel mehr aus deinen Begabungen machen müsstest. Du könntest so gut sein, Sapphy, wenn du dir mehr Mühe geben würdest. Du könntest studieren, einen spannenden Beruf

ergreifen, von hier fortgehen ...«

»Ich will aber nicht von hier fortgehen.«

Mum legt seufzend die Bürste hin. »Ich weiß, dass du am liebsten für den Rest deines Lebens in der Bucht schwimmen und mit Conor durch die Gegend streifen würdest. Ich werfe dir das nicht vor, ich war früher genauso. Deswegen bin ich auch durch alle Prüfungen gerasselt, ohne dass es mir etwas ausgemacht hätte. Aber ich will nicht, dass du später mal genauso endest wie ich, Sapphy, am Ende des Abends die Trinkgelder zusammenzählst und hoffst, dass du auch die nächste Stromrechnung bezahlen kannst.«

»Ich dachte, du arbeitest gern im Restaurant?«

»Es ist schon in Ordnung. Aber du sollst mehr erreichen als ich, ein anderes Leben führen. Alle wollen, dass es ihre Kinder mal besser haben als sie selbst, das ist doch selbstverständlich. «

Ob das bei den Mer auch so ist?, frage ich mich und hoffe, dass mir dieser Gedanke

nicht ins Gesicht geschrieben steht.

»Um Conor mache ich mir keine Sorgen«, fährt sie fort. »Der arbeitet hart und weiß, was er will. Aber du bist so verträumt, Sapphy. Manchmal... manchmal möchte ich dich durchschütteln, um dich zur Vernunft zu bringen.«

Mum lacht und ich lache auch.

»Roger ist ein guter Kerl«, sagt sie plötzlich. »Und ich will doch nur das Beste für dich und Con.«

»Das hört sich ja so an, als wolltest du ihn heiraten.«

Mum steigt die Röte ins Gesicht.

»Wer hat denn was von Heiraten gesagt?«, fragt sie. »Wir haben uns doch gerade erst kennen gelernt. Ich möchte nur, dass du Roger eine faire Chance gibst. Er hätte gern ein gutes Verhältnis zu dir, wenn du es zulässt.«

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, und ich habe auch keine Lust, über Roger zu reden. »Warum glänzen deine Haare viel

mehr als meine, Mum?»

»Weil ich sie regelmäßig durchbürste«, antwortet sie.

»Ich hab dich so oft gefragt, ob wir mal wieder eine Hennakur machen können, aber du hast ja nie Zeit.«

»Das werden wir bald, ich verspreche es dir. Aber jetzt hör auf, an meinen Haaren rumzufummeln, und lass mich weitermachen. Ich muss gleich los. Herrgott, diese Ferien nehmen einfach kein Ende. Was werde ich froh sein, wenn ihr wieder in der Schule seid und ich mir nicht mehr den ganzen Tag Sorgen um euch zu machen brauche. Tu mir den Gefallen, Sapphy, und geh nicht alleine weg. Unternimm etwas mit Conor.«

»Ist gut, Mum. Aber... glaubst du eigentlich ...«

»Ja?«

»Glaubst du, dass man Stimmen hören kann ... die es gar nicht gibt?«

»Was für Stimmen?«

»Nun, zum Beispiel eine unbekannte

Stimme, die deinen Namen ruft.«

Sie nimmt meinen Kopf in beide Hände. Ihre Finger sind sanft und kühl. »Ich glaube, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als wir uns vorstellen können. Ich hab dir doch mal erzählt, dass ich im Landesinneren in Plymouth gearbeitet habe, als meine Mutter starb.«

»Ja.«

»Niemand hatte mit ihrem Tod gerechnet. Sie hatte eine Infektion und nahm Antibiotika. Eigentlich war sie schon über den Berg, aber dann hat sie eine Lungenembolie bekommen und ist um drei Uhr morgens gestorben. Um vier hat Dad mich angerufen.«

Ich weiß nicht, was eine Lungenembolie ist, aber ich will jetzt lieber nicht fragen.

»Ich habe sie vor ihrem Tod also gar nicht mehr gesehen«, fährt Mum fort. »Doch ungefähr zwei Wochen später, nach der Beerdigung, als ich bei uns zu Hause im Garten war – ich hatte noch nicht wieder begonnen zu arbeiten und half solange Dad –,

da habe ich auf einmal ihre Stimme gehört.
»Jennie?«, sagte sie, und ich fragte: »Ja?«
Dann sagte sie: »Mach dir keine Sorgen um mich, Jennie. Mir geht es gut.«

Ich starre Mum an. Davon hat sie mir noch nie erzählt.

»Hat sie noch mehr gesagt?«

»Nein, aber ich hatte das Gefühl, dass sie bei mir ist. Sie streichelte meine Wange, wie sie es getan hat, als ich ein Kind war. Und ich habe es genauso deutlich gespürt.«

»War sie ein Geist?«

»Nein, sie war ganz sie selbst. Doch dann war sie plötzlich verschwunden. Weißt du, Sapphy, du bist die Allererste, der ich davon erzähle.«

Mum lächelt, aber ihre Augen sind feucht.

»Macht es dich traurig, wenn du an deine Mutter denkst?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, ich rede gern von ihr. Komm her, Sapph. Lass dich umarmen.«

Ich nehme sie so fest in den Arm, dass sie

fast keine Luft mehr bekommt. Ich stelle mir vor, Mum würde plötzlich sterben und nur noch als Geist wiederkehren, der sich auf dem Pfad vor dem Haus zeigt, bevor er verschwindet. Sie scheint ja glücklich darüber zu sein, dass ihre Mum das getan hat, aber ich lege bestimmt keinen Wert darauf.

»Versprich mir, dass du das nie tun wirst«, flüstere ich.

»Was?«

»Du weißt schon. Versprich es! Du wirst niemals ...«

»Niemals?«

»Verschwinden.«

Mum atmet tief durch. Ich spüre, wie sich ihre Rippen nach oben bewegen, als sich ihre Lungen mit Luft füllen.

»Ich verspreche es, Sapphy.«

Neunzehntes Kapitel



Sobald Mum aus dem Haus ist, machen wir uns auf den Weg zu Granny Carne. Ihr Haus liegt im Hinterland und scheint aus den Hügeln förmlich herauszuwachsen. Die grauen Steinwände wirken aus der Ferne wie ein Bestandteil der Felsen. Der Pfad, der zu ihrem Haus führt, ist so eng und steil, dass nicht einmal ein Jeep ihn bewältigen würde. Die Sonne knallt uns die ganze Zeit auf den Rücken, sodass wir völligerschwitz und erschöpft sind, als wir ans Ziel gelangen.

Seite an Seite stehen wir schließlich vor Granny Carnes Haustür.

»Komm schon, klopfe an!«

Conors Klopfen hallt durch die Stille. Ein paar

Bienen summen, der Wind rauscht, doch niemand öffnet. Er klopft lauter.

»Sie ist nicht da.«

Enttäuscht blicken wir uns an. Die ganze Kletterei war umsonst.

»Was machen wir jetzt?«

»Keine Ahnung.«

»Sollen wir zurückgehen?«

»Nein, lass uns warten. Vielleicht kommt sie bald wieder.«

Wir sitzen auf dem rauen Gras. Hierher kommen die Leute also, wenn sie Probleme haben. Sie sprechen mit Granny Carne, die ihnen Dinge sagt, die sonst niemand weiß. Über die Vergangenheit und die Zukunft. Die Leute sagen, sie könne in die Zukunft blicken wie eine Wahrsagerin. Dad sagte immer, wo andere vor verschlossenen Türen stehen, blickt sie durch ein Fenster. Sie sieht ohne weiteres hindurch. Ich dachte immer an reale Türen und habe mir vorgestellt, wie Granny Carne sie mit einer Geste in Glas verwandelt, wie in einem Märchenbuch.

Conor will einen Käfer verleiten, einen Grashalm hinaufzukrabbeln. Wir hocken uns nebeneinander, um ihn zu beobachten. Ich kneife die Augen zusammen, worauf sich der Grashalm in einen dicken Baumstamm verwandelt. So muss er auch für den Käfer aussehen, wie ein großer, rauer Baumstamm, den es zu erklimmen gilt. Vielleicht gibt es eine Käferwelt, so wie es die Welt der Menschen gibt. In der Käferwelt wirken Schuhe wie Felsblöcke und Blumen sind so groß wie Wagenräder. Ich bin ein Riese und jede Pfütze so tief wie der Ozean.

»Blöd, dass wir kein Wasser mitgenommen haben«, sage ich, »ich bin am Verdursten.«

»Hinter dem Haus ist ein Trog mit frischem Wasser.«

»Woher weißt du das?«

Conor zögert. »Ich war mit Dad schon mal hier.«

»Das hast du mir nie erzählt. Wann war das?«

»Letztes Jahr, im Frühsommer.«

»Bevor er... verschwunden ist?«

»Ja, Saph, bevor er verschwunden ist.«

»Was habt ihr getan?«

»Wir sind spazieren gegangen. Er hat oben auf den Hügeln fotografiert und auf dem Rückweg sind wir an Granny Carnes Haus vorbeigekommen. Er sagte, er wolle nur mal kurz Hallo sagen.«

Conor hält inne. Vermutlich hört auch er gerade Dads Stimme, wie sie genau diese Worte aussprechen. Dads Stimme brachte einen immer dazu, ihm zu folgen.

»Dad ist zu ihr ins Haus gegangen, während ich draußen blieb«, fährt Conor fort. »Ich war durstig, und als ich ein Tröpfeln hörte, bin ich hinter das Haus gegangen, wo ich den Trog entdeckte. Das Wasser einer Quelle läuft direkt in ihn hinein. Ein paar kleine Fösche habe ich auch gesehen.«

»Worüber, glaubst du, hat Dad mit ihr geredet?«

»Ich weiß es nicht. Er war eine ganze Weile bei ihr im Haus, aber das hat mir nichts

ausgemacht, weil ich die Frösche beobachtet habe.«

Conor ist ein hingebungsvoller Beobachter. Er schaut stundenlang den Robben zu, bis sie ihre Scheu verlieren und ganz nah an ihn herankommen.

»Dann hat er mich gerufen, weil ihr Gespräch beendet war. Granny Carne stand mit verschränkten Armen in der Türöffnung und hat uns hinterhergesehen. Ich glaube, sie haben sich nicht mal voneinander verabschiedet. Vielleicht sind sie in Streit geraten.«

»Wirkte sie denn zornig?«

»Hm, zornig ist wohl nicht das richtige Wort. Doch beide waren sehr ernst.«

»Hat Dad dir irgendwas erzählt?«

»Nein, er ist so schnell gegangen, dass ich kaum mit ihm Schritt halten konnte. Doch ... eines hat er gesagt.«

»Was?«

»Er sagte: ›Das war das letzte Mal, dass ich hier war.««

»Dann müssen sie sich gestritten haben.«

»Vielleicht hat sie ihm etwas erzählt, was er nicht hören wollte.«

Ich versuche, darüber nachzudenken, was das hätte sein können. Es muss furchtbar sein, in die Zukunft blicken zu können. Zu wissen, was kommt, ohne es ändern zu können. Das ist wie ein Fluch.

Doch falls Granny Carne wirklich Erdmagie besitzt, ist sie vielleicht auch in der Lage, die Zukunft zu beeinflussen. Dann gäbe es kein unabänderliches Schicksal, dem man entgegenrast, sondern tausend verschiedene Möglichkeiten. Nicht alle von ihnen müssen eintreten.

Der Käfer hat sich entschieden, den Grashalm links liegen zu lassen, wie sehr ihn Conor auch vor ihm hin und her bewegen mag. Er trippelt zurück in seine Käferwelt, fort von den beiden rätselhaften Riesen, die Dinge tun, die er nicht versteht.

Plötzlich wird die helle Sonne auf Conors Hand von einem Schatten verdunkelt. Wir

heben die Köpfe und erblicken eine hohe Gestalt, die einen weißen Schleier vor dem Gesicht und weiße Handschuhe trägt. Ich brauche einen Moment, um zu erkennen, dass es sich um Granny Carne handelt.

»Ich war bei den Bienen«, sagt sie, indem sie sich den schützenden Hut mit dem Schleier vom Kopf zieht und vorsichtig die Handschuhe abstreift. Sie trägt einen weißen Overall, die Hosenbeine stecken in ihren Stiefeln.

»Wo sind die Bienen?«, frage ich.

»Im Moor«, antwortet sie. »Ich ziehe nur eben meine Kleider im Schuppen aus, dann können wir hineingehen.«

Die Leute erzählen sich merkwürdige Dinge über Granny Carnes Haus, doch sie sagen es nicht laut und niemals im Beisein von Kindern. Trotzdem kennen wir das Gerede natürlich. Niemand glaubt heutzutage noch an Hexen, aber was ändert das schon? Sicher ist es bei ihr dunkel und unheimlich. Ich bin froh, dass Conor dabei ist.

Granny Carne tritt mit ihren üblichen schäbigen Kleidern aus dem Schuppen, die sie wie ein Teil des Moores aussehen lassen.

»Ich habe einen Honigkuchen gemacht, als ich euch kommen gesehen habe«, fährt sie fort, während sie uns die Tür öffnet. Drinnen sieht es ganz anders aus, als ich es mir vorgestellt habe. Das Erdgeschoss besteht aus einem einzigen großen Raum, der so kühl, nackt und leer ist wie eine Höhle. Er enthält nur die nötigsten Einrichtungsgegenstände: einen massiven Holztisch, auf dem man vermutlich tanzen könnte, ohne dass er zusammenbräche, hölzerne Stühle mit roten Polstern sowie einen glatten, dunklen Boden.

»Setzt euch.«

Auf einem blauen Teller befindet sich ein glitschiger Honigkuchen. Daneben stehen drei Teebecher, ein Krug mit Wasser und drei Gläser. Eins für sie, eins für Conor und eins für mich. Hat sie den Honigkuchen wirklich für uns gemacht? Hatte sie die drei Gläser schon

auf den Tisch gestellt, bevor wir gekommen sind? Sie kann von unserem Besuch nichts gewusst haben. Wir haben uns doch heute Morgen erst dazu entschlossen. Vielleicht hat sie uns schon von weitem den Pfad hinaufgehen sehen. Doch wie soll das möglich sein, wenn sie gleichzeitig bei den Bienen im Moor war?

»Mein Wasserkessel braucht immer ein bisschen Zeit«, sagt Granny Carne. »Aber heute ist ein heißer Tag. Ihr müsst sehr durstig sein von eurer Wanderung. Hier, trinkt ein bisschen Wasser.«

Conor schenkt ein und ich hebe mein Glas. Das Wasser riecht frisch. Doch es kommt aus der Erde und ist süß, nicht salzig. Es gehört zur Erde. Ich führe das Glas an die Lippen und setze es wieder ab. Ich will Salz. Ich will den Geschmack des Meeres. Des grünen, türkisfarbenen Meeres mit seinen tiefen, unterirdischen Höhlen, in denen man tauchen und spielen kann. Ich will mich in den Wellen tummeln und in die brausende Tiefe stürzen,

die voller Blasen, Wirbel und Strömungen ist. Doch Granny Carnes Haus ist über zwei Meilen vom Meer entfernt. Es schmiegt sich an die Hügel und ist mit ihnen verbunden.

Ich fühle mich gefangen. Ich will hinaus. Als wir einmal mit Dad und Mum in London waren, haben wir den Lift einer U-Bahn-Station benutzt. Ich dachte, es würden keine Menschen mehr hineinpassen, aber die Leute drängten immer weiter hinein, bis mein Gesicht so hart gegen einen fetten Mann im Anzug gedrückt wurde, dass ich fast keine Luft mehr bekam. Ich konnte den Schweiß des Mannes riechen. Alle schoben und quetschten in einer Tour, sodass ich Mum, Dad und Conor nicht mehr sehen konnte. Der Lift bedrängte mich und genauso empfinde ich es jetzt auch. Die Wände des Hauses engen mich ein. Meine Brust schmerzt. Ich kann kaum noch atmen.

Ich brauche den weiten Raum des Meeres. Ich will das Salzwasser schmecken, meinen Mund öffnen und wissen, dass ich atmen

kann, ohne zu atmen. Immer tiefer und tiefer, in Indigo ...

Ich schiebe quietschend meinen Stuhl auf den Steinfliesen zurück. Granny Carne ist sofort bei mir, groß und mächtig wie eine Eiche.

»Trink, Sapphire! Trink das!«

Sie hält mir das Glas Wasser an die Lippen. Ich versuche, meinen Kopf wegzudrehen, doch sie besteht darauf. »Ich weiß, dass du durstig bist, Sapphire. Trink dein Wasser.«

Sie presst das Glas gegen meine Lippen. Süßwasser — nicht das, was ich will. Ich will Salz. Doch ich bin durstig, so schrecklich durstig. Ich muss etwas trinken. Ich öffne meine Lippen, nur ein wenig. Spüre das Wasser an ihnen, ehe es in meinen Mund schießt. Es bedeckt meine Zunge und es schmeckt gut. Ich nehme einen tiefen Schluck, trinke mehr und mehr, kann nicht genug bekommen. Je mehr ich trinke, desto durstiger werde ich. Ich fühle mich wie eine Pflanze, die beinahe vertrocknet wäre. Granny

Carne füllt mein Glas auf. Ich trinke weiter.

Die Wände bedrängen mich nicht mehr. Es sind nur noch ganz gewöhnliche weiße Zimmerwände. Ich frage mich, wie sie mir solche Angst einjagen konnten.

»Gut«, sagt Granny Carne. »Denk dran, Sapphire, du darfst niemals Salzwasser trinken, auch wenn du dich noch so sehr danach sehnst. Es erzeugt einen Durst, der niemals gestillt werden kann. Doch Salzwasser ist Gift für Menschen. «

»Sapphire ist krank gewesen«, sagt Conor.

»Kein Wunder, wenn sie Salzwasser trinkt«, entgegnet Granny Carne. »Jetzt sagt mir, was euch hierher geführt hat.«

»Sie hat angefangen, eine andere Sprache zu sprechen«, sagt Conor.

»Eine andere Sprache? Vielleicht Deutsch oder Französisch? «

»Nein, nein, sie hat damit angefangen, ohne diese Sprache jemals gelernt zu haben. Sag ihr die Wörter, Saph, die du heute Morgen benutzt hast.«

»Ich kann sie in ihrer Gegenwart nicht aussprechen. Sie gehört zu N...« Ich breche abrupt ab, doch Granny Carne fragt nach.

»Wozu gehöre ich?«

»Zur Erde.«

»Ja, aber du wolltest etwas anderes sagen. Du wolltest sagen, dass ich zu Norvys gehöre, nicht wahr?«

Ich schaue sie erstaunt an. »Sie kennen das Wort auch ... obwohl Sie nicht zu Indigo gehören.«

»Die Erde und Indigo teilen einige Wörter. Aber darum geht es nicht. Die Frage ist, woher *du* das Wort Norvys kennst.«

Ich schweige, während Granny Carnes Frage auf mir lastet. Ihr bernsteinfarbener Blick durchdringt mich ...

»Das sind Sie gewesen, nicht wahr?«, sage ich schließlich.

Langsam breitet sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus. »Du warst mitten in der Nacht hellwach, nicht wahr? Und warum, glaubst du, sollte sich Norvys nicht in die Luft erheben

können, wenn du doch nach Indigo gelangen kannst?«

Conor blickt verwirrt zwischen uns her.

»Granny Carne war die Eule, die letzte Nacht zu mir kam«, erkläre ich.

»Nein«, widerspricht sie. »So einfach ist das nicht. Ich bin nicht die Eule, aber die Eule ist vielleicht eine meiner ... Schattengestalten.«

»Aber Ihre Augen sehen genauso aus.«

»Ja.«

»Wir sind wegen der Ereignisse der letzten Nacht gekommen«, sagt Conor. »Erzähl ihr von der Stimme, Saph.«

»Die Stimme hat mich gerufen. Sie wollte, dass ich zu ihr komme. *Ssssssapphire ... Ssssssapphire ...*«

»Das hört sich doch überhaupt nicht nach deinem Namen an!«, unterbricht mich Conor.

»Sie muss jemand anderen gemeint haben.«

»Es sei denn, sie spricht eine andere Sprache, Conor«, bemerkt Granny Carne.

»Und weißt du, wer dich gerufen hat?«

»Ich denke, es waren die Meere dieser

Erde«, flüstere ich, als würde uns jemand belauschen.

»Moryow«, sagt Granny Carne.

»Ja.«

»Aber sie ist der Stimme nicht gefolgt«, sagt Conor, als wäre dies der entscheidende Punkt.

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich, weil Sadie gebellt hat. Und wegen ... wegen der Eule.«

»Sadie ...«, murmelt Granny Carne nachdenklich. »Ist Sadie nicht der Hund, der zu euch gelaufen kam, als wir uns neulich am Weg trafen?«

»Doch, das stimmt.«

»Mein Dad hat Sie doch besucht«, sagt Conor eindringlich, »kurz bevor er verschwunden ist. Ich war auch dabei. Hat er irgendwas ... hat er Ihnen irgendwas erzählt? Etwas, das wir nicht wissen? Wusste er bereits, dass er uns verlassen würde?«

»Was die Leute mir hier erzählen, bleibt

innerhalb dieser Mauern«, entgegnet Granny Carne.

»Aber er ist verschwunden. Vielleicht ist er in Gefahr.«

»Vielleicht ... «, stimmt Granny Carne zu.

»Wenn er in Gefahr ist, dann müssen wir ihm helfen!«

»So einfach ist das nicht. Wir müssen behutsam vorgehen. Doch eines kann ich euch sagen: Als euer Vater zu mir kam, stand ihm etwas ins Gesicht geschrieben, das ich jetzt auch in euren Gesichtern sehe. Es ist ein Zeichen, das man an Land nur sehr selten sieht«, fügt sie hinzu und mustert uns eingehend, als wolle sie prüfen, ob wir sie richtig verstanden haben. Wir starren sie an. Meine Hand bewegt sich nach oben, als wolle sie mein Gesicht verbergen. Granny Carne lächelt verhalten.

»So kannst du es nicht verbergen«, sagt sie.
»Nicht vor mir. Wir haben schon das letzte Mal darüber gesprochen. Indigo hat seine Spuren in deinem Gesicht zurückgelassen

und du weißt es, Sapphire. Du bist dort gewesen, in Indigo. Du spürst, wie es dich zieht, manchmal mehr, manchmal weniger.«

Ich entgegne nichts. Ich habe Angst. Woher weiß Granny Carne das alles?

»Conor hat dieselbe Veranlagung«, fährt sie fort, »doch bei ihm ist sie nicht so stark ausgeprägt. Auf solche Weise kommt es ans Tageslicht. Auch Bruder und Schwester erhalten das Erbe nicht unbedingt zu gleichen Teilen.«

Conor nickt, als verstehe er. Doch ich weiß, dass er genauso irritiert sein muss wie ich.

»Aber, Conor ...«, fügt Granny Carne hinzu, indem sie sich vorbeugt und ihn ernst ansieht. »Auch du verfügst über besondere Kräfte, zweifle nicht daran. Es wird die Zeit kommen, um sie zu gebrauchen. Sapphire hat mehr von Indigo, du hast mehr von der Erde. Beide besitzen Macht. Nur wenn die Macht aus dem Gleichgewicht gerät, wird es gefährlich.«

Granny Carne und Conor tauschen Blicke. Wie ähnlich sie sich doch sind. Sie könnte

sein Vorfahre sein. Dieselbe dunkle Haut, dieselben Augen, dieselbe Form der Lippen beim Lächeln.

»In der Trewhellafamilie hat das Merblut schon immer einen starken Einfluss gehabt«, spricht sie weiter. »Es geht bis auf den ersten Mathew Trewhella zurück.«

»Aber es kann sich doch gar nicht weitervererbt haben«, sagt Conor. »Dieser Mathew ist doch gemeinsam mit der Meerfrau verschwunden und hatte keine Kinder. Er war damals ein junger, unverheirateter Mann. So heißt es in der Geschichte.«

»Er war nicht verheiratet, aber er hatte eine Freundin«, sagt Granny Carne. »Er liebte Annie, bevor die Meerfrau ihn rief. Sie war von ihm schwanger, als er verschwand. Annie gab dem Kind seinen Namen, obwohl er sie verlassen und betrogen hatte, wie die Leute sagten. Dieses Baby namens Mathew hatte Merblut in sich und gab dieses Erbe später an euch weiter.

Arme Annie, sie hat Mathew so geliebt«,

fährt sie fort, als sähe sie alles so klar vor sich wie den Honigkuchen, der vor uns auf dem Tisch steht. »Sie hätte die Meerfrau von Zennor mit Zähnen und Klauen bekämpft und Mathew zurückgewonnen, wenn es ein fairer Kampf gewesen wäre. Doch sie kämpfte nicht allein gegen die Meerfrau, sondern auch gegen das Merblut in Mathew, das sich nach Indigo sehnte.«

Ich starre sie an. Die Art, wie sie über diese uralte Geschichte spricht, lässt mich schauern.

»Sie meinen also, dass diese Geschichte wirklich wahr ist?«, fragt Conor. »Dass wir die Nachfahren von Annies Baby sind?«

»Aber natürlich. Das ist doch die einzige Erklärung!«, erwidert Granny Carne schroff. »Doch jetzt genug davon! Ich bin müde.«

Sie sieht wirklich müde aus. Nicht mehr groß und stark, sondern leer und grau, als hätten die Farben des Lebens sie verlassen. Sie kauert sich auf ihren Stuhl, schließt die Augen und atmet tief durch. Die Augen sind immer

noch geschlossen, doch ihre Stimme gleicht einem monotonen Singsang, als sie sagt: »Die Wahl liegt bei euch. Denn kein Erbe der Welt zwingt euch, es zu akzeptieren. Ihr entscheidet selbst: Salzwasser oder Süßwasser.«

»Aber wir müssen es wissen«, platze ich vor Ungeduld heraus. »Sie *müssen* uns mehr erzählen!«

»*Muss* ich das? *Muss* ich das wirklich, Sapphire?« Granny Carnes bernsteinfarbene Augen blitzen mich so streng an, dass ich erröte und zu Boden blicke. Ihr Blick glüht wie der einer Eule, die ihre Beute erblickt. »Geschenke darf man nicht zurückgeben, weißt du das nicht? Schneide jetzt den Kuchen auf, Conor, und öffne die Lüftungsklappe des Ofens. Dieser Kessel ist wirklich zu langsam.«

Wir wissen, dass sie kein Wort mehr über Mathew Trewhella, die Meerfrau oder Indigo verlieren wird. Ich nehme das Messer und schneide den Kuchen an. Der Duft von Honig

und Ingwer lässt mir das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Granny Carne spricht nicht mehr, aber sie kann mich nicht vom Nachdenken abhalten. Der Mathew Trehwella in der Geschichte ist nie nach Hause zurückgekehrt. Ist es das, was er wirklich gewollt hat? Oder war es ein spontaner Entschluss, der Meerfrau zu folgen, und er hat nicht erkannt, dass es ihm unmöglich sein würde, jemals alleine zurückzuschwimmen? Was hat er empfunden, als er begriff, dass es kein Zurück mehr gab?

Es muss furchtbar sein, vor solch einer Wahl zu stehen. Von beiden Seiten wird an dir gezogen, bis es dich förmlich zerreißt. Annie oder die Meerfrau. Er musste sich zwischen seiner Familie und seiner neuen Liebe entscheiden. Vielleicht war es Annie, die den Bauch der geschnitzten Jungfrau aufgeschlitzt hat. Vielleicht war ihr Hass so groß.

Muss ich mich auch entscheiden? Die Frage rauscht in meinem Kopf wie das Geräusch der Wellen, die an den Strand schlagen und

sich wieder zurückziehen.

Dad hat einmal gesagt: *»Ist es nicht ein wunderbarer Gedanke, Saph, dass die Wellen unser ganzes Leben lang an den Strand schlagen, genau wie die Herzen in unseren Körpern? Es hört nie auf. Und wenn unsere Herzen aufhören zu schlagen, dann werden die Wellen weiter kommen und gehen, wie sie es immer getan haben, bis zum Ende der Welt.«*

»Ich glaube, du kannst jetzt aufhören«, sagt Granny Carne. Ich schaue überrascht auf den blauen Teller und bemerke erst jetzt, dass ich schon viel zu viele Stücke geschnitten habe. Der feuchte goldgelbe Honigkuchen ist mit kandierten Ingwerstückchen übersät. Wir erzählen Granny Carne, dass Jacks Mutter uns schon vor einem Jahr gesagt hat, wir könnten Sadie haben, Mum jedoch dagegen sei, weil ein Hund zu viel Arbeit mache.

»Du bist es vor allem, die Sadie haben will«, sagt Conor zu meiner Überraschung.

»Du doch auch.«

»Aber nicht so sehr wie du. Ich mag sie, aber wenn sie zu uns ins Haus käme, dann wäre sie *dein* Hund.«

»Würde dich das stören?«

»Nein, überhaupt nicht. Dann müsste ich mir keine Sorgen mehr um dich machen, wenn du alleine zu Hause bist.«

»Ich wäre nie mehr allein, wenn ich Sadie hätte.«

Granny Carne sagt nicht viel. Sie füllt unsere Teetassen und gibt uns noch ein Stück Kuchen. Später erzählt sie uns von einem einäugigen Bullterrier, den sie vor vielen Jahren besessen hat. Nach seinem Tod wollte sie sich keinen Hund mehr anschaffen, weil sie das Gefühl hatte, sie könne ihn nicht ersetzen.

Ich frage mich im Stillen, wie viele Jahre das her sein mag.

»Was ist so lustig, Saph?«, fragt Granny Carne.

»Ach, nichts. Könnte ich noch ein Stück

Kuchen haben?«

Conor hat schon drei Stücke gegessen, ich zwei. Das ist einer der besten Kuchen, die ich je gegessen habe. Er ist locker und feucht und seine Süße schmilzt förmlich auf der Zunge. Ich bin wohlig satt und fühle mich schläfrig, obwohl ich noch stundenlang hier sitzen, Tee trinken und plaudern könnte. Fast hat es den Anschein, Granny Carne sei eine ganz normale alte Dame, die uns von Kindesbeinen an kennt, alles über diese Gegend weiß und für etwaige Besucher jederzeit einen köstlichen Kuchen bereithält.

Eine Biene schlägt summend an die Scheibe. Granny Carne geht ans Fenster, öffnet es einen Spalt und sagt der Biene, sie solle verschwinden. Sie käme später noch mal zu ihnen. Die Biene fliegt sofort davon, ins Blaue, als hätte sie alles verstanden.

»Die wollen immer wissen, was hier vor sich geht«, erklärt Granny Carne. »Man muss den Bienen alles erzählen, wer geboren wurde und wer gestorben ist... Wenn sie so etwas

als Erste erfahren, dann sind sie zufrieden.«

Man könnte wirklich fast glauben, Granny Carne sei wie andere allein lebende ältere Damen auch. Aber nur fast.

»Könnte ich auch die Bienen besuchen?«, fragt Conor. Ich blicke ihn erstaunt an.

»Du möchtest mit meinen Bienen reden?«, fragt Granny Carne.

»Ja, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Granny Carne erhebt sich. Mächtig wie eine Queen steht sie da und sieht Conor nachdenklich an. Nach einer Weile dreht sie sich schweigend um und geht aus dem Haus.

»Ich glaube, sie ist böse«, sage ich nervös. »Du hättest nicht fragen sollen. Es sind *ihre* Bienen.«

»Sie ist nicht böse«, entgegnet Conor ruhig. »Bestimmt ist sie gleich wieder da.«

Er hat Recht. Granny Carne kommt mit ihrer Schutzkleidung über dem Arm zurück.

»Ich bewahre die Kleider im Schuppen auf«, sagt sie. »Bienen mögen den Geruch des Hauses nicht. Los geht's, Conor.«

Sie reicht ihm einen ausgebeulten weißen Overall. Conor zieht ihn sich über Jeans und T-Shirt.

»Meine Stiefel sind zu klein für dich, aber deine Turnschuhe sind schon in Ordnung. Steck die Hosenbeine in die Schuhe, damit die Bienen nicht hineinkriechen können. Sie wollen eigentlich nicht stechen, weil das ihren Tod bedeutet, aber wenn sie in deinen Kleidern gefangen sind, geraten sie in Panik. Jetzt den Hut ...«

Conor setzt den Hut mit dem Schleier auf. Granny Carne rückt ihn zurecht und tritt einen Schritt zurück, um sich davon zu überzeugen, dass er vollkommen geschützt ist.

»So ist es gut.«

Im Gänsemarsch – Granny Carne vorneweg, gefolgt von Conor, dann ich – trotten wir den kleinen Pfad hinauf, bis wir eine Art Plateau erreichen. Die Sonne brennt. Der buttrige, kokosnussartige Geruch von Stechginster liegt in der Luft. Sperlinge flattern aus den Büschen, als wir vorübergehen. Wir stampfen

kräftig auf, um etwaige Schlangen zu warnen. An solch einem Tag könnte jederzeit eine Natter hervorkriechen, um sich auf einem Stein zu sonnen.

Der Grund ist ein wenig abschüssig, als wir in einer geschützten Mulde vor uns einen Bienenstock erkennen. Schon aus einiger Entfernung kann ich die kleine schwarze Wolke vor der Öffnung sehen und das leise, geschäftige Summen hören.

»Wir gehen nicht näher heran«, sagt Granny Carne. »Du verhältst dich ab jetzt ganz ruhig und redest mit sanfter Stimme, Conor.«

Sie macht einen Schritt nach vorne und lauscht.

»In Ordnung, jetzt kannst du sie besuchen«, sagt sie nach einer Weile. »Im Bienenstock ist es ruhig. Es geht ihnen gut.«

»Was soll ich tun?«

»Geh ganz langsam auf sie zu. Mach dir keine Sorgen, wenn sich einige auf dir niederlassen. Sie wollen nur wissen, was du für einer bist.«

»Werden sie Conor nicht für Sie halten, wenn er Ihre Kleidung trägt?«

»Nein, Bienen kann man nichts vormachen. Wenn sie sich an dich gewöhnt haben, Conor, gehst du nahe an den Bienenstock heran und sagst ihnen, was du ihnen sagen willst. Hauptsache, du machst alles ruhig und sanft. Bienen mögen keine Hektik.«

»Kann ich ihnen auch Fragen stellen?«

»Es gibt nur wenige, die aus ihnen eine Antwort herauskriegen«, entgegnet Granny Carne ernst.

»Aber *Sie* können das«, sagt Conor.

Sie nickt. »Die Bienen und ich leben schon sehr lange zusammen. Wir sind wie eine Familie. Geh jetzt auf sie zu und erweise ihnen Respekt, dann werden sie dir nichts tun.«

Conor macht vorsichtige Schritte. Es scheint ein langer Weg bis zum Bienenstock zu sein. Eine kleine Bienenwolke nimmt ihn in Empfang und kreist um seinen Kopf. Conor scheint das nichts auszumachen. Er geht

unbeeindruckt weiter, bis er den Bienenstock erreicht. Dann kniet er sich vorsichtig hin, sodass sein Gesicht auf der Höhe der Öffnung ist.

Ich beobachte ihn. Conor regt sich kaum. Ich sehe nur seinen Rücken und höre nichts als das Summen der Bienen.

»Frag sie jetzt«, murmelt Granny Carne, als spräche sie zu sich selbst. Doch Conor scheint sie zu hören. Ich höre das Geräusch seiner Stimme, kann aber nicht verstehen, was er sagt. Das ständige Summen ist für einen Moment unterbrochen. Sie hören ihm zu! Sie hören ihm wirklich zu, wie Granny Carne das gesagt hat. Dann schwillt das Summen wieder an. Conor bleibt noch kurze Zeit auf den Knien, dann steht er ganz langsam auf und zieht sich vom Bienenstock zurück.

»Ganz vorsichtig«, murmelt Granny Carne, doch die Ermahnung ist überflüssig. Die Bienen scheinen sich von Conor nicht im Geringsten gestört zu fühlen.

Wir gehen zum Haus zurück. Ich kann es kaum erwarten, Conor danach zu fragen, was passiert ist, doch Granny Carnes Schweigen verbietet jedes Wort. Im Garten zieht er die Schutzkleidung aus, die sofort wieder in den Schuppen gebracht wird.

»Du hast deine Fragen gestellt?«, sagt Granny Carne, als wir uns verabschieden.

»Ja.«

»Es geht mich nichts an, ob du eine Antwort bekommen hast. Aber ich kann dir versichern, dass die Bienen dich mochten.«

Conor strahlt. »Ich mochte sie auch. Später hätte ich gern eigene Bienen.«

»Dann arbeite darauf hin. All eure Wünsche werden in Erfüllung gehen, wenn ihr darauf hinarbeitet. Sapphire wird den Hund nur bekommen, wenn sie selbst dafür sorgt.«

»Meinte sie damit etwa, dass ich Sadie wirklich bekommen werde?«, platzt es aus mir heraus, sobald wir uns weit genug vom Haus entfernt haben. »War das eine

Prophezeiung?«

»Das glaube ich nicht. Vermutlich war es nur ein Rat.«

»Erzähl mir, was du die Bienen gefragt hast!« Ich kann meine Neugier kaum zähmen.

»Ich habe sie gefragt, ob Dad noch am Leben ist.«

»Was?«

»Du hast richtig gehört. Ich habe sie gefragt...«

»Aber warum? Woher sollen sie das wissen?«

»Du erinnerst dich doch daran, was ich dir über Dads letzten Besuch bei Granny Carne erzählt habe. Und ich habe gedacht, dass sie möglicherweise mit den Bienen über ihn gesprochen haben könnte. Oder dass Dad selbst mit ihnen geredet hat. So funktioniert die ganze Sache vielleicht. Vielleicht helfen ihr die Bienen dabei, in die Zukunft zu blicken.«

»Du hättest doch bemerkt, wenn Dad mit ihr zu den Bienen gegangen wäre.«

»Das ist nicht gesagt. Ich war doch hinter dem Haus und habe die Frösche beobachtet. Wie auch immer, als Granny Carne sagte, dass die Bienen wissen wollen, wer geboren wurde und wer gestorben ist, da dachte ich, dass sie vielleicht auch über Dad Bescheid wissen. Und sie könnten sich bestimmt daran erinnern, weil sie ihre Erinnerung im Bienenstock bewahren.«

Ich starre ihn ängstlich an. Was mögen die Bienen ihm erzählt haben? Doch wäre er sicher nicht so gelassen, wenn sie ihm gesagt hätten, dass Dad ... tot ist.

»Was haben sie denn geantwortet?«

»Nichts. Ich war ein Idiot, wenn ich wirklich geglaubt habe, sie könnten mir etwas sagen. Und trotzdem war da etwas ...«

»Was?«

»Ich weiß nicht. Es ist schwer zu beschreiben. Ein warmes Gefühl. Ein gutes Gefühl. Ich glaube, sie haben mir zugehört. Es hat ihnen auch nichts ausgemacht, dass ich bei ihnen war.«

»Conor ... glaubst du wirklich, dass Dad noch am Leben ist?«

So. Endlich habe ich mich getraut, es auszusprechen. Manchmal habe ich solche Angst, dass wir uns nur gegenseitig etwas vormachen, Monat für Monat für Monat ...

»Ja«, sagt Conor.

Zwanzigstes Kapitel



Was machst du denn hier, Mum? Es ist doch erst zwei Uhr!«

»Dir geht es doch gut, Mum?«

Mum errötet. »Ich dachte, ihr seid den ganzen Tag unterwegs« ist alles, was ihr in diesem Moment einfällt. Auf dem Tisch liegt bereits ein Stapel von Hühnchen-und Tomatensandwiches. Sie hält das Brotmesser in der Hand und will weitere Scheiben abschneiden. Was für ein riesiger Stapel – mehr, als Mum jemals essen könnte. Sie muss sie für uns alle gemacht haben.

Ich dachte, ihr seid den ganzen Tag unterwegs.

Also doch nicht für uns. Wirre Gedanken

schwirren durch meinen Kopf. Die Sandwiches liegen nicht allein auf dem Tisch. Neben ihnen stehen eine Schale Oliven, ein Bastkorb mit Kirschtomaten, eine Tüte voller Kirschen, eine Packung mit meinen Lieblingsschips, die wir fast nie kaufen, weil sie so teuer sind, sowie eine Flasche Wein. All die kostbaren Dinge, die nur in unser Haus gelangen, wenn sie im Restaurant übrig geblieben sind. Aber so sehen sie eigentlich auch nicht aus.

Conors Hand schlängelt sich in die Tüte mit den Kirschen. Mum zieht sie weg.

»Lass das! Die sind nicht für euch.«

»Für wen sind sie dann?«, fragt Conor, doch wir beide kennen bereits die Antwort: *Roger*. Roger hat Mum nach Hause begleitet, während wir bei Granny Carne waren. Mum dachte, sie hätte freie Bahn, also hat sie zu ihm gesagt: *Liebster Roger, komm mit mir in mein wunderschönes Haus. Meine schrecklichen Kinder sind nicht zu Hause.*

»Verlierst du nicht deinen Job, wenn du

einfach nach Hause gehst, wann es dir passt?«, frage ich sie.

»Saph!«, ermahnt mich Conor mit seiner typischen Hütedeine-Zunge-Stimme, doch ich beachte ihn nicht.

»Also, wo ist Roger?«, frage ich.

»Okay«, sagt Mum und lässt das Messer mit einem Knall auf den Tisch fallen. »Jetzt reicht's! Ich habe die Schnauze endgültig voll. Du gönnst mir überhaupt kein eigenes Leben, stimmt's, Sapphire? Solange ich die ganze Zeit arbeite und ihr tun und lassen könnt, was ihr wollt, seid ihr zufrieden. Doch wenn ich ein einziges Mal ausgehen möchte oder euch einen Freund vorstelle ... oh, nein, das kommt nicht infrage! Hör zu, ich habe Neuigkeiten für dich, kleine Lady ...«

Sag es nicht, Mum, flehe ich stumm. Sag jetzt nicht, dass du ihn heiraten willst.

»Ich werde dir mal was erzählen!« Mum fuchtelt hektisch mit den Armen. »Ich *habe* ein eigenes Leben, ein ganz klein wenig jedenfalls, und dieses eine Mal werde ich

etwas allein unternehmen. Ich weiß zwar, dass das deine Lieblingsschips sind, aber heute kriegst du sie nicht und Conor muss auch auf die Kirschen verzichten. Ich mache ein Picknick und das geht NIEMANDEN VON EUCH ETWAS AN!«, schreit sie, während sie mir ihren Finger fast ins Gesicht stößt. Erschrocken springe ich zurück. Der Sandwichturm wackelt und fängt an, zur Seite zu rutschen. Conor streckt blitzschnell seine Arme aus, aber er kommt zu spät. Hühnchen- und Tomatenfüllung spritzen über den Boden.

Ich bücke mich, um Mum zu helfen, doch sie schreit: »Lass das! Niemand wird ein Sandwich essen, das auf diesem Boden lag. Schau dir an, wie schmutzig er ist, Sapphire. Ich habe dich hundertmal gebeten, ihn sauber zu machen.«

Ehe ich richtig darüber nachdenke, entgegne ich: »Hätten wir einen Hund, dann brauchten wir die Sandwiches nicht wegzuwerfen.« Mum haut mit der Faust auf den Tisch.

»Geh raus, Saph, geh einfach nach

draußen!«, sagt Conor eindringlich. Doch ich kann nicht. Ich finde nicht einmal die Tür, so heftig werde ich plötzlich von einem Weinkrampf geschüttelt.

»Oh, Sapphy!« Im nächsten Moment schlingt Mum ihre Arme um mich, und ich spüre, dass sie auch zu weinen anfängt. »Warum tust du das nur? Warum machst du uns allen das Leben so schwer?«

»Das tue ich doch gar nicht! Du bist es, die ...«

»Ihr seid beide gleich«, sagt Conor kategorisch, »da braucht ihr euch gegenseitig nichts vorzuwerfen.«

Mum streicht meine verfilzten Haare zurück und nimmt mein Gesicht in beide Hände, sodass ich gezwungen bin, ihr in die Augen zu sehen.

»Hör zu, Sapphy, ich hatte nicht vor zurückzukommen, deshalb habe ich euch nichts erzählt. Doch vorhin, als wir gerade die Mittagstische deckten, kam Roger zur Tür herein und sagte, er wolle heute seinen ersten

Tauchgang machen.« Ich höre Mums Stimme an, dass sie mich besänftigen will. »Das Wetter ist heute perfekt dafür. Rogers Tauchpartner war auch dabei, er heißt Gray. Sie wollen erst mal die Gegend bei den Bawns erkunden. Roger sagte, er hätte Alissa bereits gefragt, ob sie ihre Schicht mit mir tauscht, und sie hatte nichts dagegen. Dafür übernehme ich morgen Alissas Schicht, obwohl ich eigentlich freihabe.«

Falls Mum glaubt, dass ich mir irgendwelche Sorgen um ihre Schichten mache, dann hat sie sich geschnitten. »Aber du bist doch noch nie unten bei der Bucht gewesen. Du hasst das Meer.«

Ich habe das Gefühl, dass Mum uns alle betrügt. Sie hat sich total verändert. Dad wollte immer, dass sie mit ihm hinunter zum Wasser geht, aber sie hat sich stets geweigert. Auch das Boot hat sie immer gemieden – aber jetzt, da es Roger gibt, kann sie sich auf einmal nichts Schöneres vorstellen als ein Picknick am Meer.

»Du willst doch nicht allen Ernstes hinunter zur Bucht gehen?«, frage ich ungläubig.

»Doch, das will ich«, antwortet sie. »Seit so vielen Jahren habe ich es schon nicht mehr getan. Es ist höchste Zeit, meinem Leben eine neue Richtung zu geben.«

»Jetzt sag bloß noch, dass du mit Roger und Gray ins Boot steigen willst.«

»Nein, dazu kann ich mich so schnell nicht überwinden. Aber vielleicht wird auch das eines Tages möglich sein. Roger wird mir dabei helfen.«

»Roger!«, sage ich und versuche, meine geballte Abneigung in das Wort zu legen.

»Du solltest ihm nicht so ablehnend gegenüberstehen.«

»Und warum nicht?«

»Weil du ihn nicht kennst. Aber du willst ja nicht einmal herausfinden, wie er wirklich ist. Er ist ein wunderbarer Mensch und er mag euch beide. Er hat sogar...«

»Sogar was?«

»Ach, ich hätte nichts sagen sollen.«

»Was hättest du nicht sagen sollen?«

Mum wirft Conor einen Hilfe suchenden Blick zu, doch Conor schweigt.

»Also gut. Roger findet ... warum auch immer... dass ich euch gegenüber nicht fair bin, was die Anschaffung eines Hundes angeht. Er hält euch für reif und verantwortungsvoll genug, um einen Hund zu haben. Allerdings hätte er seine Meinung vielleicht geändert, wenn er dieses Spektakel heute erlebt hätte.«

»Mum!« Die Gedanken *schwirren* nicht allein durch meinen Kopf, sondern wirbeln herum und schlagen mehrere Purzelbäume, bevor sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. Roger ... Roger findet tatsächlich, dass uns Mum in Sachen Sadie ungerecht behandelt, und versucht, sie umzustimmen. Er versucht, sie zu überreden, dass wir doch einen Hund haben dürfen ...

Bilder drängen sich in meinem Kopf zusammen: Sadie bei uns zu Hause, in ihrem Körbchen ... Sadie tapst die Treppe zu

meinem Zimmer hinauf, um mich am Morgen zu wecken – vielleicht schläft sie sogar in meinem Zimmer. Ich sehe mich mit Sadie spazieren gehen, wann immer ich will ... auf dem Weg an der Küste, im Hügelland ... schaue nach Dornen in ihren Pfoten, bürste ihr Fell ... bade sie im Freien ... bringe sie zum Tierarzt ... pfeife nach ihr, wenn sie draußen herumstromert.

Komm, meine Sadie. Conor ist bei Jack, also sind wir heute Abend allein, aber das macht uns nichts aus, oder? Wir haben ja uns.

»Jetzt schau mich nicht so an, Sapphy. Es ist noch nichts entschieden.«

»Oh, Mum.«

»Ich denke immer noch darüber nach. Mary Thomas hat gesagt, sie würde den Hund tagsüber im Auge behalten, wenn ihr wieder in der Schule seid.«

»Ich kann es nicht glauben.«

»Ganz ruhig bleiben, Saph«, sagt Conor.

»Jetzt reden wir nicht mehr darüber«, sagt

Mum. »Ich muss mit dem Picknick weitermachen. Sie werden bald da sein.«

»Du willst also tatsächlich mit ihnen zur Bucht gehen?«, wiederholt Conor. Er klingt wie ein Erwachsener, nicht wie ein Junge. »Meinst du wirklich, dass das eine gute Idee ist?«

»Vielleicht fängt sie sogar mit dem Tauchen an«, sage ich schneller, als ich denken kann. Mum schaudert.

»Alles zu seiner Zeit. Roger und Gray kommen nachher mit dem Boot vorbei«, fährt sie fort, bevor sie weitere Brote schmiert.

Conor und ich schauen uns an. Zum ersten Mal haben wir das Gefühl, von der Wirklichkeit eingeholt zu werden. Ich würde lieber weiter an Sadie denken, aber ich kann nicht. Roger und Gray kommen hierher. Sie wollen tauchen. Das Meer bei den Bawns erkunden, wie Mum gesagt hat.

Für Roger ein ganz normaler Vorgang. Ein Tauchgang wie hunderte zuvor. Mit seinem Tauchpartner, seinem tollen Boot, seiner perfekten Ausrüstung und seiner langen

Erfahrung. Mr Vollprofi.

Doch er rechnet nicht mit Faro und all den anderen Meerwesen. Ich habe nur einen winzigen Teil von Indigo kennen gelernt. Der Rest blieb mir verborgen, weil die Mer ihn verbergen wollen. Sie wollen dort keine Luftwesen. Das Riff bei den Bawns scheint eine besondere Bedeutung für sie zu haben. Faro hat es mir damals gesagt, als er so fürchterlich wütend wurde. *Ganz Indigo wird das verhindern.* Waren das seine Worte? Oder sprach er von Verteidigung? *Ganz Indigo wird sich dagegen zur Wehr setzen.* Wie auch immer, er meinte jedes einzelne Lebewesen in Indigo. Faros Gesicht sah dabei aus wie ein aufgepeitschtes Meer.

»Okay, Mum, wenn du uns hier nicht mehr brauchst, dann gehen Saph und ich jetzt zur Bucht hinunter«, sagt Conor. »Meinst du wirklich, dass du den Weg alleine schaffst?«

»Ich denke schon«, antwortet sie. »Die Kletterei an sich macht mir keine Sorgen.« Sie zwingt sich zu einem Lächeln. Ich weiß,

wie sehr sie das Meer immer noch fürchtet und wie viel Mühe sie sich gibt – Roger zuliebe. »Ich muss es alleine machen.«

»Aber sei vorsichtig. Die Klippen sind rutschig«, warnt Conor. »Vielleicht sollte ich dir doch helfen.«

»Glaubst du etwa, ich wüsste nicht zu gut, was alles passieren kann?«, fragt sie mit leiser Stimme. »Geht jetzt los, ihr beiden, und lasst mich das hier in Ruhe zu Ende bringen. Wir sehen uns später am Strand. Roger freut sich bestimmt schon darauf, dir seine Taucherausrüstung zu zeigen, Con. Er sagte, an der Tauchschule in St Pirans könntest du einen Anfängerkurs belegen. Er dauert nur eine Woche und vermittelt dir einen ersten Eindruck, was Tauchen wirklich bedeutet. Er macht das mit seinem Freund aus, von dem er dir schon erzählt hat.«

Sobald wir aus der Tür sind, rennen wir los.

»Conor, sie hassen Taucher. Faro hat mir erzählt, dass ...«

»Ich weiß... ›Luftwesen, die ihre Luft auf dem Rücken transportieren.«

»Ja, die ihre Luft nach Indigo mitbringen. Hat Elvira auch davon gesprochen?«

»Ja.«

»Und jetzt wollen sie ausgerechnet bei den Bawns tauchen. Roger hat keine Ahnung ...«

»Was ist mit den Bawns? Wovon hat er keine Ahnung?«

»Ich bin mir nicht sicher. Aber es muss ihnen sehr ernst sein. Faro sagte, dass diese Gegend so wichtig für sie ist, dass ganz Indigo sie verteidigen würde.«

»Und jetzt will Roger dort tauchen ... verdammt!«

Wir rennen den Weg entlang und den Pfad hinunter, lassen uns mit hämmernden Herzen und schweißnassen Händen über die Klippe gleiten, nur weiter und immer weiter nach unten, stolpern über lose Steine, rutschen auf glitschigem Tang aus, springen von Stein zu Stein, vorbei an Napfschnecken, Muscheln, toten Katzenhaien und dunklen, klammen

Felsspalten, in die niemals das Sonnenlicht dringt, lassen Haufen von Treibholz, ausgebleichten Tauen und Plastikbojen hinter uns.

Dann befinden wir uns auf festem weißen Sand. Die sonnige Bucht atmet Ruhe und Frieden. Das Wasser sieht aus wie zerknitterte Seide. Kleine Wellen schwappen an den leeren Strand. Wir schützen unsere Augen mit der Hand vor der Sonne und spähen hinaus aufs Meer. Kein Boot zu sehen.

»Sie müssen da draußen sein.«

»Wie lange dauert es, wenn man mit dem Boot aus St Pirans kommt?«

»Nicht sehr lang. Rogers Boot hat einen starken Motor.«

»Vielleicht hat er ja eine Panne«, sage ich mit vager Hoffnung.

»Darauf würde ich nicht setzen. Das Boot ist ganz neu.«

Die Bawns sind von hier aus nicht zu sehen, weil das Riff von den Felsen an der Mündung

der Bucht verdeckt wird. Vielleicht sind Roger und Gray schon da und bereiten sich auf ihren Tauchgang vor. Sie wissen nicht, welche Bedeutung das Riff für die Mer hat. Ahnungslos werden sie dort eindringen und den ganzen Widerstand von Indigo zu spüren bekommen.

»Wenn wir doch nur ein Boot hätten«, murmelt Conor.

»Wir müssen irgendwie dorthin kommen, bevor es zu spät ist.«

»Geht aber nicht. Wir können nur warten. Aber mach dir keine Sorgen, Sapphy. Roger weiß, was er tut. Er hat eine *Dive-leader*-Ausbildung.«

»Was heißt das?«

»Dass er ungeheuer viel Erfahrung hat und selbst Tauchlehrer ausbildet. Es wird schon nichts passieren.«

Doch Conor scheint von seinen eigenen Worten nicht überzeugt zu sein, und ich bin es genauso wenig.

»Wir können doch nicht untätig rumstehen,

Con. Wir müssen was tun.«

»Willst du etwa schwimmen?«, fragt Conor sarkastisch. Er weiß genauso gut wie ich, dass wir niemals aus der Bucht herausschwimmen dürfen. Wir wissen, wie gefährlich das ist. Es können jederzeit unberechenbare Strömungen auftreten, und das Wasser ist so tief und kalt, dass niemand lange überlebt, der aufs offene Meer hinausgezogen wird.

»Aber wir *müssen* was tun, Conor! Es ist alles meine Schuld. Ich war es, der Faro von Roger erzählt hat.«

»Du hast dir doch nichts dabei gedacht.«

»Doch, aber das verstehst du nicht.« Ich denke einen Augenblick nach. Ungefähr zu derselben Zeit, als ich Faro erzählte, dass Roger beim Riff tauchen will, muss Roger versucht haben, Mum davon zu überzeugen, dass ich Sadie bekommen soll. »Ich wollte Roger schaden«, flüstere ich. »Oh, Conor, warum habe ich nur so viel Bosheit in mir?«

Als ich diese Worte sage, stürzt sich eine

Möwe schreiend von der Klippe. Wir drehen uns um. Sie kommt direkt auf uns zugeschossen, während sie sich geschmeidig den Luftströmungen anpasst. Ihr Schnabel ist geöffnet. Sie macht einen Bogen über unseren Köpfen und fliegt dabei so dicht an mir vorbei, dass sich meine Haare im Luftstrom ihrer Krallen bewegen. Dann steigt sie weit in den Himmel auf, um im nächsten Moment erneut zum Sturzflug anzusetzen. Wieder schreit sie etwas in ihrer wilden Sprache, während sie fast mein Ohr berührt.

»Ich glaube, sie will uns was sagen.«

»Und was?«

»Wenn ich sie doch nur verstehen könnte ...«

Doch vielleicht ... vielleicht ... wenn ich mir wirklich Mühe gebe ... könnte ich begreifen, was sie mir mitteilen will. Sie will mir etwas sagen. Deshalb fliegt sie immer so dicht an mir vorbei. Da kommt sie wieder.

»Ich kann dich nicht verstehen!«, schreie ich nach oben. »Versuche es bitte so zu sagen, dass ich weiß, was du meinst.«

Die Möwe bombardiert mich erneut mit ihren Schreien, doch für mich ist es nur ohrenbetäubender Lärm.

»Bitte!«, rufe ich. »Bitte versuch es noch einmal. Ich weiß, dass du mir etwas Wichtiges sagen willst.«

Dann geschieht es plötzlich. Ich durchbreche die Haut meiner eigenen Sprache und bin plötzlich von ganz anderen Lauten umgeben. Das Durcheinander der wilden Schreie formt sich zu Silben und Wörtern. Die Möwe hält inne und schwebt jetzt über uns. Sie schlägt wütend mit den Flügeln und fährt ihre Krallen aus, um die Balance zu halten. Ihre kalten gelben Augen fixieren mich.

»Nach Indigo, nach Indigo! Schnell!«

Sie breitet ihre Flügel aus und fliegt für einen Moment direkt über der Wasseroberfläche, aufs Meer hinaus.

»Irgendwas muss sie wahnsinnig irritiert haben«, sagt Conor. »Wäre es nicht toll, wenn wir die Sprache der Vögel verstehen könnten?«

»Sie will, dass wir uns sofort nach Indigo aufmachen.«

Conor starrt mich an. »Das hast du dir jetzt gerade ausgedacht. «

»Du weißt, dass das nicht wahr ist. Sieh mich an. Lüge ich?«

Conor mustert mich eingehend. Schließlich sagt er widerwillig: »Nein, aber vielleicht bist du verrückt geworden.«

»Die Möwe sagte: ›Nach Indigo, schnell!‹«

»Na toll, wie sollen wir denn allein nach Indigo kommen?«

»Ich glaube, wir können das. Es ist bestimmt nicht schwieriger, als die Sprache der Möwen zu verstehen. Wenn wir nur wollen, dann können wir es auch. Und sobald wir in Indigo sind, können wir zu den Bawns schwimmen. Die Strömungen werden uns nichts anhaben. Du kannst nicht ertrinken, wenn du in Indigo bist.«

»*Du* konntest die Möwe verstehen, Saph. Für mich waren das nur unverständliche Schreie. Und in Indigo habe ich mich die ganze Zeit an

Elviras Handgelenk festgehalten.«

»Du meinst, dass *ich* mich vielleicht allein in Indigo aufhalten kann, *du* aber nicht?«

Conors Augen blitzen ärgerlich. »Du glaubst doch wohl nicht, dass ich tatenlos zusehe, während du dich in Gefahr begibst, Saph. Wenn du gehst, dann komme ich mit.«

Alles hat sich total verändert. Conor war immer derjenige, der alles eher und besser konnte. Fahrrad fahren, reiten, schwimmen, surfen. Er war der Erste, den Dad im Boot mitgenommen hat, und der Erste, der bis auf die Spitze der Felsen geklettert ist. Immer hat er mich abgehängt, bis er irgendwann zu mir zurückkam, um mir zu helfen. Und jetzt ist es das erste Mal, dass mir etwas leichter fällt als ihm.

Granny Carne hat gesagt, dass die Erbanlagen bei Bruder und Schwester unterschiedlich stark ausgeprägt sein können. Sie hat von der Macht des *Merbluts* gesprochen. Ich hoffe, es ist stark genug für uns beide. Wenn Conor mich nach Indigo

begleitet, dann muss ich dafür sorgen, dass ihm nichts passiert.

»Wir gehen zusammen«, sage ich. »Wir halten uns gegenseitig am Handgelenk fest, so wie wir es bei Faro und Elvira gemacht haben. Dann sind wir sicher.«

»Red keinen Stuss, Sapphire. Wie sollen wir auf diese Art denn tauchen? Du brauchst mir nichts vorzumachen. Ich bin es, der sich an dir festhalten muss. Du kannst ganz alleine atmen. Das hast du mir doch erzählt.«

»Zu zweit sind wir stärker als allein«, entgegne ich. Das hat Mum uns immer gesagt, wenn sie wollte, dass wir zusammenbleiben. Ich weiß, wie schwer das für Conor sein muss. Er ist mein großer Bruder und ich bin seine kleine Schwester. Doch jetzt muss er sich ganz auf mich verlassen. Ich werde uns beide mit nach Indigo nehmen und uns auch beide wieder wohlbehalten zurückbringen. Ich glaube, dass ich das kann. Ich bin mir fast sicher, dass ich es kann. Doch ist »fast sicher« gut genug,

wenn Conors Leben von mir abhängt ? Es muss gehen. Wir haben keine Wahl.

»Ja, zu zweit sind wir stärker als allein«, wiederholt Conor. »Und wenn du mich ertrinken lässt, dann sag ich's Mum.«

Unser Lachen lockert für einen Moment die Anspannung. Ich hole tief Luft.

»Ich glaube, wir sollten ...«

»... keine weitere Zeit verlieren«, ergänzt Conor.

Wir laufen durch den Sand. Hier ist das Meer, nach dem ich mich gesehnt habe, kühl, durchsichtig und ruhig. Bei Granny Carne habe ich gedacht, sterben zu müssen, wenn ich nicht ganz schnell ans Meer komme.

Doch jetzt habe ich Angst. Meine Hände sind schweißnass und mein Herz schlägt so laut, dass Conor es eigentlich hören müsste. Ich habe mich so nach Indigo gesehnt, doch jetzt, an der Grenze, möchte ich auf dem Absatz kehrtmachen, nach Hause rennen und mir die Decke über die Ohren ziehen. Mir ist übel, das Atmen fällt mir schwer.

Gib auf, sagt eine Stimme in meinem Kopf. Geh zurück. Du magst Roger nicht einmal. Warum riskiert ihr euer Leben, um ihm zu helfen? Geht jetzt nach Hause. Niemand wird euch etwas vorwerfen. Niemand wird etwas wissen. Du bist doch ein Kind. Roger ist ein erwachsener Mann, er kann auf sich selbst aufpassen.

Das stimmt. Roger hat selbst Schuld, dass er hierher gekommen ist. Ich bin nicht für ihn verantwortlich. Ich kann Conor sagen, dass es zu gefährlich ist und ich doch nicht die Kraft habe, ihn nach Indigo zu bringen. Niemand wird je herausbekommen, ob das wahr ist oder nicht.

Doch dann höre ich Granny Carne. Natürlich höre ich sie nicht wirklich, doch erinnere ich mich so lebendig an ihre Worte, als würde sie in diesem Moment in mein Ohr sprechen. *»Du hast Merblut in dir, Sapphire. Du hast es von deinen Vorfahren geerbt. Du kannst es tun.«*

Granny Carne wird wissen, dass ich die Wahl

hatte und nach Hause zurückgekehrt bin. Conor wird es auch wissen. Doch vor allem ich selbst werde es wissen und mir nichts vormachen können. Ich habe die Wahl, ihm zu helfen oder ihn im Stich zu lassen. Ihn dem geballten Zorn von Indigo auszusetzen.

Roger wollte mir helfen. Wir haben in der Küche über Sadie gesprochen und er hat mich verstanden. Er hat Mum gesagt, wir seien alt und verantwortungsbewusst genug für einen eigenen Hund. Vielleicht lässt mich Mum trotzdem keinen Hund haben, doch dann liegt es nicht daran, dass Roger es nicht versucht hätte.

Jetzt kann ich versuchen, ihm zu helfen, oder ich kann es bleiben lassen. *Die Wahl liegt bei mir.*

Sobald mir diese Worte durch den Kopf gehen, ängstigt mich das Rauschen des Blutes in meinen Ohren nicht mehr. Die Panik ist verfliegen. Die Wahl liegt bei mir. Ich kann es schaffen.

Ich schaue mich um und erblicke eine weitere

Möwe, die auf dem Felsen sitzt, auf dem ich Faro zum ersten Mal gesehen habe. Die Möwe beugt sich vor und starrt uns an, streckt den Nacken und öffnet den Schnabel – so wie Möwen es eben tun, wenn sie ihr Territorium verteidigen wollen. Doch diesmal verstehe ich sie sofort.

»Jetzt!«, schreit die Möwe. »Nach Indigo, sofort!«

Einundzwanzigstes Kapitel



Indigo ist wütend. Das wird uns bewusst, sobald wir unter der Wasserhaut sind. Als der Schmerz, in Indigo eingedrungen zu sein, so weit nachlässt, dass wir unsere Umgebung zur Kenntnis nehmen können. Strömungen winden sich wie Schlangen in alle Richtungen. Das Meer kocht und brodelt. Spiralförmig lassen wir uns nach unten sinken, während wir in den weißen Sand gehüllt werden, den der Unterwassersturm aufwirbelt. Der Zorn des Meeres packt uns und wirbelt uns vor sich her wie Blätter im Wind.

»Pass auf die Felsen auf!«, schreit Conor. Wir werden den schwarzen Felsen entgegengespült, die den Eingang der Bucht

markieren. Indigo kann uns nicht ertränken, aber es kennt andere Wege, um uns endgültig loszuwerden.

»Tut uns nicht weh«, murmele ich vor mich hin. »Wir sind nicht mit bösen Absichten gekommen.«

Die heimtückischen Spitzen der Steine schießen in weniger als einem Meter Entfernung an uns vorbei. Diesmal hat uns Indigo noch entkommen lassen. Wie in einer Achterbahn werden wir von einer Strömung herumgewirbelt und nach unten gezogen, immer tiefer und tiefer, bis sie uns plötzlich wieder ausspuckt.

Wir müssen schwimmen. Ich spähe durch das aufgewühlte Wasser und versuche, die Bawns zu erkennen. Oder hat uns die Strömung schon an dem Riff vorbeigetragen? Das dunkle Wasser ist so ungestüm, dass ich nicht weiß, ob ich dagegen anschwimmen kann. Ich strampele mit aller Kraft, doch es ist, als strampelte ich im Traum. Conor zerrt an meinem Handgelenk.

»Saph, bist du okay?«

Ich drehe mich zu ihm. »Mir geht's gut«, will ich sagen, als ich bemerke, dass mit Conor irgendetwas nicht stimmt. Um Augen und Mund haben sich blaue Schatten gebildet, sein Gesicht ist schmerzverzerrt. Seine Beine bewegen sich kaum noch. Doch Conor ist ein glänzender Schwimmer, viel besser als ich. Was ist los mit ihm? Warum schwimmt er nicht?

Dann weiß ich plötzlich, was los ist. Conor bekommt nicht genug Sauerstoff. Indigo lässt es nicht zu. Er bekommt ein wenig Sauerstoff von mir, doch nur ein bisschen. Nicht genug.

»Halt dich fest, Conor, halt dich gut fest!«

Conors Griff ist schwach. Voller Schrecken wird mir bewusst, dass er allein von mir abhängig ist und ich nicht stark genug bin. Nicht wenn Indigo aufgebracht und das Wasser dunkel vor Gefahr ist. Nicht wenn wir als menschliche Lumpen herumgeschleudert werden wie in einer riesigen Waschmaschine. Ich greife um Conors

anderes Handgelenk und taste nach seinem Puls. Ich spüre ihn, aber so vage, dass ich panisch werde. Conors Finger lösen sich von meinem Handgelenk.

»Conor, du musst dich festhalten!«

»Ich bin okay ... müde.«

»Versuch nicht zu schwimmen. Ich schwimme für uns beide. Bleib ganz ruhig und ruh dich aus.«

Ruh dich aus. Du Idiot. Du hast ihn hierher gebracht. Du glaubtest, genug Kraft für euch beide zu haben, und er hat sich auf dich verlassen. Es ist allein deine Schuld, Sapphire.

»Kann nicht... atmen«, haucht Conor.

Oh Gott, er darf nicht versuchen zu atmen. Das ist gefährlich. Wir sind hier nicht an der Luft. Der Sauerstoff strömt sanft in meinen Körper, aber nicht in seinen. Er leidet. Er hat Schmerzen. Wir sind so tief unten, dass wir es niemals rechtzeitig an die Oberfläche schaffen würden. Und wenn es uns doch gelänge, müssten wir ertrinken, nachdem wir

Indigo verlassen haben.

»Nicht atmen, Conor. Du darfst nicht!«

Was kann ich tun? Wie kann ich ihm helfen? Wir hätten niemals alleine hierher kommen dürfen. Wenn Faro nur hier wäre – er könnte uns retten.

»Faro!«, rufe ich mit aller Kraft. »Faro!«

»Nicht... Saph. Faro ist... Mer ... gegen uns.«

Conors Augen sind matt und halb geschlossen. Wir klammern uns aneinander. Die Strömung wirbelt uns herum. Unter uns fällt der Meeresboden steil ab. Tiefes, dunkles, schäumendes Wasser reißt uns mit sich fort. Ich halte Conor immer noch krampfhaft fest, während sein Kopf nach hinten fällt.

»Faro! Hilf uns!«

Ich bin sicher, dass Faro mich hört. Dass er ganz in der Nähe ist und nur von den Wasserwirbeln verborgen wird. Ich weiß es. Wie kann Faro Conor nur so leiden lassen? Warum kommt er nicht zu uns?

Plötzlich schießt mir eine Erinnerung durch den Kopf: der Schrei der Möwe. Sie hat zu mir gesprochen und ich habe sie verstanden. Vielleicht habe ich Faro in der falschen Sprache gerufen. Faro ist ein Mer, kein Mensch. Vielleicht kann ich diese andere Sprache finden, die tief in mir verborgen liegt. Ich habe schon früher einzelne Wörter entdeckt. Moryo ... broder ...

Meine Vorfahren hatten doch mächtiges Merblut in sich, denke ich grimmig. Sie haben diese Macht an mich weitergegeben. *Es vererbt sich von einer Generation an die nächste und wird nicht schwächer.* Ich bin ein Mensch, doch wenn Granny Carne Recht hat, steckt auch eine Mer in mir. Ich kann Faro dazu bringen, dass er mich hört. Ich muss Conor helfen. *Broder, broder ...*

Ich halte Conor, so fest ich kann. Er hält sich nicht mehr an mir fest. Vielleicht spürt er nicht mehr, wo ich bin. Ich werde ihn verlieren. Er wird davontreiben, mein Conor, bis er in Indigo verloren geht. Und ich wollte ihn

wohlbehalten nach Hause bringen.

Nein, das darf nicht passieren. Wenn ich nur ein wenig Macht in Indigo besitze, wird Faro zu mir kommen.

Ich öffne meinen Mund. Sprudelndes Salzwasser schießt hinein, bedeckt Zunge und Gaumen und füllt die Kehle. Wenn ich das Wasser in Worte verwandele, wird Faro mich hören.

In meinem Kopf formen sich Wörter, die ich bis jetzt nicht kannte. *Sag sie, Sapphire. Du musst sie nur aussprechen.* Sie füllen meinen Mund und klingen in meinen Ohren, die merkwürdigen Silben, die ich zum ersten Mal vor mich hin sage. Es ist eine neue Sprache, die wie die älteste und vertrauteste Sprache der Welt klingt, geformt aus Salz, Strömungen und Gezeiten.

»Faro, im Namen unserer Vorfahren bitte ich dich zu kommen!«

Die Worte dröhnen in meinem Kopf und erzeugen Klangwellen, die vom Wasser aufgenommen und fortgetragen werden. *Faro*

*... im Namen unserer Vorfahren ... Faro ...
Faro ...*

Und schon ist er zur Stelle, schwimmt auf der anderen Seite neben Conor her und schließt seine Finger um dessen Handgelenk. Die blauen Schatten um Conors Augen und Mund verblassen. Die Bräune kehrt in sein Gesicht zurück. Er öffnet seine strahlenden Augen und sieht sich aufmerksam um, als sei er gerade aufgewacht.

»Wow! Das ist wie in einem riesigen Whirlpool, Saph!« Und er hat Recht. Plötzlich hat die Gewalt des Meeres seinen Schrecken verloren. Es ist wie ein wildes, übermütiges Spiel. Wir drehen uns im Kreis, hechten nach unten und werden emporgetragen. Es ist wie Bodysurfing, nur tausendmal besser, weil wir ein Teil der Wellen sind und uns überall frei bewegen können. Es ist wie das Surfen in einer Welt, deren Wellen niemals brechen.

»Roger!«, ruft Conor, während er mit Faro auf einem Wasserwirbel dahinschießt. »Wir

dürfen Roger nicht vergessen. «

»Roger? Wer ist Roger?«, fragt Faro mit samtweicher Stimme. Doch ich weiß, dass er die Frage nur zum Schein stellt. Er weiß genau, wer Roger ist.

»Ein Taucher. Ich habe dir von ihm erzählt. Aber er will euch nichts Böses. Er ist sich nur nicht über die Konsequenzen im Klaren.«

»Jetzt redest du wieder in Luftsprache zu mir«, sagt Faro, dessen Schwanzflosse mit einem heftigen Schlag das Wasser aufschäumen lässt. »Aber es war keine Luftsprache, die mich hierher gebracht hat. Wenn ich mich an unsere Vorfahren erinnere, dann musst du es auch tun.«

»Ich erinnere mich an sie.«

»Du Erinnerst dich, wenn es dir passt, Sapphire. Wenn du sie brauchst. Nicht wenn Indigo *dich* braucht. Dein Kopf ist voller Luftgedanken.«

»Würdet ihr bitte aufhören zu streiten?«, mischt sich Conor ein. »Wir müssen jetzt nahe am Riff sein.«

»Ist schon gut, Conor«, entgegne ich rasch.
»Sie würden hier nie tauchen. Das Wasser ist viel zu aufgewühlt.«

»Aber nicht an der Oberfläche«, entgegnet Faro. »Dort oben sieht das Meer spiegelglatt aus. Man würde nie glauben, dass weiter unten ein Sturm wütet.« Er grinst mich boshaft an. »Perfekte Tauchbedingungen.«

»Faro, das darf nicht...«

Er fährt herum und sieht mir in die Augen.
»Jetzt wirst du was erleben, meine kleine Hwoer.«

»Ich bin nicht deine Schwester. Elvira ist deine Schwester.«

»War doch nur eine Redewendung. Meeressprache. Schau nach vorne. Da ist das Riff.«

Ich hätte nie gedacht, dass die Bawns ein so riesiges Gebilde sind. Das Riff türmt sich vor uns auf wie eine Gebirgskette. Was man über Wasser sieht, ist nichts, verglichen mit diesen gewaltigen Gipfeln und Tälern. Ich dachte, die Bawns bestünden nur aus ein paar Felsen,

aber das war ein Luftgedanke.

»Gleich könnt ihr was erleben«, wiederholt Faro, der uns mit sich zieht.

Wir befinden uns jetzt auf der Rückseite des Riffs. Hier ist das Wasser ruhiger und wird von einem seltsamen Licht durchdrungen, das an Mondlicht erinnert. Jedes Detail zeichnet sich klar ab: der leuchtend weiße Sand unter uns, der mit Muscheln und Krabbenskeletten bedeckt ist, die Oberfläche der Felsen und die hin und her flitzenden Fische.

»Hier entlang, leise.«

Wir schwimmen um einen wuchtigen Felsvorsprung herum, als Faro plötzlich innehält.

»Da drüben«, sagt er.

Im Schutze der Gebirgskette der Bawns breitet sich eine weite Sandfläche aus. Der Wind erstirbt. Das Wogen des Meeres weicht vollkommener Ruhe. Hier ist es so still wie in einem Garten am Ende eines langen Sommertages. Über dem weichen, leuchtenden, geriffelten Sand treiben

geisterhafte Gestalten. Träume ich? Ich kneife meine Augen zusammen, gewiss, dass die unwirklichen Gestalten verschwunden sein werden, wenn ich sie wieder öffne. Doch sie sind immer noch da. Gekrümmt, gebeugt, das Haar so silbrig wie der Sand, ruhen oder treiben sie im stillen Wasser.

»Das sind unsere Weisen«, sagt Faro. »Sie werden bald sterben.«

In diesem Moment sehe ich, wie die silberne Haarlocke einer Gestalt von einer sanften Strömung angehoben wird, bevor sie auf die gebeugte Schulter zurückfällt.

»Nichts schmerzt sie, nichts erreicht sie mehr«, sagt Faro. »Schau, da vorne. Die Robben passen auf sie auf.«

Es ist wahr. Mächtige Graurobben schwimmen wachsam vor der Sandfläche hin und her, entlang einer unsichtbaren Grenze. Immer wieder drehen sie ihre Köpfe, um das Wasser und die Felsenkette abzusuchen, die sich hinter uns erhebt.

»Sie haben uns gesehen«, sagt Faro. Er

hebt beide Hände mit nach außen gekehrten Handflächen, um die Robben zu grüßen. »Bis hierher können wir uns vorwagen«, fügt er hinzu, »doch wenn wir versuchten, bis zur Sandfläche vorzudringen, würden die Robben uns angreifen.«

»Aber du bist doch ein Mer. Warum sollten sie dich angreifen? «

»Weil ich noch nicht bereit bin zu sterben. Die Robben wissen das. Nur Mer, die gewillt sind zu sterben, dürfen die Grenze passieren. Ihre Familien begleiten sie bis hierher, aber nicht weiter.«

»Es ist wunderschön hier«, murmelt Conor vor sich hin. »Aber nicht alle sind alt, oder?«

Conor hat Recht. Unter den älteren Mer scheinen sich auch einige junge zu befinden. Eine sieht aus wie ein Mädchen, das kaum so alt ist wie ich.

»Auch wir werden krank, so wie ihr. Auch bei uns gibt es Unfälle, so wie bei euch«, sagt Faro. »Nicht jedem ist ein langes Leben vergönnt.«

»Was ist das für eine Musik?«, fragt Conor plötzlich.

Ich lausche angestrengt. Ich habe keine Musik bemerkt.

»Da ist sie wieder«, sagt Conor. »Hört mal!« Er wirft mir einen begeisterten Blick zu, doch ich kann nach wie vor nichts hören. Faro sieht Conor überrascht an. In seinem Blick liegt noch etwas anderes als Verwunderung, aber was?

»Was hörst du für eine Musik?«, fragt er.

»Das ist schwer zu beschreiben. Es klingt ein bisschen wie das Rauschen einer Muschel, die man sich ans Ohr hält... aber lieblicher, melodischer. Da ist es wieder. Hörst du es nicht, Saph?«

»Nein«, sagt Faro. »Nur die wenigsten von uns können es hören und du bist ein Mensch. Manche Mer haben die Fähigkeit, es ihr ganzes Leben lang zu hören, doch die meisten nehmen die Musik erst wahr, wenn sie sterben. Es ist das Lied, das die Robben für uns singen, wenn wir nach Limina

kommen.«

»Dieser Ort heißt Limina?«, fragt Conor.

»Ja.«

»Ach, natürlich, du hast Recht. Es ist der Gesang der Robben«, bestätigt Conor, und für einen Moment habe ich das seltsame Gefühl, als wisse er mehr über diesen Ort als Faro. »Versuch, es zu hören, Saph. Es ist wunderschön.«

»Ich kann es nicht hören«, entgegne ich.

»Eines Tages wirst du es können«, sagt Faro. »Eines Tages kommen wir alle nach Limina, und die Robben bewachen uns, bis wir sterben. Kein Mensch hat dies je gesehen.«

»Aber ...«

»Auch eure Vorfahren kamen hierher, nachdem sie weise geworden waren«, sagt Faro. »Hier ruhen ihre Gebeine. Glaubt ihr etwa, ich hätte euch hierher bringen können, wenn euer Blut euch nicht bereits an diesen Ort binden würde? Ihr glaubt, dass ihr reine Luftwesen seid, doch ich sage euch, dass

auch ihr eines Tages die Grenze nach Limina überschreiten werdet – an meiner Seite.«

Ich möchte ihm widersprechen, doch als ich einen weiteren Blick auf die weite Sandebene werfe, verflüchtigen sich alle Argumente. Wie wunderschön es hier ist. Indigo hat ihnen das Leben geschenkt, und Indigo nimmt sie wieder zu sich, wenn sie sterben. Hier gibt es nichts, das einen ängstigen müsste. Doch wie merkwürdig, dass Conor im Gegensatz zu mir die Musik hören kann, während ich in der Lage bin, mich frei in Indigo zu bewegen, er dagegen ohne Faros Hilfe fast gestorben wäre. Es kommt mir ungerecht vor, dass nur Conor den Gesang der Robben wahrnimmt.

Es kommt dir ungerecht vor, weil du in Indigo den Ton angeben willst, Sapphire, sagt eine lästige Stimme in meinem Kopf. *Dir hat es gut gefallen, dass Conor in Indigo nicht mithalten konnte, oder? Das waren doch endlich mal umgekehrte Verhältnisse.*

Ich muss zugeben, dass die Stimme Recht hat. Ich war eifersüchtig auf ihn. Doch was für

eine erbärmliche Eifersucht angesichts Conors Gesichtsausdruck, wenn er dem Gesang der Robben lauscht.

Auch ich gehöre hierher, weil mein Merblut mich mit Indigo verbindet. Das ist es, was Faro gesagt hat. Conor und ich sind beide ein Teil von Indigo.

Wir treiben wie im Traum dahin. Conor hält mein Handgelenk, Faro hält Conors. Die Graurobben patrouillieren aufmerksam, während die Mer, die sich in Limina befinden, auf dem schimmernden Sand ruhen. Die Zeit scheint stillzustehen. Es gibt nur die ewig währende Gegenwart.

Ewig und unabänderlich. Niemand stört je diesen Frieden, nur die Familien bringen hin und wieder jene, die bereit sind, die Grenze nach Limina zu überschreiten.

»Nein!«

Mit einem Ruck schrecke ich aus meinem Traum. Es ist dasselbe Gefühl wie damals, als ich von Rogers Boot aufgeschreckt wurde, das mir plötzlich die Sonne nahm.

Hier wollte Roger tauchen gehen. Dies ist der Ort, an dem er nach Schiffswracks suchen wollte – derselbe Ort, an dem die Mer sich auf ihren Tod vorbereiten. Ein Ort, der Faro zufolge so bedeutend ist, dass die Robben sogar ihn töten würden, um Limina zu verteidigen. Und wenn sie selbst Faro töteten, was würde dann einen menschlichen Eindringling erwarten? Der Schreck fährt mir in die Glieder.

»Er darf niemals hierher kommen. Kein Mensch darf dies je zu Gesicht bekommen«, sage ich laut. Conor schaut mich neugierig an. Faro nickt anerkennend.

Doch noch während ich spreche, werde ich wieder ganz von der traumhaften Szenerie gefangen genommen. Meine Angst vergeht. Roger ist weit weg, in einer anderen Dimension, und dort soll er auch bleiben. Alles, was zählt, ist Indigo. Kann dies wirklich der Ort sein, an dem unsere Vorfahren starben? Eigentlich liegen sie doch auf dem Friedhof in Senara begraben. Als ich klein

war, habe ich die Schrift an ihren Grabsteinen nachgezeichnet und mir vorgestellt, wie sie ausgesehen haben mögen. Was hat Faro vorhin gesagt? *Glaubt ihr etwa, ich hätte euch hierher bringen können, wenn euer Blut euch nicht bereits an diesen Ort binden würde?*

Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass der Schleier, der den Großteil von Indigo vor mir verhüllt, sich lüftet. Hier ist eine ganze Welt, die auf mich wartet. Darauf wartet, dass ich sie verstehe, damit sie sich vollends zeigen kann.

»Kein Mensch darf dies je zu Gesicht bekommen«, wiederhole ich laut. »Auch keine Taucher.«

»Ich wusste, dass du es verstehst, wenn du den Ort mit eigenen Augen siehst«, sagt Faro, als hätte er meine Gedanken gelesen. Wir tauschen einvernehmliche Blicke. Wir sind auf derselben Seite.

»Was soll das heißen?«, schaltet sich Conor ein. Er dreht sich zu uns herum und kehrt

Limina den Rücken zu. Auf die Musik scheint er nicht mehr zu achten. Er sieht Faro und mich durchdringend an. »Was wollt ihr tun, um Roger von diesem Ort fern zu halten?«

»*Wir* werden gar nichts tun«, sagt Faro. Sein Blick ist auf die patrouillierenden Robben gerichtet. Graurobben sind Respekt einflößende Geschöpfe – in ihrem eigenen Element. Man sollte sich besser nicht mit ihnen anlegen. Ein Schlag ihrer Hinterflosse, ihr muskulöser Körper, ihre scharfen Zähne und Krallen ...

»Ich verstehe«, sagt Conor. Er schaut zuerst mich und dann Faro an. Sein Blick ist herausfordernd. »Ich zumindest werde etwas unternehmen«, sagt er ruhig.

»Und was?«, fragt Faro.

»Ich werde nicht tatenlos zusehen, wie Roger Schaden zugefügt wird. Du störst dich nicht daran, wenn Roger einen kleinen *Unfall* hat, oder? Und das nur, weil er irrtümlich in eure Welt eingedrungen ist. Aber das ist nicht seine Schuld. Er weiß nichts von diesem Ort,

von diesem *Limina*. Wie sollte er auch? Wenn er davon wüsste, dann würde er hier nicht tauchen.«

»Ach, wirklich nicht?«, fragt Faro. »Schau mal da rüber. Nein, dort. Dieses Gebilde im Sand?«

»Ich kann nichts ...«

»Doch, du kannst. Da vorne.«

Alles, was ich sehe, ist ein dunkler, mit Tang bewachsener Hügel.

»Teil eines Schiffsrumpfs«, sagt Faro. »Auf so was hat es dein Taucher doch abgesehen.«

»Wow«, entgegnet Conor, der jetzt die Form erkennt. »Vielleicht hatten sie einen Schatz an Bord.«

»Ja, vielleicht«, stimmt Faro zu.

»Habt ihr das denn nie untersucht?«

Faro zuckt die Schultern. »Wozu sollte das gut sein?«

»Vielleicht hatten sie Gold oder Juwelen dabei?«

Faro schüttelt den Kopf. »Um so etwas

kümmern wir uns nicht.«

»Aber ich dachte ... auf alten Bildern ... da haben die Meerkönige doch immer Kronen und Juwelen.«

»Ja, weil Menschen diese Bilder zeichnen. Sie zeichnen eben alles, was sie selbst gern hätten, wenn sie Könige wären. Aber weißt du eigentlich, wie schwer Gold ist? Wie willst du zum Beispiel mit einer Welle surfen, wenn du einen Goldklumpen mit dir herumträgst, der dich nach unten zieht?«

»Ach, Faro, ein Goldklumpen wäre doch viel zu teuer. Die Leute tragen allenfalls Goldketten.«

»Ketten! Wirklich? Luftwesen sind schon eigenartig. Warum legen sie sich selbst Ketten an?«

»So hab ich das doch nicht gemeint ...«

»Luftwesen scheinen wirklich verrückt nach Metall zu sein. Sie tun alles, um es auszugraben. Manchmal hören wir, wie sie Tunnel unter Indigo graben, um an das Zinn heranzukommen. «

»Das kann nicht sein«, entgegnet Conor.
»Alle Zinnminen in dieser Gegend sind schon seit Jahren stillgelegt.«

Faro zuckt die Schultern. »Sie haben hier seit ewigen Zeiten Zinn abgebaut und sie werden wiederkommen. Für Metall tun die Luftwesen alles.«

Er lässt seinen Blick über die stille Ebene schweifen, wo die silbrigen Gestalten im geisterhaften Licht vor sich hin treiben. Der kleinste Wasserwirbel würde ausreichen, um sie davonzutragen.

»Schau, da drüben!«, ruft Conor und packt meine Schulter. »Was ist mit den Robben los?«

Er hat Recht. Die Robben haben aufgehört zu patrouillieren. Sie versammeln sich an der unsichtbaren Grenze, zirka fünfzig Meter vom nächsten Felsvorsprung des Riffs entfernt. Zwei, sieben, zehn Robben ...

Von der anderen Seite Liminas kommen noch weitere Robben herbeigeschwommen. Wie schnell sie durchs Wasser gleiten. Wie

stark sie sind.

»Sie müssen irgendwas gesehen haben«, murmelt Conor. Faro betrachtet sie schweigend.

»Weißt du, was da los ist, Faro?«

Er zuckt die Schultern. »Auf diese Entfernung bin ich mir nicht sicher. Es könnte alles Mögliche sein.«

Seine Stimme klingt gelassen, doch seine Miene ist angespannt.

»Du musst uns sagen, was da passiert, Faro!«

»Ich habe euch doch schon gesagt, dass die Robben Limina bewachen. Und wenn sie bedroht werden, dann setzen sie sich zur Wehr.«

»Was für eine Bedrohung?«, fragt Conor schroff. »Was können sie sehen, das wir nicht sehen?«

Ich achte nur auf die Robben. Sie tummeln sich auf engem Raum, schwimmen wieder auseinander und heben ihre Köpfe, als würden sie ...

»Sie lauschen!«, sage ich. »Sie können etwas hören.« Und plötzlich weiß ich, worum es sich handelt. Sie lauschen einem Geräusch, das ich ebenfalls kenne. Einem Geräusch, das es in Indigo eigentlich nicht gibt. Dem Dröhnen eines Motors, eines Bootsmotors, weit entfernt an der Wasseroberfläche.

»Es ist Rogers Boot«, sagt Conor.

»Sind sie also doch gekommen.«

Wir starren uns an. Die Angst in Conors Gesicht spiegelt und verdoppelt die Angst, die er vermutlich in meinem Gesicht erblickt. Nur Faro scheint keine Furcht zu haben. Seine Züge sind ruhig und gespannt, wie die einer Katze, die auf der Lauer liegt.

»Das kannst du nicht zulassen, Faro!«

»Doch, das kann ich, Sapphire«, entgegnet er leise, doch mit absoluter Entschlossenheit.

»Eure Taucher schrecken ja auch nicht davor zurück, das Meer zu zerstören. Verstehst du nicht, was mit Limina geschieht, wenn sie dem Wrack zu nahe kommen? Und wenn sie

erst wissen, dass dort möglicherweise Gold zu holen ist ... Wir sind Luft für sie. Sie nehmen uns nicht einmal zur Kenntnis. Sie zerstören unsere Welt, ohne es zu bemerken. Warum sollte ich ihnen helfen? Ich bin ein Mer, Sapphire. Ich gehöre zu Indigo, nicht zu den Menschen. Ich habe meine Wahl getroffen.«

Es kommt mir so vor, als habe Faro Klauen, die beide Hälften von mir auseinander reißen. Ich hätte niemals seine Worte gewählt. Ich hätte immer das Gefühl, einen Teil von mir zu betrügen. Faro weiß, wohin er gehört, doch ich weiß es nicht. Teils werde ich immer eine Fremde bleiben.

Dabei ist mir Roger nicht einmal sympathisch. Ich will, dass er aus unserem Leben verschwindet. Doch jetzt habe ich Angst, weil es tatsächlich geschehen könnte.

»Faro kann es vielleicht zulassen«, sagt Conor mit einer Entschiedenheit, die Faros in nichts nachsteht. »Aber ich kann es nicht. Ich werde die Robben aufhalten.«

»Sie werden dich umbringen, Conor!« Ihre Zähne, ihre Krallen. Nicht mal mit einer einzigen könnte man es aufnehmen und da drüben sind massenhaft Robben. Ich spüre den Geschmack der Angst in meinem Mund. Versteht Conor denn nicht, mit wem er es zu tun hat? Diese Graurobben sind die Wächter von Limina, und sie tun alles, um dieses Gebiet zu verteidigen.

»Ich kann es nicht zulassen, Sapphire«, wiederholt Conor. »Ich kann nicht tatenlos zusehen, wie sie Roger umbringen. « Und Conor meint es ernst. Seine Stimme klingt ruhig und entschlossen.

»Leider hast du ein kleines Detail übersehen«, sagt Faro in seiner sanftesten Stimme. »Du musst dich an meinem Handgelenk festhalten. Sapphire hat nicht genug Stärke für euch beide. Und ich werde bleiben, wo ich bin.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel



Für einige lange Sekunden stehen sich Faro und Conor wie Feinde gegenüber.

»Ich werde bleiben, wo ich bin«, wiederholt Faro.

»Du meinst also, du hast gewonnen«, sagt Conor. Langsam, bedächtig löst er seine Hand von Faros Handgelenk. »Aber da irrst du dich«, fügt er hinzu, indem er Faro direkt in die Augen blickt. Seine Entschlossenheit ist in jedem Wort spürbar.

»Trenn dich nicht von ihm, Conor!«

»Das habe ich schon getan, Saph.«

»Tu's nicht!«

Doch er hat sich schon abgewandt.

»Conor!« Ich hechte nach vorne, ohne noch

einen Gedanken an Faro zu verschwenden.
»Warte auf mich!« Da er langsam schwimmt, habe ich ihn in wenigen Sekunden eingeholt. Wir schwimmen nebeneinanderher, und als er mir einen Blick zuwirft, sehe ich, dass er bereits blasser geworden ist.

»Nimm mein Handgelenk, Conor!«

»Ich schwimme zu den Robben, Sapphire. Glaub nicht, dass du mich daran hindern kannst.«

Ich bin Conor aus reinem Instinkt gefolgt. Meinem Bruder, der sich in Gefahr begibt. Ich muss ihm folgen, ihn aufhalten.

Nichts anderes ist von Bedeutung.

Doch für ihn ist noch etwas anderes von Bedeutung.

»Ich muss Roger warnen.«

Roger. In Indigo scheint jeder Mensch weit, weit weg zu sein. Selbst Mum, sogar unser Zuhause. Doch als Conor diese Worte ausspricht, tritt Roger mit aller Deutlichkeit in mein Bewusstsein. Ich sehe, wie er in unserer Küche steht und mir von seinem Black

Labrador Rufie erzählt.

»Rufie war das Beste, was mir in meinem ganzen Leben passiert ist, nachdem wir aus Australien zurückkamen.«

Roger hat Mum umzustimmen versucht, was Sadie angeht. Er hätte das nicht tun müssen, aber er hat es trotzdem getan. Vielleicht hat sie ja doch die Wahrheit gesagt, als sie versicherte, dass wir Roger nicht egal sind.

»Versuch nicht, mich aufzuhalten«, sagt Conor.

»Das will ich nicht. Ich werde dir helfen.«

»Schwöre!«

»Ich schwöre!«

Das war der merkwürdigste Schwur, den ich je geleistet habe. Im Wasser schlagen wir unsere Hände zusammen und kämpfen uns weiter vorwärts – dorthin, wo das Meer von den Robben aufgewühlt wird. Wir schwimmen am zerklüfteten Rand des Riffs entlang und achten darauf, die Grenze nicht zu überschreiten. Auf der einen Seite ist die Ruhe von Limina, auf der anderen Seite die

wütend brodelnde See, darin die Graurobben. Plötzlich sehe ich einen großen Bullen nach oben schießen, der Oberfläche entgegen, gefolgt von weiteren Robben. Wir blicken zu ihnen empor. Jetzt ballen sie sich so dicht zusammen, dass nicht der kleinste Lichtstrahl zwischen ihnen zu erkennen ist. Ich kann sie nicht mehr zählen und immer weitere kommen hinzu.

Was hat das zu bedeuten?

Schulter an Schulter bilden sie eine massive Wand, die sich schließlich auflöst. Die einzelnen Tiere schwimmen auseinander, verlassen die Oberfläche und kehren nach Indigo zurück.

Aber was ist das? Dieser schmächtige Körper, der so fremdartig zwischen den starken, geschmeidigen Robben wirkt? Eine weitere schmale Gestalt wird sichtbar, die sich überschlägt und wie ein schwarzes Stöckchen hin und her fliegt ...

»Oh, mein Gott!«, ruft Conor. »Sie haben sie.«

Jetzt sehe ich, was Conor bereits erkannt hat. Diese dünnen Körper, die aussehen wie schwarze Stöckchen, sind zwei Taucher in ihren Neoprenanzügen, mit Sauerstoffflaschen auf dem Rücken. Die Robben haben sie gepackt, werfen sie in die Höhe und wirbeln sie durch das Wasser. Wenn einer der Taucher nach unten sinkt, wird er von der nächsten Robbe sofort wieder nach oben gestoßen. Ihre Köpfe baumeln hin und her, als wären sie leblose Puppen.

»Sie spielen Fußball mit ihnen.« Ich kann nicht glauben, was ich da sehe. Es ist ein alpträumhaftes Spiel. In Zeitlupe taumeln die Taucher durch das Wasser, ehe ihnen die Hinterflosse einer Robbe den nächsten Schlag versetzt.

»Sie spielen mit ihnen ...«

»Nein!«, stößt Conor zwischen den Lippen hervor, die sich langsam blau färben. »Das ist kein Spiel. Sie stoßen sie in eine ganz bestimmte Richtung.«

Er hat Recht. Die Robben treiben die

Taucher nicht wahllos vor sich her. Jeder brutale Stoß bringt sie ein Stück weiter in unsere Richtung. Die Robben kommen auf uns zu. Was haben sie vor?

Die scharfkantigen Spitzen des Riffs sind wie Zähne, die alles auseinander reißen, was mit ihnen in Berührung kommt. Wenn ein Taucher dagegenprallt ...

»Sie wollen sie gegen die Felsen schmettern«, sagt Conor.

»Sie bringen sie um, Con!«

»Ja, komm ...«

Seine Finger schließen sich um mein Handgelenk, doch jetzt ist er es, der uns antreibt. Wir schießen durch das schäumende Wasser, den Robben entgegen.

Sie bemerken uns, bevor sie uns sehen. Als sie sich umdrehen, vergessen sie für einen Moment die Taucher, die sofort nach unten sinken. Der mächtige Robbenbulle blickt uns an, unter seiner glänzenden Haut spielen die Muskeln.

Jedes Detail seines Aussehens brennt sich

in mein Bewusstsein ein. Seine Augen und Schnurrhaare, die massige Geschmeidigkeit seines Körpers, die schwellenden Muskeln, seine Kraft. Und der Zorn eines Wächters. Der Zorn, der ihn antreibt.

Der Bulle kommt näher. Er türmt sich vor uns auf, bis ich nichts anderes mehr sehen kann als ihn. Mit gesenktem Kopf scheint er den Abstand zwischen sich und uns zu berechnen, bereit zum Angriff.

Bis zu dem Tag, an dem ich die Grenze nach Limina überschreite, werde ich das Gesicht dieses Bullen vor mir sehen. Hinter ihm sinkt Rogers Körper wie ein kaputtes Spielzeug langsam in die Tiefe. *Rufie ... das Beste in meinem Leben...*

Plötzlich höre ich eigentümliche Klänge. Sie erinnern an Musik. Silben, die sich zu einem wundervollen Muster verbinden, wie ein Puzzle in vier Dimensionen. Klänge, denen man für immer lauschen möchte, hat man sie erst einmal wahrgenommen.

Die Schnurrhaare des Bullen zittern. Seine

Augen wandern zu Conor hinüber.

Auch ich schaue meinen Bruder an. Seine bläulichen Lippen sind geöffnet, doch seine trüben Augen halb geschlossen. Sein Kopf kippt nach hinten. Er kann sich kaum bewegen, doch er kann singen. Alle Kraft, die ihm verblieben ist, fließt als Gesang aus seinem Mund. Conor singt und die Robben hören ihm zu. Der Bulle und all seine Gefährten lauschen. Langsam heben sie ihre Köpfe. Ihre Körper entspannen sich. Die Augen des Bullen sind mir so nah, dass ich erkenne, wie sie einen träumerischen Ausdruck annehmen.

»Conor, auch du verfügst über besondere Kräfte. Zweifle nicht daran. Es wird die Zeit kommen, um sie zu gebrauchen.«

Es dauert nur wenige Sekunden. Noch ehe Conor seinen Gesang beendet hat, ist eine Robbe abgetaucht und hat sich Roger geschnappt. Ihre Zähne packen seinen Taucheranzug, doch selbst aus dieser

Entfernung erkenne ich, dass sie ihren Mund weich gemacht hat – so wie Poppy, wenn sie ihre Welpen im Nacken packt. Sie tut ihm nicht weh. Eine andere Robbe hat sich des zweiten Tauchers angenommen. Sie bringen die schlaffen Körper zu dem Bullen. Die Köpfe der Taucher hängen herab. Sie müssen bewusstlos sein.

Doch der Bulle scheint überhaupt keine Notiz von dem zu nehmen, was die Robben ihm da bringen. Den Blick starr auf Conor gerichtet, öffnet er sein Maul und antwortet mit seinem eigenen Gesang, der Conors Gesang ähnelt wie der eines Bruders. Und diesmal kann auch ich den Robbengesang hören. Vielleicht komplettiert er das Puzzle in vier Dimensionen, mit dem Conor begonnen hatte. Als der Gesang endet, schüttelt der Bulle seine massigen Schultern. Die anderen Robben sind verschwunden, abgesehen von den beiden, die sich um die Taucher kümmern. Der Bulle ruft ihnen etwas zu, worauf sie zur Oberfläche emporstreben. Ihre

Bewegungen sind dabei so sanft, als seien die Taucher so zerbrechlich wie Eier.

Die Beine der Männer hängen schlaff herunter, ihre Körper zeigen keinerlei Regung, die Köpfe baumeln hin und her. Vielleicht ist es zu spät. Vielleicht sind sie nicht bewusstlos, sondern schon tot.

»Das Boot ist da vorne«, keucht Conor. »Wir müssen sie an Bord hieven. Die Robben können das nicht tun.«

»Werden die Robben das zulassen?«

»Ja.«

Es kommt mir wie ein ewiger Albtraum vor. Mühselig kämpfen wir uns nach oben, während der Druck des Wassers auf uns lastet. Conor hängt schwer an meinem Handgelenk und kann kaum noch atmen. Würden sich die Robben nicht um Roger und Gray kümmern, hätten wir keine Chance, sie je an die Oberfläche zu befördern. Das Gewicht der Taucher ist furchtbar. Wir drücken sie nach oben, doch sofort sinken sie

uns wieder entgegen. Wie sollen wir sie jemals ohne Hilfe ins Boot befördern? Conor wird mit jeder Sekunde schwächer. Er bekommt nicht genug Sauerstoff, obwohl er sich an mein Handgelenk klammert.

Die Robben sind uns nicht mehr feindlich gesonnen, scheinen aber der Meinung zu sein, dass ihr Job erledigt ist. Sie schieben uns Roger und Gray entgegen, als wollten sie sagen: Den Rest müsst ihr schon allein erledigen. Sie überlassen uns die Taucher. Sie haben ihre Pflicht getan und Limina verteidigt. Der Robbenbulle ruft ein letztes Mal durch das Wasser, worauf auch die anderen beiden kehrtmachen und dem Riff entgegenschwimmen. Unter dem Gewicht der beiden Taucher sinken wir sofort ein wenig. Conor hat keine Kraft mehr.

»Höchste Zeit, Conor aus Indigo fortzubringen«, sagt eine ruhige, vertraute Stimme hinter mir. Ich drehe mich um und sehe Faro. Und nicht nur Faro, sondern auch ein Mädchen, das mir bekannt vorkommt,

obwohl ich sie erst einmal aus der Entfernung gesehen habe. Ein Mädchen mit dunklen, langen Haaren, die sie wie Seegras umfließen und ihr bis unter die Taille reichen, wie bei mir. Ihre Augen sind von demselben kühlen Grün wie bei Faro.

»Elvira ...«, entfährt es Conor wie ein Seufzen.

»Schnell, Sapphire«, sagt Faro, »schieb ihn mit aller Kraft nach oben. Du schaffst es. Conor muss an die Luft. Elvira und ich kümmern uns um die Taucher.«

»Ihr werdet ihnen nichts tun?«

»Nach eurem heldenhaften Einsatz?«, fragt er mit spöttischem Lächeln. »Nein, wir werden ihnen nichts tun. Indigo hat sich selbst verteidigt.«

Das Gewicht von Roger und Gray fällt von mir ab. Conors Augen sind geschlossen, als ich ihn mit äußerster Anstrengung nach oben drücke, der Luft entgegen. Dort ist sie, direkt über uns, wie eine schimmernde Lichtfläche.

Wir durchstoßen die Haut, bevor ich mir

darüber im Klaren bin, dass ich Indigo verlasse. Mein erster Atemzug schneidet wie ein Messer durch meine Lungen. Ich huste und pruste. Es schmerzt gewaltig, doch es sollte nicht schmerzen. Ich bin doch ein *Mensch*. Der nächste Atemzug ist nicht minder qualvoll. Ich krümme mich zusammen. D e r Geschmack der Luft bereitet mir Übelkeit. Ich will zurück ... lässt mich zurück...

»Saph!« Conor packt meinen Arm. »Bist du okay? Hier, halt dich an mir fest.«

In Conors Gesicht ist die Farbe zurückgekehrt. Er paddelt wie ein Hund und schüttelt den Kopf, sodass die Tropfen spritzen.

»Geht schon«, keuche ich, und beinahe stimmt das auch, obwohl sich jeder Atemzug so anfühlt, als hätte ich Sand in der Kehle. »Gib mir einen Moment Zeit.« Ich will nicht, dass Conor merkt, wie schmerzhaft es für mich ist, Indigo zu verlassen. Er würde wissen, was es bedeutet, wenn die Luft mir wehtut.

Wir befinden uns ein paar Meter vom Boot entfernt. Dort ist die Leiter. Doch kann ich mich kaum noch über Wasser halten. Die Leiter scheint sich in unerreichbarer Ferne zu befinden. Meine Arme sind schwer. Mit einem stechenden Gefühl in der Lunge treibe ich hilflos umher.

»Wir müssen ins Boot, Saph. Komm, du schaffst es. Halt dich an mir fest.«

»Roger und ...?«

»Die kommen schon. Jetzt rede nicht, schwimm!«

Ich spucke Salzwasser aus. Das Meer ist noch in mir, deshalb tut es auch so weh. Ich würgen und huste weiteres Salzwasser aus. Schon besser. Zum ersten Mal nach langer Zeit sauge ich die Luft schmerzfrei in mich hinein. Ich halte mich strampelnd über Wasser, während ich mir die Haare aus den Augen wische. »Hast du Roger und Gray gesehen, Con?«

»Faro und Elvira kümmern sich um sie. Ich hatte Elvira ganz vergessen...«, sagt er. Die

Farbe in seinem Gesicht wird intensiver. *Wer's glaubt, wird selig*, denke ich, doch ich habe keine Luft mehr, um irgendetwas zu sagen. Die Sonne ist zu grell, die Luft zu scharf.

»Schau, da sind sie!«

Als ich mich umdrehe, sehe ich den Schmerz in ihren Mergesichtern, als sie die Wasseroberfläche durchstoßen. Ich wende mich ab. Ich weiß, wie sehr es schmerzt. Als würde man von tausend Messern gestochen. Faro würde es nicht wollen, dass ich ihn so leiden sehe.

»Elvira!«, ruft Conor, indem er herumfährt und ihr entgegenschwimmt. Conor hat jetzt mehr Kraft als wir alle zusammen. Ich kann immer noch nicht weiterschwimmen. Elvira wischt sich hustend die Tränen aus den Augen. Die nassen Haare kleben ihr an Nacken und Schultern. Sie kümmert sich um Roger, während Faro bei Gray ist.

»Wir müssen sie die Leiter hinaufbekommen.«

Doch obwohl wir zu viert sind, haben wir keine Chance, die beiden ausgewachsenen Männer, deren Bewusstlosigkeit sie noch schwerer macht, mitsamt ihrer Tauchausrüstung ins Boot zu manövrieren. Faro und Elvira befinden sich nicht in ihrem Element und haben noch mit der Umstellung zu kämpfen. Jedes Mal wenn wir die Taucher auf die Leiter hieven, rutschen sie sofort wieder zurück ins Wasser.

»So geht das nicht«, keucht Conor. »Geh ins Boot, Saph.« Conor und ich klettern nacheinander die Leiter hoch. Wir knien uns hin und versuchen, Rogers Arme in dem nassen, rutschigen Taucheranzug hinaufzuziehen, während Faro ihn uns entgegenschiebt. Elvira schwimmt mit Gray auf die andere Seite des Bootes, das sie mit aller Kraft nach unten drückt, damit es nicht kentert. Elvira ist stark. Selbst außerhalb von Indigo. Faro und Elvira sind viel stärker als ich.

Ächzend und schwitzend gelingt es uns

schließlich, Roger die Leiter hinaufzuziehen. Er stößt mehrfach hart gegen die Sprossen, zieht sich womöglich weitere Verletzungen zu. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Hauptsache, wir schaffen es. Unsere Muskeln schmerzen.

Schließlich kippt Roger vornüber und schlittert über das Deck wie ein Fisch. Er krümmt sich zusammen, doch wir können ihm nicht helfen, ehe wir nicht auch Gray ins Boot gehievt haben. Gray ist leichter als Roger, doch ich zittere vor Erschöpfung.

»Schieb ihn weiter rauf, Faro, ich kriege ihn nicht zu fassen! «

Ich höre Faros rasselnden Atem, doch für Mitleid bleibt keine Zeit.

»Stell seinen Fuß auf die Sprosse und stoß ihn nach vorne. Lass ihn nicht zurückfallen! «

Schließlich gelingt es uns. Gray kippt nach vorne und landet der Länge nach neben seinem Tauchpartner.

Ich kauere mich neben Roger und taste nach seinem Puls. Meine Finger bohren sich in sein kaltes Fleisch, doch ich kann ihn nicht

finden. Panisch drücke ich noch stärker.

»Nicht da!« Conor stößt mich beiseite, schiebt den Ärmel des Taucheranzugs nach oben und findet die richtige Stelle. Für die längsten Sekunden meines Lebens sehe ich nur Conors konzentriertes Gesicht.

Er spürt keinen Puls. Roger ist tot. Roger ist tot und ich konnte es nicht verhindern. Ich habe es versucht, doch wir kamen zu spät.

Es ist alles meine Schuld. Roger wusste nicht, was er tat. Wir haben ihn zum Riff fahren lassen.

Entsetzen packt mich. Ich hätte Roger retten können. Ich hätte ihn vor Indigo und dem Riff warnen, es zumindest versuchen müssen, auch wenn er mir nicht geglaubt hätte. Aber ich habe es nicht versucht. Mum ...

»Ich hab ihn! Er schlägt!«

»Er lebt, er lebt! Er wird wieder gesund werden, er ist nicht tot ...«

»Schrei nicht in mein Ohr, Saph, sondern versuch, Grays Arm freizubekommen.«

Grays Arm ist unter Rogers Körper

eingeklemmt. Conor zieht, während ich schiebe. So bekommen wir ihn frei. Erneut drückt Conor in das kalte, schlaffe Fleisch.

»Hier! Ich hab den Puls. Wir hätten zuerst dafür sorgen sollen, dass sie frei atmen können.«

Ich drehe Roger mit dem Gesicht nach oben und spüre einen warmen Hauch an meiner Wange. Luft. Menschlicher Atem.

»Wir müssen sie in die stabile Seitenlage bringen.«

Sie atmen und ihre Herzen schlagen. Wir drehen sie, so gut es geht, in die stabile Seitenlage. Dann hocken wir uns mit schmerzenden Armen und Rücken daneben. Mir ist übel vor Erleichterung. In diesem Moment stöhnt Roger gequält auf, rollt sich herum und öffnet die Augen. Er scheint weder zu wissen, wer ich bin, noch, wo er sich befindet. Er starrt einen Moment vor sich hin, als könne er die Eindrücke nicht verarbeiten, ehe seine Augen wieder zufallen.

»Roger hat mich angeschaut! Er hat die

Augen aufgemacht. «

»Schnell, wir müssen ihnen die Sachen ausziehen. Roger hat Rettungsdecken in seinem Spind.«

»Rettungsdecken?«

»Ja, um Menschen vor Unterkühlung zu bewahren, falls beim Tauchen was schief geht. Roger hat es mir erklärt.«

»Sie erholen sich doch wieder, oder?« »Ich glaube schon. Vermutlich haben sie einen Schock. Das ist gefährlich. Wir müssen sie gut warmhalten.«

Für eine ganze Weile haben wir Faro und Elvira völlig vergessen. Wir denken gar nicht daran, dass sie immer noch da sind, im Schatten des Bootes, und unseretwegen an der Luft verharren.

Dass Roger und Gray atmen, ist alles, was zählt, auch wenn ihre Gesichter grau sind und ihre Haut kalt ist. Irgendwie schaffen wir es, sie von ihrer Ausrüstung zu befreien. Conor kennt sich inzwischen ein bisschen damit aus,

weil Roger es ihm erklärt hat. Ich glaube, wir beschädigen irgendetwas, aber das ist jetzt unwichtig. Wir zerren ihnen die Neoprenanzüge vom Leib und wickeln sie in die Rettungsdecken. Ich habe mal gehört, dass man am Kopf am meisten Wärme verliert, also fangen wir ganz oben an und lassen nur die Gesichter frei. Sie sind jetzt halb bei Bewusstsein. Roger zittert. Ich ziehe die Rettungsdecke enger um ihn zusammen.

Sie sehen wie Außerirdische aus in ihren Folien, die in der Sonne glitzern. Doch ihre Gesichtsfarbe hat sich schon gebessert, da bin ich ganz sicher. Sie ist immer noch blass, aber nicht mehr grau. Über Grays Gesicht verläuft ein langer, tiefer Kratzer, aus dem immer noch das Blut sickert. Ein Kratzer, der von den Krallen einer Robbe verursacht wurde. Ob er sich daran erinnert? Wenn ich daran denke, wie nahe sie dem Tod waren, zittere ich, doch nicht aus Angst, sondern aus Traurigkeit über die ganze Situation. Roger und Gray hatten sich nach Indigo verirrt, ohne

sich über die Folgen im Klaren zu sein. Und auch wir haben nicht wirklich gewusst, was geschehen würde. Die Luft und Indigo verfeindet ... die fürchterliche Vergeltung der Robben ... ölverklebte Seevögel – all das, was wir Menschen Indigo antun, kommt mir zu Bewusstsein und verursacht mir Übelkeit.

»Du brauchst nicht zu weinen, Saph. Sie erholen sich schon wieder. Sieh mal, Gray versucht schon, die Augen zu öffnen.«

»Darum weine ich doch gar nicht.«

»Warum dann?«

»Glaubst du, dass die Luft und Indigo sich ewig hassen werden?«

Conor geht in die Hocke und runzelt die Stirn.
»Ich weiß es nicht. Sie sind so verschieden. So strikt voneinander getrennt. Sie verstehen sich nicht, weil sie sich nie begegnen. Die Menschen bleiben an der Luft – auf der Erde – und die Mer bleiben in Indigo.«

»Bei uns ist das anders.«

»Wie meinst du das?«

»Wir tun beides. Wer leben an der Luft und

wir können in Indigo leben.«

»*Du* kannst das.«

»Du doch auch. Und vielleicht sind wir nicht die Einzigen. Es könnte auch andere Menschen geben, die in der Lage sind, die Grenze zu überschreiten, wir kennen sie nur nicht. Vielleicht gibt es auch Mer, die das können.«

»Ja, vielleicht«, sagt Conor langsam. »Aber lass uns jetzt nicht weiter darüber reden, Saph. Für heute habe ich von Indigo genug. Ich muss den Anker lichten und den Motor starten. Was für ein Glück, dass Roger mich neulich mitgenommen hat. Ich glaube, ich kann mich noch erinnern, wie alles funktioniert.«

»Guck mal! Rogers Hand bewegt sich.«

Ich schiebe meine Hand unter die Rettungsdecke und berühre Rogers kalte Finger. Sie drücken schwach meine Hand.

Ich beuge mich über ihn und sage: »Es wird alles gut. Ihr hattet einen Unfall. Conor und ich sind bei euch.«

Roger versucht, seinen Kopf zu heben, doch es scheint ihm Schmerzen zu bereiten. Stöhnend lässt er ihn wieder zurücksinken. Er muss am ganzen Körper lädiert sein, wie ein Boxer, der aus dem Ring steigt.

»Es wird alles gut«, wiederhole ich. »Ihr werdet euch wieder erholen. Bleib ganz ruhig liegen und ruh dich aus.«

In diesem Moment spritzt eine Woge über die Reling. Die salzige Gischt schlägt mir ins Gesicht. Ich richte mich auf und schaue über den Bootsrand.

Da sind sie, Faro und Elvira. Elvira's wunderschöne dunkle Haare umfließen sie im Wasser. Faro wirft mir einen fragenden Blick zu. »Sind sie am Leben?«

»Ja«, antworte ich.

Faro lässt hörbar die Luft entweichen. Ich bin mir nicht sicher, ob es ein Seufzer der Erleichterung oder des Bedauerns ist. Doch nein, bestimmt wird er nicht ihren Tod gewollt haben.

Plötzlich macht Faro etwas, das ich schon

früher gesehen habe, aber nur im tiefen Wasser. Jetzt tut er es an der Oberfläche. Er rollt sich zusammen, stößt sich mit seiner kraftvollen Schwanzflosse ab und macht einen perfekten Salto, einen zweiten, einen dritten

...

Das Wasser schäumt und spritzt, während Faro herumwirbelt. Nach dem dritten Salto richtet er sich auf, hebt seine Schwanzflosse und lässt sie mit solcher Kraft aufs Wasser schlagen, dass mir erneut ein Schwall von Salzwasser ins Gesicht spritzt.

Ich trockne lachend mein Gesicht mit der Hand. Faro steht aufrecht im Wasser und lacht ebenfalls.

»Mach's gut, kleine Schwester«, sagt er leichthin und taucht ab. Ich lehne mich abwartend über den Bug. Bestimmt taucht er gleich wieder auf. Er wird doch nicht einfach so mir nichts, dir nichts verschwinden.

Aber die Oberfläche bleibt glatt. Nicht das leiseste Kräuseln ist zu sehen.

Elvira. Wo ist Elvira?

Ich drehe mich um. Conor beugt seinen Oberkörper über das Wasser. Elvira hat sich ein Stück nach oben gezogen. Stumm blicken sie sich an, ihre Gesichter so nah beieinander, dass sie sich fast berühren. Dann lässt sie sich langsam ins Wasser gleiten. Ihre Schultern tauchen ein, ihr Hals und schließlich ihr Gesicht, umgeben von einer Flut von Haaren.

Sie ist verschwunden. Conor und ich bleiben zurück und starren ihr nach. Erst nach einer ganzen Weile, als wir uns umdrehen, begegnen sich unsere Blicke.

Unser Boot schaukelt sanft in der Dünung. Hoch über unseren Köpfen schwebt eine Möwe. Sie sieht uns an und schreit ihre Neuigkeiten über das Meer. Erzählt Indigo von den jüngsten Ereignissen. Wenn ich mir Mühe gäbe, könnte ich verstehen, was sie sagt. Aber dazu bin ich viel zu müde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel



Ich habe mich nicht einmal bei dir bedankt, Faro. Du hast mir geholfen, Conor an die Oberfläche zu bringen. Ohne dich und Elvira hätten wir Roger und Gray niemals ins Boot hieven können. Du hast uns also gerettet, auch wenn es nicht deine Absicht war.

Ich hatte keine Zeit mehr, mich zu bedanken oder mich von dir zu verabschieden. Das Meer hat dich verschluckt. Es gibt so vieles, das ich dir sagen will, aber jetzt geht das nicht, weil Roger und Gray langsam zu sich kommen. Zunächst müssen Conor und ich uns eine überzeugende Begründung dafür einfallen lassen, dass sie neben ihrer beschädigten Ausrüstung in Rogers Boot auf

dem Boden liegen – eingewickelt in Rettungsdecken und übersät mit blauen Flecken. Außerdem sind wir ihnen eine Erklärung schuldig, warum wir uns ebenfalls an Bord befinden. Sie werden sich sicher daran erinnern, dass sie in der Nähe des Riffs geankert haben, um von dort aus zu tauchen. Dann werden sie bestimmt auch noch wissen, dass sie ohne uns von St Pirans abgelegt haben. Wie sind wir also hierher gekommen?

Gray und Roger erholen sich schneller, als wir zu hoffen gewagt haben. Eine halbe Stunde nachdem Roger kraftlos meine Hand gedrückt hat, ist er wieder auf den Beinen und gibt Conor Anweisungen, wie das Boot zu handhaben ist.

Roger kann sich nicht erinnern, was passiert ist. Was ist schief gelaufen bei ihrem Tauchgang? Wo sind wir auf einmal hergekommen? Roger und Gray betrachten verwirrt ihre blutenden, lädierten Glieder, doch sie erholen sich zusehends und haben jede Menge Fragen. Ich versuche mich an einer

Antwort:

»Conor und ich waren auf den Klippen an der Mündung der Bucht. Ihr wisst ja, dass man von dort aus das Riff erkennen kann. Da wir Dads Fernglas dabei hatten, konnten wir euer Boot ausmachen. Wir haben euch tauchen gesehen. Es ist wirklich ein sehr gutes Fernglas. Conor meinte, wir sollten so lange warten, bis ihr wieder auftaucht. Aber je mehr Zeit verging, ohne dass wir euch zu Gesicht bekamen, desto größer wurden unsere Sorgen. Die Leute sagen ja immer, wie gefährlich es bei den Bawns ist. Als wir uns beinahe sicher waren, dass etwas passiert sein muss, haben wir uns entschlossen ... hinauszuschwimmen.«

»Hinauszuschwimmen?«, wiederholt Roger ungläubig.

»Ja«, bestätigt Conor. »Wir dachten, dass es zu lange dauert, um Hilfe zu holen.«

»Ihr seid von den Felsen aus geschwommen? Bis zu meinem Boot? Aber wir haben hinter dem Riff geankert. Ihr könnt

doch unmöglich die ganze Strecke geschwommen sein.«

»Sind wir aber.«

Roger mustert uns nachdenklich. In seiner Rettungsdeckenrobe sieht er aus wie ein Richter. Langsam schüttelt er den Kopf. Kein Richter würde uns glauben. Auch Roger nicht.

»Das ... das ist doch nicht möglich«, sagt er. Doch ich blicke ihm fest in die Augen. Außerdem ist es nicht einmal gelogen. Wir sind tatsächlich die ganze Strecke geschwommen – zwar nicht so, wie Roger sich das vorstellt, aber das braucht er ja nicht zu wissen.

»Mein Gott, was für ein Glück ihr hattet«, sagt er schließlich mit erneutem Kopfschütteln. Er glaubt uns! Er muss uns glauben. Er hat keine Wahl. Wie sollten wir sonst das Boot erreicht haben?

(Während Roger und Gray immer noch halb bewusstlos waren, haben wir abgesprochen, was wir ihnen sagen wollten. Wie sie am ehesten zu überzeugen wären.

»Wir müssen sie gar nicht überzeugen, Saph«, flüsterte Conor. »Es spielt doch kaum eine Rolle, wie unglaublich die Geschichte ist. Wenn sie die Wahl zwischen etwas Unglaublichem und etwas Unmöglichem haben, werden sie sich für das Unglaubliche entscheiden.«

»Du meinst, sie können entweder glauben, dass wir sie mithilfe zweier Meerwesen aus Indigo gerettet haben, nachdem sie von den Wächterrobben angegriffen wurden, oder sie können uns abnehmen, dass wir die ganze Strecke zum Boot geschwommen sind, weil wir besorgt um sie waren. Sie werden denken, wir könnten bei den Olympischen Spielen mitmachen. «

Conor nickte. »Dann müssen sie uns eben für Olympiaschwimmer halten. Pst! Roger schlägt die Augen auf.«)

Jetzt raschelt Rogers Rettungsdeckenrobe, als er von einem zum anderen schaut. »Mein Gott, ihr wisst ja gar nicht, was für ein

gewaltiges Glück ihr hattet. Was für eine wahnwitzige Idee. Den ganzen Weg – in dem kalten Wasser. Ihr habt ja nicht mal Neoprenanzüge an. Die Strömungen an dieser Küste sind eine tödliche Gefahr. Ihr hättet das nie riskieren dürfen. Und wenn ihr aufs offene Meer hinausgezogen worden wärt, was dann? Eure Schutzengel müssen wirklich Überstunden gemacht haben.«

Was du nicht sagst, Roger, denke ich mit unschuldiger Miene. Du brauchst uns auch nicht zu sagen, wie gefährlich diese Küste ist. Viel gefährlicher, als du glaubst.

»Wir wissen, wo die Strömungen sind«, sage ich ernst, als sei ich mir unseres Risikos vollauf bewusst gewesen. Auch will ich Roger davon überzeugen, dass wir so vorsichtig waren wie nur irgend möglich. »Wir haben uns von der gefährlichen Strömung fern gehalten. Außerdem hatten wir natürlich Glück, dass die See so ruhig war. Unter normalen Umständen wären wir das Risiko auch nie eingegangen, aber wir dachten, ihr

hättet einen Unfall gehabt. Wir wissen ja, dass wir gute Schwimmer sind, nicht wahr, Con?«

Conor wirft mir einen Blick zu, der bedeutet: *Übertreib es nicht, Saph!*

»Als wir das Boot erreichten, sahen wir euch an der Leiter hängen. Obwohl ihr fast bewusstlos wart, habt ihr euch irgendwie an ihr festgeklammert. Wir wussten nicht, was passiert war, aber es sah nach einem schlimmen Unfall aus. Conor hat geschoben und ich gezogen, bis wir euch beide an Bord hatten. Dann haben wir die Rettungsdecken geholt, den Puls kontrolliert und so weiter.«

»Ihr müsst wirklich unglaublich stark sein«, sagt Gray mit seinem australischen Akzent, während er von Conor zu mir und wieder zurückblickt. »Zwei erwachsene Männer die Leiter raufzuziehen, nachdem ihr so lange geschwommen seid. Ihr hättet eine Rettungsmedaille verdient.«

Ich versuche, aus seiner Miene abzulesen, ob er es ironisch meint, aber das tut er nicht. Auch er muss das Unglaubliche für wahr

halten, weil es keine Alternative gibt.

»Es war auch ziemlich anstrengend«, entgegne ich bescheiden, »doch wir wussten nun mal, dass wir nicht nachlassen durften, stimmt's, Con?«

»Ja ...«, bestätigt er zögernd. Ich weiß, dass ihm all diese Lügen zuwider sind, zumal ich uns wider besseres Wissen als Helden darstelle.

»Wenn ich mich doch nur erinnern könnte, was beim Tauchen passiert ist«, sagt Gray. »Ich fühle mich so, als wäre ein Känguru auf meinem Bauch auf-und abgesprungen.«

»Wir haben ein Riesenglück gehabt«, sagt Roger. »Doch wie dem auch sei – ihr dürft nie, nie wieder solch ein Risiko eingehen, ihr beiden. Wenn eure Mutter das erführe, würde sie mich teeren und federn.«

Wenn sie es erführe? Will er ihr womöglich gar nichts davon erzählen?

»Wenn ihr das nächste Mal das Gefühl habt, dass etwas nicht stimmt, dann verständigt die Küstenwache. Riskiert nicht euer eigenes

Leben ...«, fährt Roger fort. Wir kennen den Text zu gut. Er ist auf zahlreichen Hinweisschildern in St Pirans zu lesen. Ich kann mir ein leichtes Lächeln nicht verkneifen. Großer Fehler. Roger sieht mich durchdringend an.

»Wo ist eigentlich euer Fernglas geblieben?«

»Das Fernglas?«

»Ja, das von eurem Vater, durch das ihr uns beobachtet habt.«

»Ach, *das* Fernglas! Wir ...«

»Wir haben es auf den Felsen liegen gelassen«, übernimmt Conor.

»Auf den Felsen?«

»Wir haben es sicherheitshalber oberhalb der Gezeitenlinie hingelegt. Wir finden es bestimmt wieder.«

»Gut«, sagt Roger.

»Doch heute bin ich zu müde, um nach ihm zu suchen«, füge ich rasch hinzu, sollte er vorschlagen, dass wir es nachher noch holen.

»Das machen wir morgen, nicht wahr,

Conor?«

»In Ordnung«, sagt Roger.

Roger und Gray entscheiden sich letztlich dafür, Mum nicht zu sagen, dass wir den ganzen Weg bis zu ihrem Boot geschwommen sind. Sie scheinen aber nicht mit uns über diese Entscheidung diskutieren zu wollen. Wir könnten ja der Meinung sein, dass sie ihr die Wahrheit schuldig wären. Aber wir teilen ihre Meinung, dass es verrückt wäre, ihr davon zu erzählen. Was für einen Zweck sollte das jetzt noch haben, nachdem alles gut überstanden ist? Sie würde nur monatelang Albträume bekommen aufgrund dessen, was mit Dad passiert ist. Sie hätte nie wieder ein sicheres Gefühl, wenn wir ans Meer gehen.

Roger will nicht, dass sie sich um ihn Sorgen macht. Er kennt Mum gut genug, um zu wissen, dass ihre Angst vor dem Meer eine ernste Angelegenheit ist, die sie immer noch quält. Er will nicht, dass sie jedes Mal in

Sorge ist, sobald er mit dem Boot hinausfährt, wie das schon bei Dad der Fall war.

»Eure Mum hat schon genug zu tragen«, sagt er leise. »Und es ist ja noch mal gut gegangen. Wir sind alle wohlauf. Ein bisschen angeschlagen vielleicht, aber es hätte viel, viel schlimmer kommen können.«

Viel schlimmer, als du weißt, denke ich.

»Und was auch immer da draußen passiert sein mag – wahrscheinlich werden wir es nie erfahren –, wir haben es euch zu verdanken, dass wir mit dem Schrecken davongekommen sind«, sagt Roger. »Nicht dass ich euch ermutigen will, noch einmal Kopf und Kragen zu riskieren.«

»Danke nicht uns«, sagt Conor plötzlich. Roger wirft ihm einen fragenden Blick zu, sagt jedoch nichts. Dann kümmern sich beide darum, das Boot sicher an Land zu bringen.

Vielleicht wissen Roger und Gray an einer verborgenen Stelle ihres Bewusstseins sehr genau, was passiert ist. Sie erinnern sich zwar nicht bewusst an den Angriff der

Robben, doch hat dieser in ihrer Seele zweifellos ebensolche Spuren zurückgelassen wie an ihren Körpern. Der Gedanke lässt mich schauern. Vielleicht ist das ein weiterer Grund, warum sie Mum nichts von dem heutigen Zwischenfall erzählen wollen. Sie möchten die Erinnerung daran verdrängen.

Doch glaube ich nicht, dass man das wirklich kann. Ich glaube, dass alles, was wir erleben, irgendwo in unserem Bewusstsein gespeichert wird. Darum sollte man sich auch nicht zwingen, etwas zu vergessen, auch wenn andere Leute das fordern.

Die Leute wollen, dass ich Dad vergesse. Sie sagen das zwar nicht so direkt, aber sie meinen es.

»Das Leben geht weiter, Saph. Du darfst kein Gefangener der Vergangenheit sein. Du musst an die Zukunft denken.«

Wie ich diese Worte hasse. *Das Leben geht weiter*. Dad ist nicht Vergangenheit und ich bin auch keine Gefangene. Ich werde nie aufhören, an ihn zu denken oder nach ihm zu

suchen. Und ich bin sicher, dass er es weiß. Dad weiß, dass ich ihn nie vergessen und immer nach ihm suchen werde. Während wir das Boot auf unsere Bucht zusteuern, schaut Roger zurück in Richtung Riff. Jedes Mal wenn er ein Stück der zerklüfteten schwarzen Felsen über dem Wasserspiegel erblickt, runzelt er die Stirn. Gray dreht sich kein einziges Mal um.

Vor meinen Augen läuft immer wieder derselbe Film ab: Die schwächlichen schwarzen Körper von Roger und Gray, die wie in Zeitlupe durch das aufgepeitschte Wasser taumeln. Sie sinken auf den Meeresgrund, wo sie liegen bleiben und von den Strömungen langsam mit Sand bedeckt werden.

Doch Roger und Gray sind nicht gestorben. Roger sitzt neben mir und wird bald in unser Haus zurückkehren, um mit Mum Karten zu spielen, ihr zu erzählen, was für eine glänzende Köchin sie sei, und mir schrecklich auf den Wecker fallen.

Aber vielleicht wird mich seine Gegenwart weniger irritieren als früher. Es gibt Momente, da unterhalte ich mich gern mit ihm.

Ich kneife meine Augen zusammen, um den Film anzuhalten. Doch ich weiß, dass er wiederkommen wird. Er lauert irgendwo in mir, wie eine beständige Warnung.

Wir sind uns darüber einig, was wir Mum erzählen wollen. Roger wird sagen, dass er uns in seinem Boot mitgenommen hat, damit wir ihnen beim Tauchen zusehen können. (Mum wird uns bestimmt mit dem Boot kommen sehen, weil sie mit dem Picknick auf uns wartet.) Picknick! Ist es möglich, dass dies immer noch derselbe Tag ist und nur wenige Stunden vergangen sind? Laut Rogers Uhr ist es Viertel vor vier. Indigozeit und menschliche Zeit scheinen sich heute kaum unterschieden zu haben. Ich frage mich, warum das so ist. Vielleicht, weil Roger und Gray gar nicht in Indigo waren. Sie sind ins Wasser gesprungen, aber nicht bis nach Indigo vorgedrungen. Und auch wir waren

offenbar an die menschliche Zeit gebunden, sonst hätten wir sie nicht retten können.

Doch als wir in die Bucht einlaufen, ist von Mum nichts zu sehen. Später hat sie uns erzählt, sie hätte es sich anders überlegt, weil sie so viel zu tragen gehabt hätte und sich nicht sicher war, wann Roger und Gray zurückkommen würden. Da fand sie es besser, das Essen kühl zu halten und das Picknick in unserem Garten vorzubereiten.

Roger und Gray stimmen ihr lebhaft zu, dass es sich nicht lohne, all die Sachen jetzt noch an den Strand zu schleppen. Mum hat eine Decke ausgebreitet und die Lebensmittel mit Tüchern vor den Fliegen geschützt.

Doch nachdem sich alle ausgiebig begrüßt haben, wirft sie einen eingehenden Blick auf Roger und Gray. Ihr bleibt nichts verborgen. Sie ist schockiert von dem Kratzer in Grays Gesicht und den vielen blauen Flecken, die immer deutlicher an Armen und Beinen hervortreten.

»Was ist denn mit euch passiert? Oh Gott, ihr hättet niemals dorthin fahren dürfen. Ich wusste doch, dass etwas passieren würde.«

Roger legt ihr den Arm um die Schultern. Ich sehe zum ersten Mal, dass er sie berührt.

»Beruhige dich, Jennie. Es ist alles halb so schlimm. Wir haben nur persönliche Bekanntschaft mit ein paar schroffen Felsen gemacht. Die Strömungen dort sind wirklich noch heftiger, als ich dachte.«

»Die sind lebensgefährlich!«, ruft Mum. Ihre Stimme überschlägt sich fast vor Erregung.

»Die ganze Küste ist gefährlich. Wann begreifen die Leute das endlich?«

Roger rüttelt Mum sanft an der Schulter.

»Komm schon, Jennie. Denk nicht mehr darüber nach. Streich es einfach aus deinem Gedächtnis. Wie werden sowieso nicht mehr am Riff tauchen. Dort gibt es nichts zu finden.«

Mums Gesicht entspannt sich ein wenig.

»Versprichst du mir das?«

»Versprochen!«, sagt Roger. Ich sehe Mum

an, wie erleichtert sie ist. Bevor wir mit dem Picknick beginnen, säubert sie Grays Wunde behutsam mit abgekochtem Wasser und einem Tupfer.

»Wie merkwürdig«, murmelt sie. »Das sieht überhaupt nicht wie eine Schürfwunde aus. Eher, als hätte dich eine Katze gekratzt. Die Wunde ist tief. Ich fürchte, da wird eine Narbe zurückbleiben.«

»Ich wusste gar nicht, dass es in Cornwall Meerkatzen gibt«, entgegnet Gray. Ein müder Witz, doch Mum lächelt. Als sie die antiseptische Creme aufträgt, zuckt er zusammen.

»Es sieht aber wirklich wie eine Kratzspur aus ... wir müssen darauf achten, dass sich die Wunde nicht entzündet.«

»Solche Kratzer hatte ich zuletzt als Kind«, beginnt Roger gedankenverloren. »Ach, übrigens, Jennie, was hältst du davon, wenn wir irgendwann in dieser Woche mal zum Bauernhof rübergehen und ein paar Erkundigungen über Sadie einziehen?«

»Es ist noch keine Entscheidung gefallen, Sapphire!«, sagt Mum hektisch. »Wir ... wollen ihnen nur ein paar Fragen stellen. Jetzt guck mich nicht so an!«

»Wie gucke ich dich denn an?«

»Als wenn du sterben müsstest, wenn du sie nicht bekommst«, antwortet Conor. »Wart's ab, Saph.«

Ich zwinge mich, ruhig zu bleiben. Vielleicht haben es sich Jacks Eltern ja inzwischen anders überlegt. Wer würde einen Hund wie Sadie nicht gern behalten wollen? Ich könnte mir jedenfalls nicht im Traum vorstellen, sie wieder herzugeben, wenn sie erst mal mir gehört.

»Jetzt mach nicht so ein verzweifertes Gesicht, Saph«, sagt Roger. »Wir tun, was wir können.«

In dieser Nacht schläft Roger auf unserem Sofa. Mitten in der Nacht schreit er plötzlich auf. Mum eilt die Treppe hinunter und ich höre sie eine Weile miteinander reden, doch ich

kann nicht verstehen, was sie sagen. Am Morgen, nachdem Roger gegangen ist, frage ich Mum, was los war.

»Roger hatte einen Albtraum«, sagt sie.

»Was für einen?«

»Du weißt ja, wie das ist. Albträume ergeben keinen Sinn. Er träumte, er würde von einer Horde riesiger Robbenbullen gejagt und könnte ihnen nicht entkommen. Es muss ein schreckliches Gefühl gewesen sein. Er war schweißgebadet, als er aufwachte.«

»Armer Roger.«

»Es ist schön, dass du dir jetzt so viel Mühe mit ihm gibst«, sagt Mum anerkennend.

»Weißt du, als wir über den Albtraum sprachen, da hat er plötzlich gesagt, wie dankbar er dir sei. Ist das nicht eine merkwürdige Aussage? Wofür soll er dir denn dankbar sein? Du hast doch nur aufgehört, ihn wie Luft zu behandeln ... Geht's dir gut, Sapphire? Du siehst ja so blass aus.«

»Ist schon okay, Mum. Manchmal tut es beim Atmen etwas weh.«

»Was für ein Schmerz ist das? Hast du das Gefühl, deine Brust ist wie zugeschnürt? Hol mal tief Luft und lass mich hören.«

Als sie jung war, wollte Mum Krankenschwester werden, doch sie besaß nicht die nötigen Qualifikationen. Sie hat eine Erste-Hilfe-Ausbildung gemacht und immer gesagt, sie würde das gerne ausbauen. Doch bis jetzt findet ihre Weiterbildung ausschließlich zu Hause statt.

»Meinen letzten Asthmaanfall hatte ich, als ich sechs war. Das fühlt sich anders an.«

»Wie auch immer. Du solltest dir unbedingt mal einen ruhigen Tag gönnen, und zwar gleich morgen. Schau dir einen Film an, lies ein Buch. Conor und du, ihr seid wirklich ständig im Wasser. Am Ende wachsen euch noch Schwimmhäute. «

»Ach, Mum ...«

»Ich meine es ernst.«

»Wenn ich einen Hund hätte«, sage ich beiläufig und werfe Mum einen verstohlenen Blick zu, »dann würde ich es mir noch lieber

zu Hause gemütlich machen. Wenn ich nicht gerade mit ihr spazieren gehe.«

Fast kann ich diesen Gedanken über Mums Gesicht wandern sehen. *Sapphire hat Recht. Wenn sie einen Hund hätte, um den sie sich kümmern müsste, dann würde sie nicht dauernd zur Bucht hinunterlaufen.*

Ich füge dem nichts hinzu. Mum braucht immer ein wenig Zeit, sich an einen neuen Gedanken zu gewöhnen.

Wenn Sadie hier wäre, dann könnte ich ihr alles erzählen. Ich könnte in ihre weichen Ohren flüstern und sie würde mir aufmerksam zuhören. Bestimmt würde sie auch ein bisschen verstehen. Es gibt so viele Dinge, die ich niemand erzählen kann, nicht einmal Conor oder Faro. Und so viele Fragen, die ich gern stellen würde.



Es ist Conor, dem Roger dankbar sein sollte, nicht mir. Conor war kaum noch in der Lage, sich zu bewegen oder zu atmen – dennoch ist er den Robben gegenübergetreten, um ihn zu

retten. Ich weiß nicht, was für eine Magie in Conors Gesang war, doch sie war stark genug, um die Robben zu zähmen. Granny Carne sagte, auch Conor habe ganz besondere Kräfte. Das solle er nicht vergessen. Ich dachte, in Indigo wäre ich stark und Conor schwach, doch er war es, der Roger und Gray gerettet hat. Faro und ich und Elvira haben nur das vollendet, was er begonnen hat.

Ich habe Faro zweimal gerufen, als ich ihn brauchte. Und beide Male ist er gekommen, um mir zu helfen. Doch er kam nicht, weil ich ihn mit meiner Kraft dazu gezwungen habe, da bin ich ganz sicher. Ich frage mich, woher dieses Gefühl kommt, dass wir beide miteinander verbunden sind. Ich glaube, ihn schon viel länger zu kennen, als es tatsächlich der Fall ist.

Faro nannte mich »kleine Schwester«. Als ich sagte, ich sei nicht seine Schwester, schien ihm etwas auf der Zunge zu liegen. Schließlich, bevor er uns verließ, hat er mich

noch einmal »kleine Schwester« genannt.

Ich wünschte, ich hätte mich bei ihm bedankt. Und seine Salti waren unglaublich. Ich will auch lernen, wie man einen Salto macht. Vielleicht kann Faro es mir eines Tages beibringen.

Aber ich will nicht zu viel an Indigo denken. Sobald ich Indigo zu stark in mein Herz lasse, verdrängt es alles andere. Auch das habe ich gelernt. So ist es dem ersten Mathew Trewhella ergangen, als er der Meerfrau von Zennor folgte und Annie zurückließ, deren Kind ohne Vater aufwuchs.

Wenn ein Kind geboren wird, denke ich immer, dann geben die Eltern damit ein Versprechen ab, bei ihm zu bleiben. Doch Versprechen können gebrochen werden. Der erste Mathew Trewhella brach sein Versprechen. Ich frage mich, ob er seine Familie wirklich vergessen hat oder ob ihn die Erinnerung sein Leben lang schmerzte.

Wenn jemand dich plötzlich verlässt, hast du das Gefühl, ein Riss ginge durch dich

hindurch oder dir würde etwas fehlen. Seit Dad weg ist, bin ich unvollständig, und auch er ist unvollständig. Doch frage ich mich, ob die beiden Teile noch zusammenpassen, wenn ich ihn gefunden haben werde.

Und ich werde ihn finden. Das ist mehr als ein Versprechen. Es ist ein Schwur.

Vierundzwanzigstes Kapitel



Es ist Abend geworden. Ich habe mich entschlossen, den Garten auf Vordermann zu bringen, der seit Dads Verschwinden ziemlich verwahrlost ist. Ich jäte Unkraut, schneide die Sträucher zurück und schichte sämtlichen Gartenabfall zu einem großen Haufen auf. Dad wäre begeistert. Obwohl ich erhitzt bin und schwitzige Hände habe, ist es ein gutes Gefühl. Conor ist mit Mum nach St Pirans gefahren. Doch ich bin gerne zu Hause geblieben, weil ... weil etwas Wunderbares geschehen ist. Jemand ist bei mir. Sie liegt auf dem Weg und betrachtet mich mit ihren intelligenten Augen. Hin und wieder steht sie auf, um einen der Millionen Gerüche zu

erkunden, die nur ein Hund wahrnimmt.

Na ja, sie ist noch nicht wirklich mein Hund. Aber ich arbeite daran. Wir haben sie für eine Woche in Pension genommen, weil Jacks Familie im Urlaub ist. Wir prüfen, wie wir mit ihr zurechtkommen.

»Gibt gleich Abendessen, Sadie.« Sie wedelt mit dem Schwanz. Sie versteht jedes Wort, das ich sage.

»Was meinst du, Sadie? Wäre Dad nicht sehr zufrieden mit mir?«

Die Bienen machen sich auf den Heimweg, nachdem sie sich den ganzen Tag in den Blumen aufgehalten haben. Als eine von ihnen meinen Arm streift, frage ich mich, ob sie wohl zu Granny Carnes Bienenstock zurückfliegt. Sie hält inne und vergräbt sich in einer Löwenmaulblüte, in der ich sie summen und brummen höre. Vielleicht steckt sie fest. Nein, langsam kommt sie wieder zum Vorschein.

Plötzlich kommt mir eine Idee. Wenn Conor mit dem gesamten Bienenstock geredet hat,

vielleicht kann ich mich dann wenigstens mit einer einzelnen Biene unterhalten.

»Äh, hallo ... kannst du mich hören?«

Doch sobald ich den Mund aufmache, weiß ich, dass es nicht funktionieren wird. Ich habe keines dieser Gefühle in mir, von denen Conor erzählt hat. Um ehrlich zu sein, glaube ich nicht, dass ich auch nur das kleinste bisschen Erdmagie in mir habe. Die Bienen nehmen einfach keine Notiz von mir, sondern fliegen mit ihren Unmengen von Blütenstaub davon.

In diesem Moment fällt ein Schatten über mich. Ich blicke rasch auf, kann jedoch nichts erkennen. Doch Sadie ist aufgesprungen, sträubt ihr Fell und stößt ein tiefes Knurren aus. Die Abendsonne hat an Kraft verloren, doch nicht nur das. Die Lichtverhältnisse haben sich vollkommen verändert. Plötzlich wird der Garten in ein seltsames blaugrünes Licht getaucht, als läge er unter Wasser. Doch das Meer kann hier nicht eindringen. Indigo darf seine Grenzen nicht überschreiten,

das weiß ich.

»Sadie!«

Sadie weicht zurück und drückt sich laut knurrend an meine Beine. Irgendwas macht ihr Angst. Doch aus unerfindlichen Gründen bleibe ich ganz ruhig, obwohl sich etwas anbahnt, das spüre ich sehr genau.

»Myrgh kerenza«, sagt eine Stimme. Sie ist so nah und vertraut, dass ich kaum glauben kann, dass außer uns niemand im Garten ist.

»Myrgh kerenza ...«

Mein Bewusstsein erweitert sich und lässt mich die Bedeutung der Wörter verstehen. *Meine liebe Tochter*. Nur zwei Menschen auf der Welt können mich so ansprechen.

»Dad!«, flüstere ich. »Bist du's?«

Dad hier in unserem Garten, zu Hause ...

Doch niemand antwortet. Langsam ändert sich das Licht wieder. Die blaugrüne Tönung verwandelt sich in das warme Gold der Abendsonne. Sadie entfernt sich von mir und schüttelt sich, als käme sie aus dem Wasser. Dann bricht sie in heftiges Bellen aus.

»Ruhig, Sadie!«

Ich lausche angestrengt, höre jedoch nichts anderes als die üblichen Abendgeräusche des Sommers. Ich verspüre eine wohlige Wärme. Ich bin Dads myrgh kerenza. Seine liebe Tochter. Er weiß es und ich weiß es auch. Nachdem Conor mit den Bienen gesprochen hat, wusste er, dass Dad lebt. Ich habe ihm geglaubt, war mir jedoch nicht vollkommen sicher.

Jetzt weiß ich es.



cbj

ist der Kinder-und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Erstmals als Taschenbuch April 2011

Gesetzt nach den Regeln der

Rechtschreibreform © 2005 by Helen

Dunmore Konvertiert : von Darkmon

Die englische Originalausgabe erschien
2005

unter dem Titel »Ingo« bei HarperCollins
Children's Books, London

© 2006 für die deutschsprachige Ausgabe
bei cbj Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Dieses Werk wurde erstmals unter dem Titel
»Indigo — Im Sog des Meeres« veröffentlicht

Übersetzung: Knut Krüger

Lektorat: Ulrike Hauswaldt

Umschlagabbildung: Mauritius Images / Cusp,
Shutterstock / Vividfour

Umschlagkonzeption: zeichenpool, München
st · Herstellung: CZ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-64103944-8

www.cbj-verlag.de
www.randomhouse.de

Table of Contents

[Helen Dunmore Nixenblut](#)

[DIE AUTORIN](#)

[Erstes Kapitel](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel](#)

[Viertes Kapitel](#)

[Fünftes Kapitel](#)

[Sechstes Kapitel](#)

[Siebtes Kapitel](#)

[Achtes Kapitel](#)

[Neuntes Kapitel](#)

[Zehntes Kapitel](#)

[Elftes Kapitel](#)

[Zwölftes Kapitel](#)

[Dreizehntes Kapitel](#)

[Vierzehntes Kapitel](#)

[Fünfzehntes Kapitel](#)

[Sechzehntes Kapitel](#)

[Siebzehntes Kapitel](#)

[Achtzehntes Kapitel](#)

[Neunzehntes Kapitel](#)

Zwanzigstes Kapitel

Einundzwanzigstes Kapitel

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Vierundzwanzigstes Kapitel